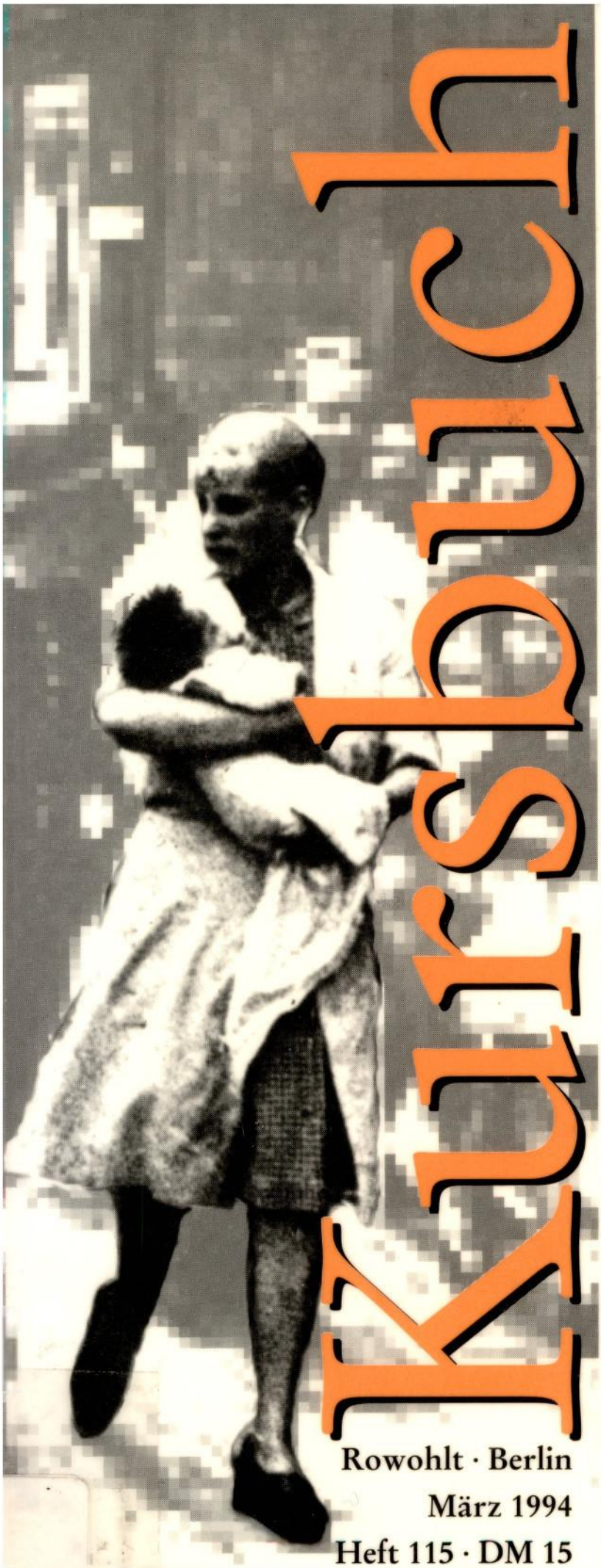


Kursbuch

Kollaboration

Goethe

Karl Markus Michel,
Das Fähnchen
Wolfgang Engler,
Die kleine Freiheit
Jürgen Fuchs,
Ich du er sie es …
Udo Tietz,
Die schmutzigen Hände
Stefan Welzk,
Schalck, Strauß & Co.
S. Sauer / D. Konnerth,
Deutsche Deponien
Sibylle Tönnies,
Auch ich. Goethe
Irene Böhme,
Mit den Waffen der Frau
Herbert Will,
Der Fall der DPG
Peter Sichrovsky,
Verordnete Versöhnung?
Oliver Fahrni,
Mythos Résistance
Markus Heiniger,
Das helvetische Paradox
Richard Wagner,
Osteuropas Kollaboration
Falco Werkentin,
Der Mensch ist schlecht

Rowohlt · Berlin
März 1994
Heft 115 · DM 15
A 20281 F

Kursbuch 115
Kollaboration
März 1994

Karl Markus Michel, Das Fähnchen. Kleine Kasuistik der Kollaboration **1**
Wolfgang Engler, Die kleine Freiheit. Leben und Überleben in Ostdeutschland **22**
Jürgen Fuchs, Ich du er sie es wir ihr sie. Eine «Kontaktierungs»-Revue **41**
Udo Tietz, Die schmutzigen Hände **61**
Stefan Welzk, High-Tech, Standuhr, Katzenfutter. Ansätze zu einer moralisierenden Kasuistik wirtschaftlicher Zusammenarbeit mit repressiven Regimen **77**
Sabine Sauer / Detlev Konnerth, Deutsche Deponien. Berlin Document Center und Stasi-Archiv Berlin **89**
Sibylle Tönnies, Auch ich. Goethe **99**
Irene Böhme, Mit den Waffen der Frau **117**
Herbert Will, Heil Hitler! Gez. Müller-Braunschweig. Gab es eine Kollaboration der deutschen Psychoanalyse mit dem Nationalsozialismus? **123**
Peter Sichrovsky, Verordnete Versöhnung? Deutsche und Juden **137**
Oliver Fahrni, Frankreich – vom richtigen Gebrauch der Résistance **147**
Markus Heiniger, Das helvetische Paradox. Die Schweiz und das Dritte Reich **159**
Richard Wagner, Osteuropa oder die permanente Kollaboration **175**
Falco Werkentin, Der Mensch ist schlecht. Wie das Problem der Denunziation zu lösen wäre **183**

94-103

Goethe Institut e.V. Bibliothek

ausgeschieden am: 95

Begründet von
Hans Magnus Enzensberger
Herausgegeben von
Karl Markus Michel und
Tilman Spengler
Redaktion: Ingrid Karsunke

Das KURSBUCH erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 12.-, im Einzelverkauf DM 15.-
VERLAG:
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Einsteinufer 63a, 10587 Berlin, Telefon 030-342 00 11.
Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT:
Karl Markus Michel und Ingrid Karsunke.
ANZEIGENVERWALTUNG:
Runze & Casper Verlagsservice OHG, Schöneberger Ufer 65, 10785 Berlin, Telefon 030-250 08 41, Fax: 030-250 08 349.

COPYRIGHT: © 1994
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung und der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen und alle elektronischen Übermittlungen vorbehalten.

GESAMTHERSTELLUNG:
Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen
ISBN 3-7134-115-0
ISSN 0023-5652
BEILAGEN:
Claassen Verlag, »Kirschkern« Buch-versand (Teilbeilage), Verlag Neue Kritik (Teilbeilage). Wissenschaftliche Buchgesellschaft

Karl Markus Michel
Das Fähnchen

Kleine Kasuistik der Kollaboration

> »Es gibt die Ungeheuer, aber sie sind zu wenige, um wirklich gefährlich werden zu können. Gefährlich sind die normalen Menschen.« Primo Levi, *Se questo è un uomo*, Appendix 1976

1. Die Schuldfrage

Casus 1 »Meine ›Ahnen‹ geruhten ins Ausland zu fliehen. Gestern erhielt ich von meinem teuersten Papachen einen Brief mit der Order, ›die Wohnung zu hüten‹. Zu diesem Zwecke empfiehlt er mir, einen Bolschewiken zu heiraten. Und dann, sagt er, wird man weitersehen.«[1]

So spricht, in Anatoli Marienhofs Roman *Zyniker*, die kapriziöse Olga. Eine simple Opportunitätserwägung im Moskau des Jahres 1918. Es gilt, sich einzurichten in veränderten Umständen. Die Frage der Moral stellt sich nicht. (Sie würde sich nur nachträglich gestellt haben, nach einem Scheitern der Revolution – als ein Personalproblem: wohin mit dem angeheirateten Bolschewiken?) Auch in den folgenden Fällen soll die Frage der Moral, die sich freilich immer wieder stellt, nicht entschieden werden. Sie läßt sich nicht entscheiden, weil die Bedingungen, unter denen es zur Kollaboration kommt, die Voraussetzung moralischen Handelns untergraben. Ist z. B. Margret Boveri, die 1934-36 für das *Berliner Tageblatt* schrieb, dadurch zur Kollaborantin geworden? Uwe Johnson fragte sie das 35 Jahre später – taktlos:

Casus 2 »*Wie hätten Sie sich verhalten, wenn jemand taktlos genug gewesen wäre, in einer Gesellschaft im Ausland die Zeitung aus der Tasche zu ziehen und Ihnen diese Hamburger Meldung [über Rasseschande-Urteile] vorzulesen? Sie sind Mitarbeiterin dieses Blattes – wie hätten Sie reagiert?*

... Ich glaube, ich hätte versucht zu erklären, was ich mir selbst von Fall zu Fall klarzumachen versuchte: ›Es ist nicht möglich, auf das Ganze, was hier geschieht, eine verändernde Wirkung auszuüben. Es ist aber wohl möglich, in dem begrenzten Bereich, in dem man lebt und arbeitet, in einer Gegenhaltung, sich seinem Gewissen entsprechend zu verhalten.‹ ...

... Sie haben sich kleine Alibis verschafft durch eingeschmuggelte Adjektive oder Nebensätze. Im Zentrum immer Frau Boveri, die ihre nicht genau durchdachten, aber vorhandenen Bedürfnisse in dieser Art befriedigte. Das nenne ich amoralisch.

Gut. Das gestehe ich Ihnen zu ... Ich bin noch heute überzeugt ..., daß wir am Berliner Tageblatt, an der Frankfurter Zeitung etwas Wertvolles geleistet haben für die Gegner des Regimes, auch für die Heranwachsenden ... Sie sehen nur die negative Seite: Daß es noch lange eine so relativ anständige, lesbare, informierende Zeitung wie die Frankfurter gegeben hat, erhöhte das Prestige des Regimes. Über diesen Punkt werden wir uns nie einigen können.«[2]

Schon unmittelbar nach dem Krieg war die Verständigung gescheitert – in der sogenannten Großen Kontroverse, in der Thomas Mann die selbstgerechten »inneren Emigranten« des moralischen Stumpfsinns zieh:

Casus 3 »Es war nicht erlaubt, es war unmöglich, ›Kultur‹ zu machen in Deutschland, während rings um einen herum das geschah, wovon wir wissen: es hieß die Verkommenheit beschönigen, das Verbrechen schmücken … Wie durfte denn Beethovens ›Fidelio‹, diese geborene Festoper für den Tag der deutschen Selbstbefreiung, im Deutschland der zwölf Jahre nicht verboten sein? Es war ein Skandal, daß er nicht verboten war, sondern daß es hochkultivierte Aufführungen davon gab … Denn welchen Stumpfsinn brauchte es, im Deutschland Himmlers den Fidelio zu hören, ohne das Gesicht mit den Händen zu bedekken und aus dem Saal zu stürzen!«[3]

Unter verschärften Bedingungen – im Lager Kolyma in Sibirien, Mitte der fünfziger Jahre – stellte sich diese Frage der Strafkolonistin Jewgenia Ginsburg, als sie dazu bestimmt wurde, den Lageroffizieren Literaturunterricht zu erteilen: durfte sie das? Ein Mithäftling provoziert sie:

Casus 4 »›Das heißt also, daß sie im Grunde prima Kerle sind, die Offiziere aus dem bekannten Ressort? Und es ist recht angenehm, sie in klassischer Literatur zu unterrichten? Zumal Sie ja so gern wieder in Ihrem Beruf arbeiten wollten …‹
›Ja, ich habe mich jahrelang danach verzehrt, wieder … zu unterrichten und zu schreiben. Die ganzen Jahre, während ich Bäume abgesägt, Holz gehackt, gemäht, Böden geschrubbt, Wunden verbunden habe … Ist das ein Verbrechen? Ein Beweis dafür, daß ich keine Grundsätze habe?‹
›Ja. Weil man Sie dazu ausersehen hat, Kerkermeister auszubilden.‹
›Kommt es Ihnen nie in den Sinn, daß es unter den kleinen Mitläufern in der Armee des Bösen Leute gibt, die man auf die Seite des Guten hinüberziehen könnte?‹
Und da kam mir plötzlich die Erleuchtung. Ich begann davon zu sprechen, daß in unserer Epoche, die gekennzeichnet ist dadurch, daß … die Grenze zwischen Henkern und Opfern verwischt wird, eben diese Barriere nicht mehr existiert, wie sie beispielsweise 1905 noch säuberlich die beiden Lager getrennt hat: auf dieser Seite *wir*, auf der anderen Seite *sie* … Dieses ungeheuerliche System hat die Seele der Menschen durch die große Lüge korrumpiert und es geschafft, Tausende und aber Tausende von einfachen Leuten in Versuchung zu führen. Und nun? Sich an ihnen allen rächen? Es an Grausamkeit dem Tyrannen gleichtun? Den Haß in alle Ewigkeit siegen lassen?«[4]

Und wem steht es zu, die Guten von den Bösen zu scheiden? Nehmen wir Peter Huchel, einen wahren Ariel, der sich weder im braunen noch im roten Regime je die Hände schmutzig machte. Und doch hatte sein Freund Alfred Kantorowicz 1953 einen infamen Traum:

Casus 5 »Mir träumte: Die Nazizeit war wiedergekommen. Vor einem mächtigen Gebäude traf ich auf der Straße Huchel, und er redete mir verhalten zu, ihn in das Ministerium, vor dem wir standen, zu begleiten. Er wollte mich mit Göring bekannt machen … Meine Weigerung, ihm zu Göring zu folgen, hatte den Akzent der Verlegenheit. Ich fühlte, daß moralische Bedenken fehl am Platze waren, und gestand ihm insgeheim das Recht zu, mich meiner Vorbehalte wegen zu verachten. Ich war nicht zeitgemäß; er war es …
Als ich meinem vertrautesten Freund, Max Schröder, damals Cheflektor und guter Geist des Aufbau-Verlages, den seltsamen … Traum erzählte und ihn um Deutung bat, sagte er: ›Das ist doch ganz klar. Göring ist Becher.‹ In der Tat, das war die Auflösung …

So viel ist gewiß: Huchel hat sich nie mitschuldig gemacht. Er hat nicht denunziert, nicht verleumdet, nicht intrigiert. Seine Hände sind rein ... Aber er hat sich der Identifizierung mit dem Vollstrecker des Unrechts, Johannes R. Becher, nicht entzogen. Er saß in guter Haltung mit an der Festtafel ...«[5]

›Doppelleben‹ war das Etikett, das sich, dank Gottfried Benn, nach dem Krieg für entsprechende Balanceakte einstellte – im Westen. Der Begriff suggerierte, daß es sich dabei um etwas Riskantes, ja Heroisches handelte, anders als der Begriff der ›inneren Emigration‹, der von Anfang an larmoyant defensiv war: gegen den »Flüchtling« Thomas Mann gerichtet. Schon zu Beginn der »Großen Kontroverse« von 1945 definierte Frank Thieß die »innere Emigration« als ein Bollwerk der Innerlichkeit:

Casus 6 »... die Welt, auf die wir innerdeutschen [sic!] Emigranten uns stützten, war ein innerer Raum, dessen Eroberung Hitler trotz aller Bemühungen nicht gelungen ist ... Auch ich bin oft gefragt worden, warum ich nicht emigriert sei, und konnte immer nur dasselbe antworten: Falls es mir gelänge, diese schauerliche Epoche ... lebendig zu überstehen, würde ich dadurch derart viel für meine geistige und menschliche Entwicklung gewonnen haben, daß ich reicher an Wissen und Erleben daraus hervorginge, als wenn ich aus den Logen und Parterreplätzen des Auslands der deutschen Tragödie zuschaute.«[6]

Will heißen: Wir könnten in jeder Generation einen Hitler, ein Auschwitz brauchen, damit wir innerlich bereichert werden ... Dennoch: der Rückzug ins Ästhetische – im Modus des Doppellebens – scheint moralisch unbedenklicher zu sein als der Vorstoß ins Politische, denn im letzteren Fall wohnen nicht nur zwei Seelen in einer Brust, sondern zwei Überzeugungen, und schon stellt sich die Frage der Redlichkeit:

Casus 7 »›Wenn einer Abram Terz ist, und ich bin für Abram Terz, kann er nicht zugleich Sinjawski sein, der diese und jene Artikelchen für die Sowjetenzyklopädie schreibt. Entweder – oder ...‹
›Und wovon soll er leben?‹
›Von seinem Buch über Picasso, das er immerhin geschrieben hat.‹
›Nun gut, er hat es geschrieben, und weiter? Übrigens spart er auch darin nicht an Sowjetvokabular. Gleich satzweise findet es sich.‹
›Dann kann er eben nicht Terz sein.‹
›Er möchte es aber. Und er ist es geworden. Dafür gebühren ihm Ehre und Ruhm.‹
›Nein, nicht dafür. Weil er nicht abschwört, deshalb.‹
›Moment, Moment, darum geht es hier nicht. Die Frage ist doch, ob man zugleich –‹
›Man kann!‹
›Kann man nicht!‹
›Und ich sage – man kann! Ich werde es dir beweisen ...‹«[7]

Der Beweis wird natürlich nicht geführt (in Viktor Nekrassows Roman *Drei Musketiere aus Leningrad*), er wird höchstens gelebt (vgl. Casus 23). Gleichviel: es *gibt* Abram Terz, obschon zum Preis einer sechsjährigen Haft Sinjawskis. Deshalb taugt Terz auch schlecht als Zeuge für jene Nischen-Theorie, derzufolge in einem totalitären Regime die heile Welt der Privatheit unberührt bleibe vom öffentlichen Unheil.

Casus 8 »Das totalitäre Regime erzeugt nämlich in den Menschen die Illusion, es kontrolliere ›nur‹ das öffentliche Leben, während jeder der eigene Herr über sein Privatleben bleibe. Wir konnten also ungehindert – jedenfalls bildeten wir uns das ein – die Freuden der Freundschaft und der Liebe, der Sinne und des Geistes genießen; leidenschaftliche Gespräche über die interessantesten Themen, die sich bis weit nach Mitternacht hinzogen, ließen uns in der Illusion der Freiheit leben. Wir waren zweifellos noch zu jung, um zu wissen . . ., daß wir, die wir meinten, in einem Teilbereich unseres Lebens der totalitären Kontrolle zu entgehen, ihr in Wirklichkeit freie Hand gaben, um das gesellschaftliche Leben – das ganze Leben also – auf ihre Weise zu regulieren.«[8]

Die zur Erklärung des Lebens unter dem Hakenkreuz oder dem Sowjetstern so oft bemühte Zwei-Welten- oder Zwei-Seelen-Lehre diente selbst noch den Tätern dazu, sich moralisch zu salvieren. Hannah Arendt verwies auf die Absurdität einer solchen – meist nachträglichen – »inneren Emigration« (sie verwendete den Ausdruck abweichend, synonym mit ›innere Opposition‹):

Casus 9 »Die sogenannte ›innere Emigration‹ in Deutschland . . . all jene, die im Dritten Reich Stellungen, und oft genug hohe Stellungen, innehatten und dann nach dem Kriege sich selbst und der Welt erklärten, sie seien jederzeit ›*innerlich* Gegner des Regimes‹ gewesen . . .
Wie mir einmal ein sehr bekannter ›innerer Emigrant‹, der gewiß subjektiv aufrichtig war, versichert hat, mußten sie ›nach außen‹ sogar nazistischer auftreten als gewöhnliche Nazis, um ihr Geheimnis zu wahren . . . Eine so finstere Figur wie Dr. Otto Bradfisch, ehemaliges Mitglied einer Einsatzgruppe, der die Erschießung von mindestens 15 000 Menschen geleitet hat, erklärte in seinem ersten Prozeß im Jahre 1961 vor einem Münchner Gericht, er sei ›innerlich‹ stets dagegen gewesen . . .«[9]

Die »Ungeheuer« (in Primo Levis Sinn) demonstrieren uns, wessen wir »normale Menschen« fähig sein können. In diesem Fall zeigen sie, daß sich selbst in ihnen noch so etwas wie ein Gewissen regt. Die individuelle Schuld, die nur aus der Freiheit der Wahl folgen kann, mag in totalitären Systemen aufgehoben sein, aber aufgehoben auch in dem Sinn, daß sie erhalten bleibt: als ein Letztes. Diese Schuld ist jedoch, außer bei den »Ungeheuern«, nicht die des Anderen, sie kann nur *mea culpa* sein. Das bezeugte nach »achtzehn Jahren der Hölle auf Erden«, nämlich im sibirischen Lager Kolyma, Jewgenia Ginsburg:

Casus 10 »›Mea culpa‹ pocht in jedem Herzen, die Frage ist nur, wann der Mensch diese Worte hört . . . In schlaflosen Stunden tröstet das Bewußtsein nicht, daß man nicht unmittelbar an Mord und Verrat beteiligt war. Denn nicht nur der hat getötet, der zugeschlagen hat, sondern auch jene, die das Böse zugelassen haben, ganz gleich wodurch: durch das gedankenlose Wiederholen gefährlicher Theorien, das wortlose Heben der rechten Hand, das halbherzige Schreiben von Halbwahrheiten. Mea culpa . . .«[10]

Es gibt das enge Gewissen einer Jewgenia Ginsburg, es gibt das weite Gewissen einer Margret Boveri. Doch der Weg in die Kollaboration ist der gleiche, er führt über lauter »kleinere Übel«.

Vielleicht wollte er gar nichts beweisen, sondern einfach nur seine Ruhe haben. Jedenfalls hat er sich nach der Machtergreifung der Nazis nicht anders verhalten als vorher. Das war sein Fehler:

Casus 11

»Ortsgruppe Hammer Park
An die Kreisleitung Hamburg 5
Kreisleiter Pg. Brandt Hamburg, den 14. November 1938
Im Chapeaurougeweg 5 wohnt bei einem Frl. Seidel (Bücherstube Hammerbrook) ein Lehrer Volkhausen, dessen Verhalten und Lebenswandel zu einem immer größeren Ärgernis wird. V. hatte bis vor kurzem niemals geflaggt...
Der Bitte und später Aufforderung des Blockleiters kam V. nicht nach, indem er erklärte, daß er als Untermieter kein Recht habe, bei seiner Wirtin zu flaggen. Auf dringende Vorhaltungen des Blockleiters erklärte er ferner, früher sei es auch nicht Sitte gewesen zu flaggen, außerdem wüßte er gar nicht, was ihn veranlassen könnte zu flaggen (es handelte sich dabei um die Beflaggung anläßlich des *Führerbesuchs*). Schließlich bequemte man sich, ein kleines Fähnchen am Balkongitter zu befestigen, das der leiseste Wind in den Balkon hineinzuwehen pflegt...
Gibt es kein Mittel, um solchen ›Jugenderzieher‹ von dieser Tätigkeit, für die ihm bestimmt die moralischen Qualitäten fehlen, zu entfernen?...«[11]

Daß Lehrer V. den Hütern der neuen Moral einen Schritt entgegenkam – einen so kleinen, daß es wie Hohn wirkte –, nutzte ihm nichts mehr. Da er von einem Kollegen auch noch als Roter denunziert wurde, drohte ihm wohl mehr als nur ein Berufsverbot. Hätte er, auch seiner Wirtin und den gemeinsamen Kindern zuliebe, nicht gut daran getan, ein bißchen früher und ein bißchen mehr zu flaggen? Oder war sein kleines Fähnchen schon zuviel der Anpassung, schon Opportunismus? Kurz: hat Lehrer V. richtig gehandelt? Das soll hier, wie gesagt, nicht entschieden werden. Es geht zunächst nur darum, wie es zur Kollaboration kommt. Durch kleine Schritte, ob freiwillige oder erpreßte – das ist oft schwer zu entscheiden: die Artikel von Margret Boveri, das Fähnchen von Lehrer V. oder ein Telegramm von André Gide:

Casus 12 »Auf dem Wege von Tiflis nach Batumi kommen wir durch *Gori*, die kleine Stadt, in der Stalin geboren ist. Ich habe gedacht, es sei gewiß höflich, ihm einen Gruß zu schicken... Ich lasse das Auto vor dem Posthaus halten und reiche den Text einer Depesche hin. Sie beginnt etwa: ›Im Laufe unserer wundervollen Reise durch Gori kommend, empfinde ich das herzliche Verlangen, Ihnen...‹ Aber hier stockt der Übersetzer: So dürfe ich das nicht ausdrücken; wenn es *Stalin* sei, dem dieses ›Ihnen‹ gelte, das sei durchaus nicht schicklich... Man schlägt mir vor: ›Ihnen, dem Oberhaupt der Arbeiter‹ oder ›dem Herrn der Völker‹ oder – ich weiß nicht mehr, was noch. Ich finde das absurd, bekenne mich zu der Ansicht, Stalin sei über einen solchen Byzantinismus erhaben. All mein Sträuben ist vergebens... So unterwerfe ich mich, des Haders müde, lehne aber jede Verantwortlichkeit ab und denke mit Betrübnis, wie derlei beitragen müsse, zwischen Stalin und dem Volke eine schreckliche, eine unüberwindliche Kluft entstehen zu lassen.«[12]

Ein alter Hut – Geßlers Hut. Gides Stilempfinden sträubt sich dagegen, den Diktator durch einen Titel zu ehren. Er gibt schließlich nach und lehnt die Verantwortung ab. Aber wofür? Er, der Neophyt, der vier Jahre vorher ein öffentliches Bekenntnis zur Sowjetunion als Erlöserin der elenden Menschheit abgelegt hatte – »Meine Bekehrung hat etwas Religiöses« –, verlor schon 1936, als er, ein hofierter Staatsgast, durch das gelobte Land reiste, seinen Glauben wieder (was er gleich nach seiner Rückkehr in dem Traktat *Retour de l'U.R.S.S.* kundtat). Aber warum spürte er dann unterwegs noch »das herzliche Verlangen«, Stalin ein Telegramm zu schicken? Und warum beugte er sich, obschon mit Vorbehalt, in einer Etikettenfrage? Gide ahnte, daß die Etikette den Diktatoren heilig ist. Hier setzt die Nötigung der Untertanen an: Fahnen vors Fenster hängen, den rechten Arm heben, die richtigen Formeln sprechen, die verordnete Trauer bekunden ...

Casus 13 »Ich erinnere mich, daß wir kurz nach Stalins Tod einen Schüler meiner Klasse aus dem Komsomol ausschlossen, weil er sich anscheinend nicht ausreichend traurig über dieses traurige Ereignis gezeigt hatte. Einige Zeit später ... wurde seine Familie, ›weiße‹ Russen, die nach der Revolution nach Bulgarien ausgewandert waren, in die UdSSR zurückgerufen, und man hörte nie mehr von ihnen ... Ich habe jedesmal so gestimmt, wie ich es tun mußte. Wenn ich in Bulgarien geblieben wäre, hätte ich die folgenden dreißig Jahre damit zugebracht, Halbwahrheiten zu schreiben, wobei ich ganz schlau mit ›ihnen‹ gespielt hätte. Einer der kennzeichnendsten Züge der totalitären Regime bestand gerade darin, daß alle zu Komplizen wurden ...«[13]

Die drei letzten Fälle handeln von der Verehrung, die man dem Herrscher schuldet. Aber die Bedingungen, unter denen die Personen agieren, sind ganz unterschiedlich: Lehrer V. (Casus 11) lebt als Untertan im Nazi-Deutschland, André Gide (Casus 12) reist als Gast durch die Sowjetunion, Tzvetan Todorov (Casus 13) wächst in den fünfziger Jahren im sozialistischen Bulgarien auf, das durchaus einem besetzten Land zu vergleichen ist (etwa Norwegen im Krieg). Unterschiedlich ist auch ihr Handeln: V.s »Opportunismus« ist pragmatisch, durch äußeren Druck erpreßt; Gides »Sympathisantentum« ist rein intellektuell, eine Art *acte gratuit*; in Todorovs »Komplizenschaft« verbindet sich intellektuelle Identifikation mit pragmatischer Anpassung (unterstellt, der Komsomolze Todorov hat die vorgeschriebene Menge Tränen für Stalin ehrlich vergossen).

In Analogie zu diesen drei Fällen, aber von den konkreten Personen und Umständen in Casus 11-13 abstrahierend, möchte ich drei Spielarten der Kollaboration mit einer illegitimen Macht unterscheiden: *Opportunismus, Sympathisantentum, Komplizenschaft.* Diese drei Spielarten sind variantenreich und keineswegs trennscharf – doch davon später. Zunächst soll nochmals die Rede sein von dem ihnen gemeinsamen Bezug zu Etikettenfragen: Es geht um die Rituale der Unterwerfung. Vor allem

der in seinem Wesen »katholische« Faschismus setzte auf die Rituale, die Symbole, die Prozessionen – den Rausch. Verführung zur Kollaboration:

Casus 14 »Am Abend des 30. Januar [1933] nahmen meine Eltern uns Kinder mit in das Stadtzentrum. Dort erlebten wir den Fackelzug, mit dem die Nationalsozialisten ihren Sieg feierten. Etwas Unheimliches ist mir von dieser Nacht her gegenwärtig geblieben.
Das Hämmern der Schritte, die düstere Feierlichkeit roter und schwarzer Fahnen, zuckender Widerschein der Fackeln auf den Gesichtern und Lieder, deren Melodien aufpeitschend und sentimental zugleich klangen.
Stundenlang marschierten die Kolonnen vorüber, unter ihnen immer wieder Gruppen von Jungen und Mädchen, die kaum älter waren als wir. In ihren Gesichtern und in ihrer Haltung lag ein Ernst, der mich beschämte. Was war ich, die ich nur am Straßenrand stehen und zusehen durfte, mit diesem Kältegefühl im Rücken, das von der Reserviertheit der Eltern ausgestrahlt wurde? Kaum mehr als ein zufälliger Zeuge ... Und ich brannte doch darauf, mich in diesen Strom zu werfen, in ihm unterzugehen und mitgetragen zu werden ...«[14]

So erinnerte sich Melita Maschmann, eine höhere Tochter, die im BDM Karriere machen sollte (Typ: Komplizin). Überraschend ähnlich äußerte sich schon damals Gottfried Benn (Typ: Opportunist), der 1933 über Radio die »literarischen Emigranten« belehrte:

Casus 15 »Nur die, die durch die Spannungen der letzten Monate hindurchgegangen sind, die von Stunde zu Stunde ... alles dies fortlaufend aus unmittelbarer Nähe miterlebten, Tag und Nacht mit ihm rangen, selbst die, die das alles nicht jubelnd begrüßten, sondern es mehr erlitten, mit diesen allen kann man reden, aber mit den Flüchtlingen, die ins Ausland reisten, kann man es nicht. Diese haben nämlich die Gelegenheit versäumt, den ihnen so fremden Begriff des Volkes nicht gedanklich, sondern erlebnismäßig ... in sich wachsen zu fühlen ... Und mit diesem Allen meine ich nicht das Schauspielhafte des Vorgangs, das impressionistisch Fesselnde von Fackeln und Musik, sondern den inneren Prozeß, die schöpferische Wucht, die ... auch einen anfangs widerstrebenden Betrachter zu einer weitertreibenden menschlichen Umgestaltung führte.«[15]

Und 1938 erlebte der fünfzehnjährige André Gorz in Wien »den triumphalen Einzug Hitlers, vom Fieber einer rasenden Menge gepackt, in die er gern eingeschlossen gewesen wäre« (Typ: Sympathisant):

Casus 16 »... und er drängte sich nach vorn in die erste Reihe und hob den Arm und rief ›Heil‹, überglücklich, mitten in der Menge zu sein ...
Am nächsten Morgen, als er in die Schule ging, betrat er das Schreibwarengeschäft, wo ihn die hochnäsige magere Frau mit ›Heil Hitler!‹ begrüßte – *Heil Hitler* hat er gesagt. Ich möchte ein Hakenkreuz. Sie hat viele kleine Schachteln voller Hakenkreuze hervorgeholt, und er hat sich ein großes ausgesucht ...
Er wußte nicht so recht, woran er war. Zwei Jahre vorher hatte er beschlossen, daß er Nazi sein würde ..., weil die Nazis ›das Große‹ sahen, laut redeten, Juden fraßen und weil sein Vater Jude war ... Doch als er das Hakenkreuz an sein Revers steckte, spürte er, daß irgend etwas nicht stimmte, und jedesmal, wenn er jemandem begegnete, fühlte er sich wie ertappt ...«[16]

Gorz selbst nennt seine innere Verstrickung in den Nazismus, die erst durch äußere Einwirkung aufgelöst wurde, eine »subjektive Komplizen-

schaft«: er *wollte* seine Herkunft, seine Identität verraten (»als ob seine subjektive Komplizenschaft ihm magisch einen Weg zum ›Heil‹ offenhielte«) und durfte es nicht. Das Faszinosum des Verrats, der Kollaboration mit dem Feind (vgl. Casus 27-31) rührte bei manchen sicher auch daher, daß dieser Weg zum »Heil« – zum Gleich-, zum Anerkanntsein – ihnen versperrt war oder nur heimlich beschritten werden konnte. Im Falle des Nationalsozialismus galt dies für Juden, im Falle des Kommunismus für Intellektuelle:

Casus 17 »Ein Angehöriger der Intelligenz konnte niemals ein richtiger Proletarier werden, aber es war seine Pflicht, sich so weit wie möglich darum zu bemühen. Einige versuchten es, indem sie auf die Krawatte verzichteten, Rollkragenpullover und schwarze Ränder an den Fingernägeln trugen. Das wurde jedoch verurteilt; es war Snobismus und Hochstapelei. Der richtige Weg bestand darin, nichts zu schreiben, zu sagen oder vor allem zu denken, was nicht jeder Müllkutscher verstehen konnte ... Wir sehnten uns verzweifelt nach der heiligen Einfalt des Genossen Iwan Iwanowitsch. Geistige Selbstkastration war ein geringer Preis für das Glück, ihm auch nur entfernt ähnlich zu sein ...«[17]

Alles weitere versteht sich dann fast von selbst: lauter unschuldige kleine Schritte im Sog einer höheren Instanz.

3. Die Opportunisten

Casus 18 »Er war Flickschuster und hauste in einem kleinen Häuschen, das ... mitten zwischen hohen Mietshäusern stand ... Jedenfalls erlebte er die Welt als ein Außenstehendes, an dem er selbst nicht teilhatte. Er war aber das Subjekt – sie, die Menschenwelt vor dem Fenster, das Objekt nicht nur seiner Phantasie, sondern auch seiner Beeinflussungs- und Änderungswünsche ...
Plötzlich gab ihm das Schicksal Macht. Ein junger Rotfrontmann, der gleich nach der Machtergreifung von der Partei gesucht wurde, um in ›Sicherheit‹ genommen zu werden, verbarg sich bei seinem Flurnachbarn. Der Schuster merkte es sofort, packte ein paar gute Nahrungsmittel ein, klopfte bei dem Nachbarn, gab sie ab, blieb da, unterhielt sich mit dem jungen Flüchtling und bekundete seine Sympathie. Der junge Mann gab ihm irgendeine Broschüre. Er studierte sie. Er las daraufhin wiederholt die Zeitung – was er nie zuvor getan –, kam abends zu den Nachbarn und zu dem jungen Untergetauchten und ließ sich viel erklären ... Einmal im Gespräch wurde Adresse und Organisation einer SS-Standarte genannt. Der Schuster fragte, was das sei. ›Schutz-Staffel‹ ... Am nächsten Tage ging der Schuster zu einer SS-Standarte und zeigte den Versteckten an.«[18]

Mag sein, dieser Flickschuster wurde nach seiner Heldentat zum Nazi »gemacht«. Wahrscheinlicher ist, daß er wieder zurücksank in sein Schattendasein, ein Niemand mit Allmachtsträumen, der wenigstens einmal im Leben ein Täter war. Man kann ihm wohl kaum die verbreitete Lust am Denunzieren unterstellen, er befriedigte einfach seinen kleinen »Willen zur Macht«, als sich die Chance bot. Das hätte unter anderen politischen Umständen ebenfalls geschehen können. Aber die totalitären Regime bieten besondere Gelegenheiten dazu. Und besondere Gratifikationen.

Casus 19 »Schepschel lebt seit vier Jahren im Lager. Zehntausende von seinesgleichen hat er um sich her sterben sehen seit dem Pogrom, der ihn aus seinem galizischen Dorf vertrieb ... Schepschel ist nicht sehr kräftig, nicht sehr mutig und nicht sehr niederträchtig; er ist nicht einmal besonders gerissen ... er muß sich mit den kleinen und gelegentlichen Manipulationen, den ›Kombinacje‹, wie man sie hier nennt, begnügen ...
Aber Schepschel bildete keine Ausnahme, und als die Gelegenheit kam, zögerte er nicht, Moischl, seinen Kumpanen, bei einem Küchendiebstahl der Auspeitschung auszuliefern; dies nur in der schäbigen Hoffnung, sich beim Blockältesten Verdienste zu erwerben und seine Kandidatur auf den Posten eines Kesselwäschers anzumelden.«[19]

Das heißt: Schepschel reagiert im Grunde ganz normal, auf seinen Vorteil bedacht, karrierebewußt. Es sind die extremen Bedingungen – Auschwitz –, die sein Handeln ins Böse verkehren. Eben dies charakterisiert das alltägliche Leben in totalitären Systemen (vgl. Casus 2, 3, 8, 13, 20-22). Man verhält sich wie sonst, aber die Umstände, an denen man nicht schuld ist, sind schlecht.

Casus 20 »Im April 1933 machte die Gestapo Haussuchung bei meinen Eltern – meinetwegen ... Meine Stiefmutter konnte sich vor Schrecken nicht bewegen. Mein Vater jedoch war nur ärgerlich, daß man ihn beim Essen störte. Er stand auf und sagte gereizt: ›Muß das immer gerade bei Tisch sein, meine Herren?‹ Er hatte ein so unerschütterlich gutes staatsbürgerliches Gewissen, daß in seiner Vorstellungswelt Staatsorgane – er bezahlte sie ja mit seinen Steuern – nur zu seinem Schutz amtieren konnten, als Hüter der bürgerlichen Ordnung, deren Teil er war. Hatten die Behörden Anliegen an ihn, er würde jede gewünschte Auskunft geben; mußte es eine Haussuchung sein, bitte sehr, es stand den Herren frei, aber das alles brauchte doch nicht gerade während der Mittagszeit zu sein ...
Es war wohl diese naive Selbstsicherheit, die ihn rettete. Denn die Gestapo fand bei der Haussuchung ganze Stapel von Anti-Nazi-Flugblättern ...«[20]

Kaufmann Kantorowicz, 72, würde niemals mit den Nazis kollaboriert haben. Aber Leute wie er, redlich und ahnungslos, haben das Nazi-Regime getragen, soweit es ging.

Casus 21 »›Soll ich mich scheiden lassen?‹ hat die Mutter gefragt, als sie wieder in Wien waren. Sie hat einen langen Vortrag gehalten: daß die Firma auf ihren Namen umgeschrieben werden könnte, wenn sie sich scheiden ließe, daß sie vielleicht die Wohnung behalten könnte; daß sie sogar erklären könnte, daß der Vater ihrer Kinder nicht ihr Ehemann sei, wenn sie einen Komplizen fände. ›Ich möchte nicht, daß ihr mir später einmal vorwerft, bei eurem Vater geblieben zu sein und nicht alles versucht zu haben, das Geschäft zu retten.‹ ...«[21]

Casus 22 »Die Concierge des Hauses an der rue de la Pompe, in dem die Gestapo sich in zwei Stockwerken eingerichtet hat. Vormittags verrichtet sie inmitten der Gefolterten die Hausarbeiten. ›Ich kümmere mich nie darum, was meine Mieter machen.‹«[22]

Man paßt sich an. Man schaut weg, hält den Mund. Eigentlich geht's einem ja ganz gut, man hat sein Auskommen.

Casus 23 »Na und er, Aschot? War er am Ersticken gewesen? Nein, das nicht gerade. Zwar fiel ihm das Atmen schwer, mitunter hätte er den Mond anheulen mögen, im großen ganzen aber paßte er sich an. Wie ja auch die übrigen 260 Millionen. Er wurde nicht verfolgt, hatte niemanden im Nacken, weder bei ihm noch bei seinen Freunden gab es Durchsuchungen, mit der Arbeit lief's recht und schlecht. Gewiß, den ›Schwanenleib‹ Zwe-

tajewas oder Mandelstams Verse über den Mann aus den Bergen des Kreml konnte er von der Bühne herab natürlich nicht rezitieren, doch hin und wieder gelang es ihm schon, etwas unterzubringen, was nicht gerade prosowjetisch war. Und das freute einen dann ... Manchmal blieb ihm zwar fast das Herz stehen – doch sie ließen's ihm durchgehen.«[23]

Und wenn man wirklich etwas riskiert, wenn man auffällig wird, dann muß man sich eben in anderen Dingen ducken, wie es der folgende – alltägliche – Fall demonstrieren mag: Zwei ostdeutsche Historiker, Armin Mitter und Stefan Wolle, monierten kürzlich in einem Artikel (*FAZ* 10. 8. 93), daß im Potsdamer Institut für Zeithistorische Studien, das die DDR-Vergangenheit erforschen soll, die falschen Leute forschen:

Casus 24 (A) »Es wimmelt dort von Funktionären und Wasserträgern des SED-Regimes ... Historiker wie Peter Hübner ..., der noch 1988 über den 17. Juni schrieb: ›Seit dem Vortag überschritten immer häufiger aufgehetzte, von antikommunistischem Haß blind gemachte Gruppen, von Westberlin kommend, die Grenze zur Hauptstadt der DDR ... Sowjetische Panzer fuhren auf, um 1953 die Freiheit der Arbeiter und Bauern zu schützen.‹
Entweder hat dies jener Historiker im Jahre 1988 wirklich geglaubt, dann ist er wissenschaftlich diskreditiert; oder er hat es aus Opportunismus geschrieben, dann ist er moralisch untragbar ...«

Peter Hübner bezeugte Bedauern über jenen Text – »ein Zitat geläufiger Klischees der DDR-Geschichtsschreibung und bewußt so geschrieben« – und erklärte ihn aus den Umständen (*FAZ* 8. 9. 93):

Casus 24 (B) »Komplizierter erscheint die Angelegenheit schon, wenn man weiß, daß ich im gleichen Jahr 1988 eine umfangreiche Untersuchung zu den sozialen Interessen und Konflikten in der DDR vorlegte ..., in der die Aussagen des kritisierten Textes indirekt zurückgenommen und richtiggestellt werden ... Ein wohlmeinender Gutachter bezeichnete das Ergebnis als einen ›Durchbruch‹ in der DDR-Geschichtsschreibung, meinte aber, daß es in seiner Direktheit nicht zu veröffentlichen sein würde. Er behielt recht ... In jener Situation erschien es mir angezeigt, im Interesse einer erfolgreichen Verteidigung [meiner Arbeit] keine zusätzlichen Spannungspotentiale entstehen zu lassen – also Wohlverhalten zu üben. Das war der Kontext des von Mitter und Wolle zitierten Textes.
... Wissenschaft ist aber immer und überall mit Versuchungen verbunden. In der DDR bestand eine solche darin, für Teilnahme an der Forschung den Preis von Anpassung und Arrangement zu zahlen ...«

Es konnte nicht fehlen, daß bald darauf in einem Leserbrief aus Berlin (*FAZ* 22. 9. 93) die Ankläger ihrerseits bezichtigt wurden, Anpasser zu sein; ihre kritische Einstellung sei von der Partei in Richtung Karriere manipuliert worden:

Casus 24 (C) »Beide schlossen ihre Dissertation zu DDR-Zeiten erfolgreich ab, beide arbeiteten an dem ›Jugendobjekt‹ Dietz-Kalender mit, der für die schlimmsten seiner ideologisch gefärbten Beiträge heute mit Recht Zielscheibe ihrer Kritik geworden ist.
Ihr eigenes Beispiel läßt durchaus nicht vermuten, daß der politisch-wissenschaftliche Freiraum wenigstens an den Geschichtsinstituten der DDR groß genug war, um im nachhinein die Ja-Sager hinreichend trennscharf von den Nein-Sagern zu unterscheiden ...«

Mit Heine gesprochen: »Was ist Wahrheit? ›Holt mir das Waschbecken‹, würde Pontius Pilatus sagen.« – Der Casus lehrt uns, daß sich der Alltag in einem wissenschaftlichen Institut der DDR, was die geforderten und erbrachten Anpassungsleistungen betrifft, nur wenig von dem Alltag in einem westdeutschen Institut unterschied. Nur daß im Osten alles ein bißchen riskanter war. Aber nicht mehr lebensgefährlich wie zur stalinistischen Zeit, als man für seine »negative Einstellung« einen wesentlich höheren Preis zahlen mußte – der freilich immer noch als das kleinere Übel erscheinen mochte:

Casus 25 »Die SSD-Offiziere schlugen mir einen ›Handel‹ vor . . .: Ich sollte im Strafverfahren gegen Laudahn u. a. als Zeuge der Anklage auftreten. Ich würde ihnen damit helfen. Wenn ich das täte, würden sie mir auch helfen. ›Andernfalls können Sie mit Ihrem Kadaver machen, was Sie wollen‹, war die drohende abschließende Erklärung des Vernehmers Unterleutnant.
Ich hatte mich dann bereit erklärt, als Zeuge auftreten und aussagen zu wollen, obwohl der Inhalt der Aussage überwiegend falsch war. Ich habe damals nachgegeben, weil ich mit weiterer strenger Einzelhaft und zusätzlichen Erschwernissen bedroht wurde . . .
Etwa nach Abgabe der Hälfte meiner vorbereiteten und auswendig gelernten unrichtigen Zeugenaussage bekam ich einen Herzanfall und brach im Gerichtssaal zusammen.«[24]

Man könnte das die *Überlebensfalle* nennen; es gab sie in Mielkes Reich bis zum Ende. Läßt sich hier noch die Frage nach der Schuld des »Kollaborateurs« stellen? Oder besser: *Wer* darf diese Frage stellen? (Die Antwort gibt Casus 10.) – In den letzten Jahren wurde von ehemaligen DDR-Bürgern immer häufiger die Formel gebraucht: *Ich war kein Held.* Störend an diesem Satz ist lediglich, daß er meistens so fröhlich klingt – vielleicht nur aus Erleichterung darüber, daß man in der Spätzeit des Realsozialismus nicht mehr sehr viel Heldentum brauchte, um mit Anstand überleben zu können. Es war, wie der Herbst 1989 zeigte, nicht einmal viel Heldentum vonnöten, um die Fremdherrschaft der Partei abzuschütteln. Wenn man bedenkt, wie schwierig es hingegen war, Nazi-Deutschland in die Knie zu zwingen, läßt sich ermessen, welche Unterschiede zwischen den beiden Regimen bestanden – weniger im Ausmaß des Opportunismus als in dem der Identifikation mit dem Regime. Die gab es in der DDR fast nur in der Frühzeit, im Dritten Reich aber bis zum bitteren Ende, ja noch darüber hinaus. Als Hannah Arendt im Jahre 1950 Deutschland besuchte, erkannte sie die Gründe dieser verbohrten »Loyalität«:

Casus 26 »All jene, die nach 1933 Nazis wurden, gaben irgendeinem Druck nach, der von der brutalen Bedrohung von Leib und Leben über verschiedene, die Karriere betreffende Erwägungen bis zu Betrachtungen über den ›unwiderstehlichen Strom der Geschichte‹ reichte. In Fällen des physischen oder wirtschaftlichen Drucks wäre es doch möglich gewesen, unter stillem Vorbehalt nachzugeben, also ganz zynisch sich den absolut notwendigen Mitgliedsausweis zu beschaffen. Doch eigenartigerweise scheinen nur sehr wenige Deutsche zu einem solchen gesunden Zynismus fähig gewesen zu sein; was ihnen zu schaf-

fen machte, war nicht der Mitgliedsausweis, sondern der innere Vorbehalt, und so landeten viele dabei, daß sie ihren Zwangsbeitritt mit der erforderlichen inneren Überzeugung ausstatteten, um sich dadurch einer lästigen Doppelrolle zu entledigen.«[25]

Derart werden aus Opportunisten – gläubige Komplizen; durch nachträgliche Identifikation mit der eigenen Erniedrigung (vgl. Casus 37). Der Königsweg zur Komplizenschaft folgt aber dem vorauseilenden Bedürfnis, zu glauben.

4. Die Sympathisanten

Am 2. Oktober 1808, während des Fürstenkongresses in Erfurt, betrat Goethe einen Saal der Statthalterei in Erfurt. Audienz beim Kaiser. Napoleon frühstückte, flankiert von Talleyrand und Daru. Gesprächseröffnung, laut Talleyrand: »Monsieur Goethe, je suis charmé de vous voir. – Sire, je vois que quand Votre Majesté voyage, elle ne néglige pas de porter ses regards sur les plus petites choses.« Man sprach sodann über den Werther, das französische Theater, die Schicksalsdramen, die Napoleon mißbilligte. »Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.« Als Goethe, nach etwa einer Stunde, entlassen wurde, sagte der Kaiser: »Voilà un homme.« Oder sagte er, als Goethe eintrat, »Vous êtes un homme«? Gleichviel.[26] Goethe erzählte jedenfalls gern von seiner Audienz, sagte hinfort »mein Kaiser« und trug das Kreuz der Ehrenlegion. Manche Freunde mokierten sich über seine Schwäche für den Korsen, aber keiner hätte ihn bezichtigt, er fraternisiere mit dem Feind. Napoleons epochales Wort »Die Politik ist das Schicksal« erfüllte sich erst später, als Nationalismus, Sozialismus, Faschismus ihre totalitären Ansprüche stellten.

Am 26. Juni 1943 betritt Knut Hamsun den großen Salon des Berghofs auf dem Obersalzberg. Audienz beim Führer. »Bitte, treten Sie doch ein!« Man serviert Tee. Hitler drückt seine Freude darüber aus, den beliebten Dichter kennenzulernen. »Ich fühle mich Ihnen, wenn auch nicht völlig, so doch sehr stark verbunden, weil mein Leben in gewisser Hinsicht dem Ihren so gleicht.« Aber Hamsun will nicht von Autor zu Autor reden. Man wird ihm glauben dürfen, daß er den Besuch bei Hitler nur arrangiert hat, um die Ablösung des verhaßten Reichskommissars Terboven zu erwirken. Vergebens, versteht sich. Die erhaltenen Gesprächsprotokolle zeigen, daß Hitler gereizt reagierte, sich kaum beherrschen konnte, daß Hamsun aber nicht vor ihm kroch. Trotzdem, zum Schluß: »Wir glauben an Sie!« Als Hamsun, nach etwa 45 Minuten, gegangen ist, sagt Hitler wütend: »Ich will solche Leute hier nicht mehr sehen.«

Man kann diese Begegnungen – trotz aller Unterschiede, vor allem im

Format der beiden Paare – durchaus vergleichen. Beide Dichter besuchen einen Eroberer, der ihr Vaterland besiegt hat. Im Falle Goethes ist der Besuch ein kulturelles, im Falle Hamsuns ein politisches Ereignis. Hamsuns Landsleute haben dem als Nazi-Sympathisanten berüchtigten Dichter den Besuch auf dem Obersalzberg nicht verziehen. »Wir kannten ja seine Artikel«, sagte noch Jahre später ein Norweger, »aber das hier war irgendwie schlimmer, viel schlimmer, das Schlimmste überhaupt.«

Hamsun *war* Sympathisant – ohne daß man sagen könnte, womit er eigentlich sympatisierte. Was bedeutete ihm (und anderen Parteigängern) der Schwulst von *Mein Kampf* oder Rosenbergs »Mythus«? Er baute statt dessen auf Hitlers Versprechen einer künftigen Größe Norwegens an Deutschlands Seite. In der Verteidigungsrede, die er bei seinem Prozeß am 16. Dezember 1947 hielt, kam er immer wieder darauf zu sprechen, als reiner Tor und trotziger Patriot:

Casus 27 »Es war uns vorgespielt worden, daß Norwegen einen hohen, einen hervorragenden Platz in der großgermanischen Weltgemeinschaft erhalten solle, die jetzt in Vorbereitung war und an die wir alle glaubten, mehr oder minder, aber alle glaubten daran. Ich glaubte daran, deshalb schrieb ich so, wie ich es tat. Ich schrieb über Norwegen, das nun einen so hohen Platz unter den germanischen Ländern Europas erhalten sollte ...
Und es war auch nicht falsch, was ich da schrieb ... Ich schrieb, um zu verhindern, daß norwegische Jugend und norwegische Männer töricht und herausfordernd gegen die Besatzungsmacht auftraten, ohne den geringsten Nutzen, nur zu Untergang und Tod für sich selbst ...
Die jetzt über mich triumphieren ..., sie haben nicht Besuch von Familien gehabt, von kleinen Leuten an aufwärts, die kamen und um ihre Väter, ihre Söhne und ihre Brüder weinten, weil sie in irgendeinem Lager hinter Stacheldraht saßen und jetzt – zum Tode verurteilt wurden ... Ich hatte keinerlei Macht, aber ich telegraphierte. Ich wandte mich an Hitler und Terboven ... Ich telegraphierte Tag und Nacht, wenn es Leben und Tod meiner Landsleute galt ...
Als ich so dasaß und nach bestem Vermögen schrieb und Tag und Nacht telegraphierte, verriet ich also mein Land, heißt es ... Aber ich fühlte es nicht so ... Ich habe das allerbeste Gewissen ...«[27]

Es erscheint merkwürdig, daß nach dem Untergang des Dritten Reiches diejenigen, die mit ihm sympathisiert hatten, so wenig Rechtfertigungsbedürfnis verspürten. Tatsächlich hat die nationalsozialistische Ideologie – anders als die kommunistische – nie als anspruchsvolle Idee, sondern nur als dumpfer Affekt funktioniert. Bei den Einheimischen, die diesem Affekt erlagen, wirkte er oft als Sog der Masse (vgl. Casus 14, 15), bei sympathisierenden Ausländern eher als Kitzel eines finsteren Ordens:

Casus 28 »Hélène, mit schmalen Lippen, einer Bourbonen-Nase, Beinen wie Säulen, aber nicht ohne Reiz; die von ihrem deutschen Flieger träumte ... Sie endete in einem SS-Harem, ›stolz darauf‹, schrieb sie, ›daß ich auserwählt worden bin, die deutsche Rasse fortzupflanzen. Ich werde dem Führer einen Elite-Bürger schenken‹ ...«[28]

Zu diesen Auserwählten gehörte auch, früh schon und bis in den Tod, der französische Intellektuelle Pierre Drieu La Rochelle:

Casus 29 *Reichsparteitag in Nürnberg, September 1934:* »Was ich sah, übertrifft alles, was ich erwartete. Es war berauschend und schrecklich... Der Vorbeimarsch der ganz in Schwarz gekleideten Elitetruppen war von hochmütiger Pracht... Seit den russischen Balletten habe ich keine vergleichbare künstlerische Erschütterung empfunden...«
Oktober 1937 (Brief): »... warum habe ich, da die Ähnlichkeiten zwischen Faschismus und Kommunismus groß sind, den einen dem anderen vorgezogen? Weil die Faschisten die Zyniker sind und die Kommunisten die Scheinheiligen. Die Faschisten geben ihre Gewalt, ihre Tyrannei zu, während die Kommunisten die ihre schamlos leugnen...«
»Schlußwort«, März 1945: »Es ist die Rolle der Intellektuellen, zumindest einiger, sich über die Ereignisse zu stellen, auch Chancen, die Wagnisse sind, zu ergründen, die Wege der Geschichte zu erproben. Auch wenn sie sich momentan irren, so haben sie doch eine notwendige Mission übernommen: woanders als die Menge zu sein. Voraus, dahinter oder daneben, das spielt keine Rolle...
Ja, ich bin ein Verräter. Ja, ich war im Einverständnis mit dem Feind. Ich habe dem Feind französischen Verstand gebracht. Es ist nicht meine Schuld, wenn dieser Feind nicht verständig gewesen ist...«[29]

Das »Schlußwort« ist kurz vor dem Selbstmord geschrieben. Die Dürftigkeit solcher Verteidigung aus elitärem Trotz kehrt wieder bei Verrätern des anderen Lagers, wenn sie ihre Spionagetätigkeit rechtfertigen wollen:

Casus 30 »Ganz deutlich wurde diese Orientierung an Avantgardevorstellungen bei Kim Philby. Er beschrieb beispielhaft das geheimdienstliche Wirken für die ›power of the Soviet Union and the Communist idea‹ als Ausdruck einer quasi selbstverständlichen Pflicht der Elite: ›It was a matter of great pride to me that I was invited, at so early on age, to play my infinitesimal part in building up that power... When the proposition (to become a member of the Soviet Intelligence Service) was made to me, I did not hesitate. One does not look twice at an offer of enrolement in an elite force.‹«[30]

Die dem 20. Jahrhundert eigene Dialektik des Verrats gründete in den *Gesinnungen* der Verräter. Da aber die Ideologien dieses Jahrhunderts, zumal die totalitären, zugleich Staatsreligionen waren, bedeutete eine faschistische bzw. kommunistische Gesinnung eben auch Parteinahme für Nazi-Deutschland bzw. die Sowjetunion. Und das hieß fast automatisch: Verrat.

Casus 31 »Verrat – von wem? Solange sich Klaus Fuchs dem Kommunismus verbunden fühlte, betrachtete er die Weiterleitung von Atomgeheimnissen an sowjetische Agenten als Beweis seiner Treue. Als er sich vom Stalinismus lossagte und seine Tätigkeit gestand, wurde er in den Augen aller Kommunisten sogleich zum Verräter. Wenn verschiedene, sich gegenseitig ausschließende Loyalitäten in einer bis zum Paroxysmus antagonistischen Welt miteinander in Konflikt geraten, stellt der Verrat der in Geheimagenten verwandelten Protagonisten das logische Ergebnis einer bewußten Wahl dar. Fuchs war in seinen eigenen Augen so lange unschuldig, als er dank seinem Verrat in das System der kommunistischen Loyalität integriert blieb, welches ihn von der Pflicht entband, sich gegenüber der nichtkommunistischen Welt loyal und aufrichtig zu verhalten.«[31]

Sympathisanten sind potentiell Verräter: Agenten, Spione, Maulwürfe; im glimpflichsten Falle: nützliche Idioten. Jedenfalls sind sie Parteigänger jener Macht, in der sich ihre Gesinnung inkorporiert: Sie unterliegen geradezu einem Zwang zur Solidarität, und wenn sie diese verweigern, wird auch ihre Gesinnung in Zweifel gezogen; schnell sehen sie sich dann ins gegnerische Lager verstoßen. Die Befürchtung, von den »Gesinnungsgenossen« als Faschist oder Trotzkist (oder was es sei) beschimpft zu werden, hat manchen Sympathisanten zum Komplizen werden lassen. – Im Sommer 1935 fand in Paris der Internationale Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur statt; schon während der ersten Sitzung, der Gide und Malraux präsidierten, wurde der Fall Victor Serge erörtert:

Casus 32 »Man hatte Serge, einen Schriftsteller belgischer Abstammung und Anarchisten, der sowjetischer Bürger und einer der ersten Mitkämpfer der Revolution geworden war, ohne Verurteilung, um seiner trotzkistischen Propaganda willen, verschleppt ... Daß er trotzkistisch dachte, wurde von niemandem geleugnet, und die Abordnung russischer Schriftsteller erklärte, daß diese Tatsache genüge, um ihn aus der Gemeinschaft sowjetischer Schriftsteller auszustoßen ... Als Gide von den Freunden Serges aufgefordert wurde, sich irgendwie zu äußern, sah man ihn die Tribüne verlassen, sich dem Publikum zuwenden und anstelle einer Rede, die man von ihm erwartete, mit Nachdruck einige Worte sprechen: ›In einem solchen Falle ist unser Vertrauen der stärkste Beweis der Liebe, den wir der UdSSR geben können.‹ Das war für den Augenblick seine öffentliche Stellungnahme ...«[32]

Bei den europäischen Intellektuellen, die mit dem Kommunismus sympathisierten und sich deshalb mit der Sowjetunion solidarisierten, war die Abkehr von dieser geistigen Kollaboration, ob innerhalb oder außerhalb der KP, fast stets ein schmerzlicher Prozeß. Arthur Koestler, einer der ersten dieser Abtrünnigen, hat das nach dem Krieg ebenso eindringlich wie vergebens beschrieben (vgl. auch Casus 17):

Casus 33 »Obwohl wir Scheuklappen trugen, waren wir nicht völlig blind, und selbst die verbissensten Fanatiker unter uns konnten nicht umhin zu bemerken, daß in der Bewegung nicht alles war, wie es sein sollte. Aber wir wurden niemals müde, einer dem andern und jeder sich selbst vorzusagen, daß die Partei nur von innen her, nicht von außen, reformiert werden könne ... Hatte man sie einmal verlassen, so war man gewissermaßen *extra muros*, ein Außenseiter der Geschichte ... Die einzige dialektisch korrekte Haltung war, dabei zu bleiben ... Ja sagen und widerrufen, ableugnen und denunzieren, ideologischen Speichel lecken und kräftig schlucken, wenn es einem hochkam: dies war der Preis für die Erlaubnis, sich weiter sozial nützlich zu fühlen und auf solche Art seine pervertierte Selbstachtung zu bewahren.«[33]

Der intellektuelle Aufwand, den manche Nicht-Abtrünnige trieben, um diese Perversion vor sich selbst und für andere zu rechtfertigen, ist imponierend, die Qualität der dabei erzeugten Prosa eher zweifelhaft. Das konnte sich über Jahrzehnte hinziehen. Der berühmteste Fall ist Sartre; erst als Fünfundsiebzigjähriger hat er, von seinem jungen Favoriten Benny Lévy provoziert, ein paar unverblümte Sätze dazu gesagt. Sie sind entlarvend:

Casus 34 *»Du selbst warst nur Weggenosse ...*

»Weggenosse, das ist für mich genau genommen der Typ, der versucht, die Wahrheit außerhalb der Partei zu denken, und dabei hofft, daß die Partei sie verwenden wird.

Ein mögliches Ergebnis dieser Praxis des Weggenossen: ... Jean-Paul Sartre kommt 1954 in die Sowjetunion, macht eine kleine offizielle Rundreise und erklärt bei seiner Rückkehr in einer großen Abendzeitung, die UdSSR sei das Land, in dem die größte Freiheit herrscht.

Es stimmt, daß ich viel von ihr hielt, zwar weniger, als du zu glauben scheinst; aber ich verbot mir, schlecht über sie zu denken ...

Kommt einem hier nicht wieder der Verdacht des zweigleisigen Denkens?

Ich habe immer gesagt, daß ich etwas anderes dachte als die Partei. Das ist kein doppeltes Spiel. In manchen Augenblicken redete ich mir ein, daß die Pseudo-Ideen der Partei Wahrheiten enthalten, daß sie sich auf eine solide Basis stützen müßten und ihr schwachsinniger Eindruck nur oberflächlich war ... Ein Intellektueller muß immer etwas finden, an das er sich klammern kann, und ich hatte eben das gefunden, wie viele andere auch ...

Wie kommt es, daß Intellektuelle das Bedürfnis hatten, sich an diese Schweinerei zu klammern, das heißt, sie als Stütze, als Grundlage zu nehmen?

Weil es darum ging, eine Zukunft für die Gesellschaft zu finden. Die Gesellschaft sollte endlich aufhören, so beschissen zu sein ...«[34]

Bei Koestler, Jahrzehnte früher, war es das Bedürfnis, »sich sozial nützlich zu fühlen«, bei Sartre ist's nur noch ein Klammertrieb: »Begierde nach Gesellschaft«. Auch so wird man zum Komplizen.

5. Die Komplizen

Casus 35 »Sie waren aus ihren Löchern gekrochen wie Ratten, Hakenkreuze im Knopfloch, ein unterwürfiges Lächeln auf den Lippen ...

Sie krochen auf dem Bauch, sie hatten Angst – Angst, daß man sich daran erinnern könnte, daß sie nicht immer Nazis gewesen waren, Angst, ihre Chance, vorwärtszukommen, ihren Anteil am Kuchen zu verpassen. Und um die Angst zu bannen, entdeckten sie in sich eine germanische Seele ..., sie sagten wie die reizende kleine Frau des kleinen Beamten: ›Was wollen Sie, ich *kann es nicht* ertragen, dieselbe Luft zu atmen wie ein Asiat.‹«[35]

Unter den Motiven zur Kollaboration fehlt keine menschliche Schwäche, ob Liebe oder Haß, Trägheit oder Bosheit. Am meisten bewirkt wohl die Angst. Insofern gleichen die Kollaborateure den anderen Leuten. Daß jemand um der Idee, »um der Sache willen« denunziert, intrigiert, spioniert, dürfte die Ausnahme sein, und das ist tröstlich. Gemeinhin macht ein Untertan die Ziele des Regimes zu Mitteln für seine eigenen Zwecke, z. B. seine Rachsucht (vornehmlich bei Frauen) oder seine Geltungssucht (bei Männern). Das ist, sozialdarwinistisch gesehen, ein gut angepaßtes, also überlebenstüchtiges Verhalten – was wäre die westliche Welt ohne ihren Karrierismus?

In einem privatwirtschaftlichen Forschungslaboratorium, das von einem sogenannten Rassejuden geleitet wurde, sah es kurz nach der Machtergreifung der Nazis so aus:

Casus 36 »Der Forschungsleiter war die Mittelfigur der Gruppe, ein Herr über 60 Jahre, als Fachmann vorbildlich, persönlich geachtet, auch beliebt. Seit einigen Jahren hatte er eine ›Made‹. Mit diesem saloppen Ausdruck wurden häufig jene Assistenten, Mitarbeiter oder Konkurrenten bezeichnet, die zur nationalsozialistischen Partei gehörten und offen oder versteckt nach dem Posten des ›Nichtariers‹ strebten ... Je nach Charakterveranlagung waren diese ›Maden‹ entweder Strebernaturen, denen jedes Mittel recht war ... Oder es waren, wie in diesem Fall, ambivalente Naturen, die zwischen einer gewissen menschlichen Bindung an ihren Vorgänger und ihrer Willfährigkeit gegenüber den Anliegen und Anforderungen ihrer Partei hin- und herschwankten. Die Partei verlangte von jenem Mitarbeiter, daß er als ›Vertreter ihrer Weltanschauung‹ beim Personalreferenten der Fabrik die Entlassung des Forschungsleiters verlangen sollte... Eines Tages wurde der ehemalige Chef entlassen und die ›Made‹ ersetzte ihn ... Allen war bewußt, daß hier ein Unrecht geschehen war. Alle waren irgendwie daran mitschuldig ...«[36]

Wahrscheinlich hätte diese »Made« auch unter anderen Umständen Karriere gemacht, und *basta*. So aber war »ein Unrecht geschehen«, und alle in der Gruppe waren »daran mitschuldig« – sie hätten ihm noch wehren können, damals, kurz nach der Machtergreifung. Später schien das nicht mehr möglich, man war bereits in die Überlebensfalle geraten. Primo Levi erfuhr es im Extremfall, im Konzentrationslager Auschwitz:

Casus 37 »Kein Experimentator könnte sich etwas Rigoroseres ausdenken, um zu ermitteln, was vom Verhalten des Lebewesens Mensch im Kampf ums Leben wesensbedingt und was erworben ist ...
Der wichtigste Weg geht... über die Prominenz. ›Prominente‹ heißen die Lagerfunktionäre, vom Lagerältesten über die Kapos, Köche, Pfleger, Nachtwachen bis zu den Ausfegern, Scheißministern und Bademeistern ... Sie sind das typische Ergebnis der Struktur des deutschen Lagers: Man biete einigen Individuen, die ein Sklavendasein führen, eine privilegierte Stellung, gewisse Annehmlichkeiten und die Aussicht zu überleben, man fordere dafür den Verrat an der natürlichen Solidarität mit ihren Kameraden, und einer von ihnen wird sich gewiß dazu bereitfinden ...«[37]

Zurück zu jenem Forschungslaboratorium. Der gruppendynamische Prozeß, in dem dort ein Unrecht geschah, war damit nicht abgeschlossen, er führte gerade über das Schuldgefühl der Gruppenmitglieder zu deren Unterwerfung. Am Tage ihrer Amtsübernahme erschien die »Made« in Uniform und tönte vom »neuen Geist«, aber nicht sie wurde jetzt zur zentralen Figur, sondern ein bisher völlig unbeachteter Labordiener:

Casus 38 »Dieser Mann wurde jetzt der politische Echtheitsgarant der Gruppe. Er las den *Stürmer* ... Ganz plötzlich und unerwartet gab er nationalsozialistische Ansichten zum besten. Dabei war er gar nicht Parteimitglied. In Wirklichkeit war er ein harmloser Außenseiter, der hier nur seine Chance gesehen hatte, sich wichtig zu machen und gegenüber den vielen Fachleuten, mit denen er es zu tun hatte, auch einmal etwas ›Geistiges‹ darzustellen. Aber im schlechten Gewissen, das die ganze Gruppe wegen jener unwürdigen Entlassung ihres ehemals verehrten Chefs bedrückte, bekam dieser Labordiener plötzlich ein unheimliches Gesicht. Man hielt ihn ganz allgemein für den Gruppenspitzel ... Man fürchtete sich vor ihm. Man bemühte sich, ihm zuzustimmen, seinen Jargon zu bekräftigen. Man brauchte ja gerade die Rolle eines Gruppenspitzels in der Gruppe, um für den linientreuen Konformismus, der nun einzog, eine rationale Legitimation zu haben.«[38]

Ohne die Spitzelfurcht könnten sich totalitäre Regime nicht lange halten. Offene Gewalt darf ja nur sparsam eingesetzt werden, sonst decouvriert sich die Herrschaft. Wirksamer ist die heimliche Allgegenwart von Agenten und Spitzeln. So werden Geheimpolizei und Geheimdienste – wie früher der Teufel und sein Heer – als Inbegriff alles Bösen erlebt, und umgekehrt gilt als wahrhaft schändlich nur das, was solchermaßen mit dem Bösen identifiziert ist, nämlich Gestapo und SS, KGB und Stasi: verflucht und deshalb verlockend, wie alles Dämonische. – In seinem Offenen Brief an Sascha Anderson schrieb Uwe Kolbe 1991:

Casus 39 »Alle Formen der Feigheit, alle Arten, sich im Alltag und darüber hinaus einfach einzurichten, ja wegzuschauen, das Inakzeptable zu akzeptieren, und sei's mit einer gehörigen Dosis ›blauen Würgers‹, um das Gewissen abzutöten, sie waren nicht wirklich verwerflich im allgemeinen Bewußtsein. Dazu waren sie ja auch viel zu verbreitet. Dieses allgemeine Bewußtsein ..., das mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit der herrschenden Ideologie, der offiziellen Gleichschaltung widerstand, kannte nur ein Tabu: sich mit der Stasi einzulassen.
... Nein, nicht einmal kriminell zu sein war tabu in der DDR ... Aber über siebzehn Jahre mit der Stasi zu plaudern – damit hast Du die Grenze überschritten.«[39]

Natürlich diente die »Verteufelung« der Stasi – wie zuvor die der Gestapo, der SS – auch der Entlastung, der Exkulpation für so manche kleinere oder größere Schändlichkeit, die jemand, statt im Dienst des Staatsteufels, im Namen irgendeiner anderen Instanz verübte. Aber in der späten DDR wurde selbst die Stasi entdämonisiert: sie wurde gleichsam verinnerlicht.

Casus 40 »Mojsche steht auf dem Berliner Alexanderplatz und schimpft laut auf die Mauer und das Honeckerregime. Er wird von der Stasi abgeführt und verhört, aber angesichts seines hohen Alters kommt er mit einer ernsthaften Verwarnung davon. Er geht nach Hause, betrachtet sich im Badezimmerspiegel und sagt: ›Mojsche, Mojsche, einer von uns beiden ist ein Spitzel!‹«[40]

»Mich hat natürlich auch dieses Wahnsystem interessiert ... Wie funktionieren solche Gehirne und solche Apparate?« So Heiner Müller (*Sonntagsblatt* 29.1.93) über seine Gespräche mit der Staatssicherheit, in denen es aber doch »um Schadensbegrenzung gegen die wachsende Hysterie der Macht« gegangen sei (*Tagesspiegel* 15.1.93), denn man habe damals ja nur noch mit Stasi-Offizieren »vernünftig reden« können, nicht hingegen mit Parteileuten (*Spiegel-TV* 10.1.93). Noch weiter ging Rainer Schedlinski, der dem Staatssicherheitsdienst nicht nur kommunikative Kompetenz zusprach, sondern ihm sogar unterstellte, mit der Opposition kollaboriert zu haben:

Casus 41 »Wer als IM galt und in den Bürgerrechtsgruppen mitarbeitete, muß dies nicht deshalb getan haben, weil er von der Stasi dazu beauftragt war, sondern er kam mit der Stasi in Kontakt, *weil* er oppositionell war ... Was in den Bürgerrechtsgruppen besprochen wurde, war ja tatsächlich die Crux dieses Landes; schließlich die gleichen Themen, mit

denen die Stasi befaßt war, und – ich weiß, es klingt bizarr – insofern muß zwischen der Opposition und der Stasi sogar eine Art freiwillige Kooperation und Arbeitsteilung bestanden haben ...«[41]

Schedlinski verstand die DDR-Staatsmacht als »eine debile Macht, mit der zu kungeln nicht mal mehr ehrenrührig und für manchen gar amüsant war«. Man kann es auch anders sehen, etwa mit den Augen von Herrn K., seinem Führungsoffizier:

Casus 42 »Manche IM wurden als unter gegnerischem Einfluß stehend angesehen. Entsprechend waren dann die Arbeitsmethoden: Druck und Erpressung. Wenn einer vorgeladen war, fing das Gespräch vielleicht so an: ›Wir kennen Ihre feindlichen Aktivitäten. Sie wissen, es reicht für ein Verfahren wegen Paragraph 106 (Staatsfeindliche Hetze). Ein kooperatives Verhalten Ihrerseits könnte sich aber günstig auswirken ...‹ Das funktionierte oft. Natürlich unterschiedlich je nach Temperament und Charakter. ›Gerhard‹ [Schedlinski] hat eher geweint, ›Fritz Müller‹ [Sascha Anderson] gegrinst. Später mag bei manchen auch Gewöhnung eine Rolle gespielt haben, und Geld ...«[42]

Gewöhnung und Geld ... In der Spät-DDR scheint Komplizenschaft allenthalben und selbst dort, wo sie (laut Kolbe) tabu sein sollte, ein fast normales Verhaltensmuster geworden zu sein, vom Opportunismus kaum noch zu unterscheiden. Man wuchs schon so auf:

Casus 43 »Ich hatte gelernt, gut zu funktionieren, glaubte selbst an die große Idee des Kommunismus, erklärte mir Mißstände als Mängel des Übergangs. Ganz so, wie es mir beigebracht worden war. Wir wurden einfach zur Schizophrenie erzogen. Wenn nicht zu viel an Einsicht durch gravierende Erfahrungen dazwischenkommt, läßt es sich so ganz gut leben. Im allgemeinen war der Unterschied zwischen der Aktuellen Kamera und dem Leben, zwischen dem, was der Lehrer für eine Eins verlangte, und dem, was man sah, so alltäglich geworden, daß das Doppelspiel einfach war.«[43]

Was bleibt? Ein den westdeutschen Anpassungsleistungen durchaus vergleichbarer elastischer Egoismus, gewalkt unter totalitären Bedingungen; sie währten im östlichen Deutschland ein gutes halbes Jahrhundert. So wurde schließlich zur Gewohnheit, was einmal motiviert war durch Druck und Angst (Casus 26, 35, 38, 42), durch den Wunsch, zur Masse zu gehören (Casus 14-17, 27) oder sich hervorzutun (Casus, 18, 28-31, 38), das Bedürfnis zu überleben (Casus 10, 19, 25, 37) oder einfach nur zu leben (Casus 1-2, 5-6, 8-9, 20-24, 35-36, 43) – ja, *leben*, möglichst bequem und notfalls ohne Würde! Fragt da jemand (im Blick etwa auf Casus 19, 25, 37) nach individuell zumeßbarer Schuld? In der Mehrzahl der Fälle gibt es nur eine kollektive Schuld. Gefährlich, sagt Primo Levi, sind die normalen Menschen. Wir. Und das, was wir anstiften oder zulassen.

Von seiner Großen Reise ins KZ Buchenwald blieb Jorge Semprun auch eine Szene vom Bahnhof in Trier im Gedächtnis:

Casus 44 »Auf dem Bahnsteig stehen Leute, und jetzt merken sie, daß wir kein gewöhnlicher Zug sind ... Sie reden miteinander, zeigen mit den Fingern auf den Zug und gebärden sich ganz aufgeregt. Genau unserem Wagen gegenüber steht ein etwa zehnjähriger Junge

mit seinen Eltern. Er horcht, was sie sagen, schaut zu uns herüber und nickt mit dem Kopf. Dann rennt er davon. Und kommt mit einem großen Stein in der Hand wieder angelaufen. Und nähert sich uns und schleudert mit aller Kraft den Stein gegen die Öffnung, neben der wir stehen. Blitzschnell werfen wir uns zurück...
Er kann nichts dafür, der Junge, und doch kann er dafür. Er hat sich nicht selber zu einem kleinen Nazi gemacht, und doch ist er ein kleiner Nazi. Vielleicht hat er schon gar keine Wahl mehr, als jetzt ein kleiner Nazi zu sein und später ein großer Nazi zu werden. In diesem persönlichen Bereich verliert alles Fragen seinen Sinn...«[44]

Quellen

1 Anatoli Marienhof, *Zyniker* (1928), aus dem Russischen von Gregor Jarcho, Leipzig 1990, S. 11.
2 Margret Boveri, *Verzweigungen. Eine Autobiographie*, hrsg. von Uwe Johnson, München 1977, S. 292 ff., 301.
3 Thomas Mann, »Warum ich nicht zurückkehre« (1945), in: *Die große Kontroverse*, hrsg. von J. F. G. Grosser, Hamburg 1963, S. 31 f.
4 Jewgenia Ginsburg, *Gratwanderung*, aus dem Russischen von Nena Schawina, München 1980, S. 443 f.
5 Alfred Kantorowicz, *Deutsche Schicksale. Intellektuelle unter Hitler und Stalin*, Wien 1964, S. 86 f., 91.
6 Frank Thieß, »Die innere Emigration« (1945), in: *Die große Kontroverse* (Qu. 3), S. 23 f.
7 Viktor Nekrassow, *Drei Musketiere aus Leningrad*, aus dem Russischen von Aljonna Möckel, Berlin 1993, S. 17.
8 Tzvetan Todorov, *Angesichts des Äußersten*, aus dem Französischen von W. Heuer und A. Knop, München 1993, S. 258.
9 Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, aus dem Amerikanischen von Brigitte Granzow, München 1964, S. 163 f.
10 Jewgenia Ginsburg, *Gratwanderung* (Qu. 4), S. 191.
11 Zitiert nach: Harald Focke und Uwe Reimer, *Alltag unterm Hakenkreuz*, Bd. 1, Reinbek 1979, S. 85.
12 André Gide, *Zurück aus der Sowjet-Rußland*, aus dem Französischen von Ferdinand Hardekopf, Zürich 1937, S. 69 f.
13 Todorov, *Angesichts des Äußersten* (Qu. 8), S. 163.
14 Melita Maschmann, *Fazit* (1963), zitiert nach: *Alltag unterm Hakenkreuz* (Qu. 11), S. 17.
15 Gottfried Benn, »Antwort an die literarischen Emigranten«, in: *Der neue Staat und die Intellektuellen*, Stuttgart 1933, S. 23 f.
16 André Gorz, *Der Verräter*, aus dem Französischen von Eva Moldenhauer, Frankfurt/Main 1980, S. 105 f.
17 Arthur Koestlers Beitrag zu: *Ein Gott, der keiner war* (1950), München 1962, S. 44 f.
18 Wanda von Baeyer-Katte, *Das Zerstörende in der Politik*, Heidelberg 1958, S. 59 ff.
19 Primo Levi, *Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht* (1958), aus dem Italienischen von Heinz Riedt, München 1992, S. 111.
20 Kantorowicz, *Deutsche Schicksale* (Qu. 5), S. 62.
21 Gorz, *Der Verräter* (Qu. 16), S. 121.

22 Albert Camus, *Tagebücher 1935-1951*, aus dem Französischen von Guido G. Meister, Reinbek 1972, S. 197.
23 Nekrassow, *Drei Musketiere aus Leningrad* (Qu. 7), S. 77.
24 Zitiert nach: Karl Wilhelm Fricke, *Politik und Justiz in der DDR*, Köln 1979, S. 482.
25 Hannah Arendt, »Besuch in Deutschland« (1950), in: *Zur Zeit. Politische Essays*, aus dem Amerikanischen von Eike Geisel, Berlin 1986, S. 56 f.
26 Vgl. Goethe, »Unterredung mit Napoleon«, Gedenkausgabe (ed. E. Beutler) Bd. 12, S. 636; Gespräche mit Goethe, Bd. 22, S. 504 f., 507, 533, 814.
27 Zitate aus: Thorkild Hansen, *Knut Hamsun. Seine Zeit – sein Prozeß*, aus dem Dänischen von U. Leippe und M. Wesemann, München–Wien 1985, S. 117 ff., 469 ff., 473.
28 Gorz, *Der Verräter* (Qu. 16), S. 195.
29 Pierre Drieu La Rochelle, *Geheimer Bericht und andere autobiographische Aufzeichnungen*, aus dem Französischen von Joachim Sartorius, München 1986, S. 226, 33, 143 ff.
30 Thomas Noetzel, *Die Faszination des Verrats*, Hamburg 1989, S. 82.
31 Manès Sperber, *Die Achillesferse*, aus dem Französischen von Suzanne Heintz, Köln 1960, S. 118.
32 Léon Pierre-Quint, *André Gide*, Darmstadt 1956, S. 102 f.
33 Koestler, *Ein Gott, der keiner war* (Qu. 17), S. 62.
34 Jean-Paul Sartre, *Brüderlichkeit und Gewalt*. Ein Gespräch mit Benny Lévy, aus dem Französischen von Grete Osterwald, Berlin 1993, S. 17, 19 f.
35 Gorz, *Der Verräter* (Qu. 16), S. 108 f.
36 Baeyer-Katte, *Das Zerstörende in der Politik* (Qu. 18), S. 76 f.
37 Primo Levi, *Ist das ein Mensch?* (Qu. 19), S. 104, 109.
38 Baeyer-Katte (Qu. 18), S. 77 f.
39 Uwe Kolbe, »Offener Brief an Sascha Anderson«, in: *MachtSpiele. Literatur und Staatssicherheit im Fokus Prenzlauer Berg*, hrsg. von Peter Böthig und Klaus Michael, Leipzig 1993, S. 319.
40 György Dalos, *Proletarier aller Länder, entschuldigt mich. Das Ende des Ostblockwitzes*, Bremen 1993, S. 72.
41 Rainer Schedlinski, »Die Unzulänglichkeit der Macht«, *neue deutsche literatur* 6, 1992, S. 82, 89.
42 »Gedächtnisprotokoll mit Herrn K.«, in: *MachtSpiele* (Qu. 39), S. 290.
43 Cornelia Geißler, »Kampfreserve der Partei«, *Kursbuch 111*, 1993, S. 38.
44 Jorge Semprun, *Die große Reise*, aus dem Französischen von Abelle Christaller, Frankfurt/Main 1981, S. 36 f.

Wolfgang Engler
Die kleine Freiheit

Leben und Überleben in Ostdeutschland

1.

Daß der Staatssozialismus eine Epoche war, in der die Kollaboration in allen nur denkbaren Formen blühte, scheint heute so gut wie ausgemacht. Um so mehr, als Intellektuelle, die den Osten kennen, rückblikkend immer wieder zu Formulierungen greifen, die diese Ansicht stützen. Dabei gelingen ihnen oft sehr einprägsame Schilderungen der nun untergegangenen Welt. Zwei solcher Kurzportraits möchte ich meinen eigenen Überlegungen voranstellen.

Das erste stammt von Tony Judt und zeigt die früheren Verhältnisse im Grundriß: »Es lag in der Natur des Kommunismus in Osteuropa, daß er die Menschen zu den beschämendsten und korruptesten Formen der Kollaboration zwang, wenn ihr tägliches Leben einigermaßen erträglich sein sollte. Die meisten wurden früher oder später zu Kollaborateuren: Intellektuelle, Priester, Eltern, Manager, Käufer, Arbeiter, Ärzte. Wenn sie heute eine gewisse Scham darüber empfinden, im und unter dem Kommunismus gelebt zu haben, dann nicht wegen wirklicher oder vermeintlicher Verbrechen, sondern wegen der täglichen Lügen und der ewigen kleinen Kompromisse.«[1]

Der rumänische Schriftsteller Octavian Paler erinnert sich ganz ähnlich: »Einige Jahre vor Ceauşescus Sturz arbeitete ich an einem Manuskript, das ich in den Westen schicken wollte. Mich beschäftigte das, was ich ›die zweite Polizei‹ nannte, das paradoxe Phänomen, daß eine Tyrannei vor allem auch mit der Hilfe der Tyrannisierten tyrannisiert. Ich erinnerte mich an alles, was ich über die Kollaboration im besetzten Frankreich gelesen hatte und über die Hypnose, in die Hitler die Deutschen versetzt hatte. Sollten wir böser geworden sein als andere? fragte ich mich. Wir versuchten zu überleben, keine Opfer zu werden, also genau das, was auch andere Völker in Zeiten des Unglücks getan haben. Gleichwohl konnte ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß unsere Angst den Ängstigern half, uns noch mehr Angst einzujagen. Und es war mehr als offenkundig, daß Ceauşescu und seine Kumpane sich um so mehr herausnehmen konnten, je mehr wir den

Risiken auswichen. Sein Wahnsinn wurde stimuliert durch unsere ›Weisheit‹.«[2]

Gibt man der alten Herrschaft zu viel Ehre, wenn man dieses Bild berichtigt; wenn man, ohne die Parallelen zum Vichy-Regime zu übersehen, auf Unterschiede und abweichende Entwicklungen hinweist? Wir werden sehen.

2.

Vieles, den Staatssozialismus betreffend, ist nach wie vor strittig, eines nicht: daß die ihm zugehörigen Gesellschaften in ihrer Anfangsperiode »Aufsteigergesellschaften« bildeten. Das gilt für Rußland nach 1918, für die Volksdemokratien Europas nach 1945 und auch für deren Nachbilder in Fernost, Mittelasien oder Lateinamerika. Es gilt besonders für das östliche Nachkriegsdeutschland, die spätere DDR. Daß die Geschichte ein »Friedhof der Eliten« ist, bestätigte sich hier in hohem Maße. Unternehmer und Großgrundbesitzer wurden enteignet, hohe Nazis aus Militär, Verwaltung, Rechtsprechung suchten von selbst das Weite, gefolgt vom Bildungsbürgertum, das die geistige Enge nicht mehr ertrug, die Kollektivierung auf dem Lande vertrieb die dort noch ansässigen Reste des dörflichen Besitzstandes, die Enteignung des städtischen Kleinbürgertums zu Beginn der siebziger Jahre setzte da nur noch den Punkt aufs i. Und wer von all dem nicht betroffen war, aber aus anderen Gründen mit »dem System« haderte, verzog seinerseits nach Westdeutschland, still und heimlich vor 1961, gefahrvoll und spektakulär danach. Wer blieb, blieb unter seinesgleichen, unter einfachen Leuten; unter solchen, die Standesbewußtsein und Standesallüren entweder nicht kannten oder abgelegt hatten. Fin de partie der bürgerlichen Gesellschaft.

Die unmittelbare Folge der Elitenjagd: ein enormer Auftrieb von unten, ein Bedarf an Nachfolgern und Nachrückern, der anfangs kaum zu stillen war. Um neues Führungspersonal zu rekrutieren, mußten die Herrschenden wohl oder übel die Rekrutierungskriterien ermäßigen, von weißen Westen ebenso absehen wie von erworbener Fachkompetenz und Bildung. Jeder, der sich stillschweigend zur neuen Ordnung bekannte, Arbeitseifer und Bildungsbeflissenheit an den Tag legte, kam für Führungspositionen in der Wirtschaft, in der Administration, in Wissenschaft, Bildung und Kunst, die Sicherheitsapparate nicht zu vergessen, in Betracht. Die höchsten Ämter in Partei und Staat ausgenommen, die der »Alten Garde« vorbehalten blieben, erfüllte sich Lenins Prophezeiung, daß einmal die Köche die Geschicke des Landes bestimmen würden, zwar nicht wörtlich, aber doch irgendwie nachvollziehbar. Selbst der Beitritt zur Staatspartei, zur SED, diesem Nadelöhr für weiterführende Laufbahnen, bereitete keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Im Ge-

genteil. Da der Nachwuchs sich zierte, umwarb man ihn mit der Offerte, daß weniger die Vergangenheit als der Wille zum Umlernen zähle. Das wirkte. Fast 400 000 Menschen stießen noch im ersten Jahrzehnt der DDR zur »Avantgarde«. Die organisatorische Rundumbetreuung der Ostdeutschen, ihre Eingliederung in »Kollektive«, begann zu greifen.

3.

Ein Volk von Kollaborateuren? Ich bin nicht sicher. Das Wort mag auf die Machtelite passen, die, aus der Sowjetunion kommend, die politischen Geschäfte der Siegermacht besorgte, dem anfangs noch erwogenen »deutschen Sonderweg« zum Sozialismus alsbald den Abschied gab. Für die Bevölkerungsmehrheit verliert es den präzisen Sinn. Natürlich fehlte es nicht an Leuten, die sich, um eigener Vorteile willen, den Besatzern oder deren einheimischen Repräsentanten andienten, die andere anschwärzten oder hinter Gitter brachten. Für sie hielt der Volksmund die wenig schmeichelhafte Formel »Russenknechte« bereit. Die ganz normale »Mitarbeit« der kleinen Leute sah anders aus. Sie nutzten die Chance, die sich ihnen bot, und arrivierten in die staatssozialistische Machtordnung hinein, auf untere und mittlere Ränge die einen, auf hohe und höchste die anderen. Was im ersten Anlauf nicht gelang, konnte im zweiten glücken: hochzukommen, als vergleichsweise junger Mensch die Gipfel der gesellschaftlichen Rangordnung zu stürmen, Richter, Rechtsanwalt, Offizier, Werk- oder Theaterdirektor zu werden. Und dies, obwohl, ja weil man von unten kam, arm, oft bettelarm an kulturellem und sozialem Kapital, vom symbolischen ganz zu schweigen. Die ideologische Verheißung, in einer Nachfolgegesellschaft zu leben, die die Gebrechen des Kapitalismus gründlich kurierte, die Menschen aus einfachen Verhältnissen Aufstiegschancen bot, die sie sich nie erträumt hatten, entsprach bei den Dagebliebenen weithin der eigenen Erfahrung. Man mußte, um selber zu bestehen, andere nicht unglücklich machen. Und wenn es doch geschah, blieb den in Bedrängnis Geratenen ein letzter, lebbarer Ausweg über die Grenze.

In der »Aufsteigergesellschaft« ringt das System um die Gunst der Bürger, in der »Etabliertengesellschaft« späterer Tage ringen die Bürger um die Gunst des Systems, das ist der ganze Unterschied. Dieser Satz, der allgemeine Geltung beansprucht, Anwendung auch auf andere Gesellschaften finden kann, besagt für die frühe DDR, daß persönliche Verbiegungen noch nicht so nachhaltig, Zugeständnisse noch nicht so bindend waren, daß, auf der anderen Seite, der Erzwingungsapparat der Herrschenden eher punktuell als flächendeckend, eher hektisch als gleichmäßig, eher grob und abschreckend als kapillarisch und untergründig arbeitete. Die Risiken waren erheblich, aber kalkulierbar. Privates

und öffentliches Leben gingen fließend ineinander über, Funktionäre, aber auch einfache Parteimitglieder mußten sich vor Fehltritten hüten. Der Seitensprung von gestern konnte schon heute auf einer Versammlung zur Sprache kommen. Da hieß es, Vorsicht üben. Aber wie hier, so ging es allgemein: Aufgeregten Kampagnen gegen die »bürgerliche Amoral«, gegen »Schieber«, »Spione«, später gegen das »Westfernsehen«, folgten Zeiten der relativen Ruhe. Zudem bewiesen der öffentliche Aufwand, das Brimborium, die schrillen Töne, die die »Aktionen« begleiteten, indirekt die Mühe, die es die Regierenden kostete, die Regierten auf Kurs zu bringen, sie so sehen und empfinden zu lassen, wie es ihrer Absicht entsprach. Für eine allumfassende Hermeneutik des Verdachts, die im Nächsten das sichere Unheil witterte, Überwachungsphantasien ebenso ins Kraut schießen ließ wie Verfolgungsneurosen, war der soziale Boden noch nicht bereitet.

4.

Was folgte, war die Umkehr des Systems der Dienste und Gunsterweisungen. Die sozialen Aufstiegskanäle, die im ersten Jahrzehnt der DDR weit geöffnet waren, verengten sich im selben Zuge, in dem die wirtschaftliche Rekonstruktion voranschritt, der Mangel an Händen und Köpfen dank hoher Geburtenraten nachließ und der Abwanderungsstrom durch Mauerbau und eine jetzt befestigte grüne Grenze unter Kontrolle kam. Die den »antifaschistischen Schutzwall« begrüßten, in der Hoffnung, nun sei die Zeit eines unverfälschten Sozialismus gekommen, eines Sozialismus, der nicht mehr täglich um seine Existenz bangen mußte, sahen sich bald eines Besseren belehrt. Die Aufsteiger der Anfangsjahre schlossen sich zu neuen Funktionseliten zusammen, die gemeinsam mit der Machtelite darüber wachten, daß der Auftrieb von unten in privilegienverträglichen Grenzen blieb, die Form gelegentlicher Kooptationen annahm. Nach der Niederschlagung des »Prager Frühlings« im August 1968 triumphierte die »geschlossene Gesellschaft« endgültig über alle gegenläufigen Tendenzen. Der Reformwille der Führungsgruppen erlahmte. Die ambitionierten wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen Großprojekte des »Neuen Ökonomischen Systems« blieben auf der Strecke. Die auf innere Befriedung zielende »Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik«, zweifelhafter Ehrenpunkt der Honecker-Ära, brachte auch jene Mobilitäts- und Aufstiegsquellen zum Versiegen, über die eine vom Weltverkehr abgeschnittene Bevölkerung bis dahin noch gebot.

Mit dem Dahinsterben der »Aufsteigergesellschaft« gewann die Konkurrenz der Privatleute an Boden. Wer jetzt noch schnell nach oben wollte, mußte sich ausdrücklich dazu empfehlen. Der Kinderglaube, der Beitritt zur Staatspartei sei die Zauberformel, die alle Hindernisse aus

dem Weg räumte, zerplatzte, weil viele ihn hegten. Denn je mehr kamen und um Einlaß begehrten, desto leichteres Spiel hatten die Oberen. Der Rekrutierungsmechanismus arbeitete mit entgegengesetztem Richtungssinn. Die Privilegienmasse schmolz, die Privilegienreiter nahmen zu, so daß die relativen Aufstiegschancen jedes einzelnen weiter sanken, die Bereitschaft, mehr zu tun, die Grenzen des Erlaubten auszuschreiten, stieg, die Schamschwelle sank, usf. Die kontinuierlich anschwellende Reservearmee der Aufstiegsaspiranten versetzte die Zentralherren dieser Lebensordnung in die glückliche Lage von Schiedsrichtern. Sie konnten soziale Konkurrenzen, Mißgunst und Neid von sich ab- und gegeneinander lenken, nach Belieben auswählen, die einen erhöhen, die anderen zurücksetzen, wieder anderen vage Hoffnungen machen. – Die wie Wanderer gekommen waren, um morgen weiterzuziehen, zu den Kommandopositionen der Gesellschaft, verhedderten sich alsbald in diesen sorgsam ausgelegten Fallstricken. Sie suspendierten die menschlich gebotene Rücksicht auf den Nächsten und entwickelten, die Not zur Tugend stilisierend, eine säkulare Religion der Berufung, die jede Zurücksetzung als Prüfung, jede Demütigung als Auszeichnung auslegte: Beulen im Helm des Einzelkämpfers. Durch diese innere Kapitulation verwandelte sich das vermeintliche »Sprungbrett« SED in ein wahres Gehäuse der Hörigkeit, in jene schier unentrinnbare Disziplinaranstalt für Aufstiegswillige, als die sie in die Geschichte einging.

5.

Auch sonst hatten sich die innerstaatlichen *terms of trade* grundlegend gewandelt. Die neue Herrschaft schien fest im Sattel, jedes offene Aufbegehren sinnlos, die reinste Donquichotterie. Viermal, 1953, 1956, 1961, zuletzt 1968, hatte der Westen tatenlos zugesehen, wie östliche Hoffnungen in die Brüche gingen. Nach dieser wiederholten Erfahrung noch mit dem Kopf gegen die Mauer zu rennen, dazu fanden nur wenige den Mut der Verzweiflung. Mangels lebbarer Alternativen schloß man seinen Frieden mit den harten Fakten. Sich und die Seinen durchbringen, hieß hinfort die Maxime der Mehrheit. Statt gemeinsam für die Öffnung des Systems zu kämpfen, kämpfte jeder für sich oder mit wenigen Gleichgesinnten um eine Rangverbesserung innerhalb des nun geschlossenen Systems. Mit schwer einschätzbaren Konsequenzen. Sie traten nach und nach zutage. Als man begriff, daß die soziale Atmosphäre, die man mit bereiten half, vergiftet war, fielen Umkehr und Untergang aufs selbe Datum. Am Tag der Maueröffnung hauchte die Gemeinschaft der entmutigten Privatleute ihren letzten Atem aus. Zu ihrer Ehrenrettung rief sie die SED und die Staatssicherheit als alleinige Sündenböcke aus. Ein allzu gemütlicher Abschied von gestern.

Wir wissen es nicht erst seit Foucault, aber durch ihn erheblich besser als zuvor: Der Alltag ist nicht davor gefeit, zum Komplizen der Macht zu werden. Zu Anfang sieht alles wie eine nur äußerliche Anpassung aus. Man tut nur so, als ob man das Spiel und seine Regeln akzeptiere, tauscht die große Freiheit gegen viele kleine, gegen Telefonanschlüsse, Neubauwohnungen, Autos, Ferienreisen, Pässe, Prämien oder Orden, und wähnt sich sicher. Was aber, wenn dieses Sich-Einrichten im Vorbehalt auf die härteste Probe gestellt wird, die sich denken läßt; wenn es Mitglieder der eigenen Privatsphäre sind, die die Selbststilisierung in Frage stellen? Wenn Freunde, Partner, Verwandte plötzlich anfangen, »auffällig« zu werden, »aus der Art zu schlagen«? Wer den ersten Schritt tut, und sei es im Verborgenen, legt sich fest, wie jeder andere auch, und kann jederzeit bei *dem* Wort genommen werden, das er so gar nicht gegeben zu haben glaubte. Wußte er von dem unbotmäßigen Verhalten, billigte er es gar oder entwarf er, schlimmer noch, seinen angepaßten Verhaltensstil zur Ablenkung von der in seinem höchstpersönlichen Umkreis keimenden Widersetzlichkeit? Die Entscheidung wird unvermeidlich. Sie kann zugunsten der Nächsten und Gleichen fallen, dann vollzieht man den Bruch mit den Regierenden in aller Öffentlichkeit nach; sie kann aber auch in eine Spaltung der Privatleute einmünden, wenn man in diesem kritischen Moment, wo die Fiktion zusammenzubrechen droht, verspricht, der verhimmelten Form seines bisherigen Verhaltens ernsthaft nachzueifern; wenn man, mit anderen Worten, aus der äußeren Anpassung eine innere macht, Streit, Zerwürfnisse und Trennungen in Kauf nimmt, um die ans System geknüpften Chancen zu wahren.

Vor diese Wahl gestellt, brachen Kinder, die in »sensiblen« Berufen arbeiteten, mit ihren Eltern, die sich weigerten, persönliche Brücken in die andere, westliche Welt abzubrechen, verstießen umgekehrt Eltern ihre Kinder, die jede Hoffnung verloren und sich zur Auswanderung oder Flucht entschlossen hatten, entfremdeten sich Eheleute und Freunde aus denselben oder ganz ähnlich gelagerten Ursachen. Und das nicht nur in Kampagnezeiten. Bis zuletzt verschafften sich die Regeln, die Ge- und Verbote des Herrschaftszusammenhangs, im Privatverkehr Geltung, sorgte die Machtverteilung, die im Inneren dieser Gesellschaft herrschte, dafür, daß staatliche Disziplinierungs- und private Erfolgskalküle ein fatales Bündnis eingingen. Das ist die Dialektik jedes heimlichen Tauschhandels mit einer übermächtigen Macht. Was als Unterlaufen, Austricksen der »Etabliertengesellschaft«, ihrer Verteilungssysteme und Karrieremuster, begann, endete nicht selten in völliger Verstrickung. Die Rede von der »Kollaborationsgesellschaft« DDR, nie ganz ins Schwarze treffend, hier gewinnt sie gleichwohl einen unheimlichen Sinn.

6.

Man muß es einen Skandal nennen, daß auch jene soziale Gruppierung das Spielfeld betrat, die mit der Wahrung der Öffentlichkeit steht und fällt: die Intellektuellen. Als bekleideten sie weiter keine sozial exponierte Stellung, reihten sie sich in den Wettlauf ein, investierten sie ihr Wissen und ihre Geschicklichkeit, ihre Überredungskünste und ihre Fähigkeit, sich in andere hineinzudenken, in das antisolidarische Vorhaben schlechthin, Unterscheidungsgewinne einzustreichen, sich vom Rest der Gesellschaft abzuheben. Und wodurch konnte das eindrucksvoller geschehen als durch eine auf die eigene Gesellschaft zurückstrahlende Popularität im Westen? Auch wenn man es heutzutage nicht gern hört: Ein Stück von diesem Kuchen zu ergattern, bildete das Zentrum im Denken und Fühlen der ostdeutschen Intellektuellen der siebziger und achtziger Jahre. Dieses Ziel rechtfertigte jeden Einsatz, jeden Kompromiß, und stieß, als willkommener Nebeneffekt, die Masse der kleinen Leute aus dem Rennen. Die zynische Devise, der sie nachlebten, borgten sie von Fichte: »Zu reisen hat aus einem geschloßnen Handelsstaat nur der Gelehrte, und der höhere Künstler: der müßigen Neugier und Zerstreuungssucht soll es nicht länger erlaubt werden, ihre Langeweile durch alle Länder herumzutragen.«[3]

Die tatsächliche Rangordnung dieser »unbrüderlichen Aristokraten des rationalen Kulturbesitzes« war ebenso informell wie eindeutig. Ganz oben die, die das ständige Ausreisevisum in der Tasche hatten und nur noch gelegentlich vorbeischauten, um sich bewundern zu lassen: Wanderer zwischen den Welten. Deutlich darunter die Gruppe jener, die man von Zeit zu Zeit hinausließ, zu Lesungen, Kongressen, Archivbesuchen. Wieder eine Etage niedriger die staatlich Inkriminierten, die zwar nicht rauskamen, aber wenigstens Gründe dafür ins Feld führen konnten. Ganz unten die Außenseiter, die nach innen nicht zählten, weil sie draußen niemand kannte, Nobodys ohne spezifisch intellektuelles Gewicht, mochten sie auch, was freilich selten der Fall war, in der formellen Rangordnung noch so weit oben stehen.

Nach der Wende gefiel sich die intellektuelle Oberschicht darin, den Spieß umzudrehen, die ständige Ausreise als Zeichen besonderer moralischer Konsequenz zu deuten. Ganze Biographien wurden auf Widerständlergeschichten getrimmt. Daß man da war und lebte, im Westen nämlich, wo man immer hinwollte, und sich keinen Deut um das Schicksal der Namenlosen scherte, soll nicht mehr gelten. Da mochten die von Staats wegen vom Reiseglück Ausgeschlossenen nicht länger abseits stehen. Nie wollten sie das Land verlassen. Den Gedrückten und Entrechteten die Stimme zu leihen, dem galt ihr ganzes Trachten. Schande über jene Helfershelfer der Macht, die ihnen gegen ihren Willen aus der DDR,

gar aus dem Gefängnis halfen, die durch ihre Verblendung hoffnungsvolle Häftlingskarrieren zerstörten. – Das größte Schurkenstück geschah, als sich einige intellektuelle Großfiguren moralisch aufbauten, um die »Konsumidioten« abzukanzeln, die nach dem Mauerfall die Auslagen der westdeutschen Warenhäuser in Augenschein nahmen. Wenig später quittierten sie die einsetzende Enttäuschung ihrer früheren Landsleute über gebrochene Zusagen, Arbeitslosigkeit und neue Mühen mit böser Häme. Blamabel, peinlich, lächerlich schalten sie dieses Gebaren. Das hat man ihnen nie vergessen. Selten hat sich eine intellektuelle Elite ihre Bedeutungslosigkeit zu Zeiten des geschichtlichen Umbruchs so eifrig verdient wie diese.

7.

Es kam, wir wissen es, noch ärger. »Die bisher dem Ministerium des Innern unterstellte Hauptverwaltung zum Schutze der Volkswirtschaft wird zu einem selbständigen Ministerium für Staatssicherheit umgebildet.« Wer hätte gedacht, daß dieses am 18. Februar 1950 von Wilhelm Pieck, dem damaligen Präsidenten der DDR, unterzeichnete Gesetz die Geburtsurkunde einer wahren Horrorinstitution bedeutete? Wohl nur wenige. Der Apparat, seine Mitarbeiter und Mittel, nahmen sich seinerzeit noch recht bescheiden aus. Für das Jahr 1952 rechnet man mit einem Personalbestand von rund 4000 Menschen. Drei Jahre später waren es bereits 9000. Dann fehlen verläßliche Zahlen. Für 1973 weist die Statistik knapp 53 000 Mitarbeiter aus. Das folgende Jahrzehnt ist lückenlos dokumentiert[4]:

55 718 Mitarbeiter im Jahr 1974
59 458 Mitarbeiter im Jahr 1975
62 837 Mitarbeiter im Jahr 1976
66 475 Mitarbeiter im Jahr 1977
69 558 Mitarbeiter im Jahr 1978
72 196 Mitarbeiter im Jahr 1979
75 106 Mitarbeiter im Jahr 1980
78 497 Mitarbeiter im Jahr 1981
81 467 Mitarbeiter im Jahr 1982
85 500 Mitarbeiter im Jahr 1983

Offensichtlich verharrte die hauptamtliche Personage auf diesem Niveau. Neuere Vermutungen, die von einer abschließenden Zahl von 99 000 Angestellten sprechen, sind noch nicht hinreichend erhärtet. Nimmt man die eher niedrig geschätzten 180 000 Inoffiziellen Mitarbeiter hinzu, zuzüglich einer noch gar nicht abschätzbaren Zahl von Kontaktpersonen, bezieht man des weiteren die horrenden Sachvermögen, beweglicher wie immobiler Art, ebenso in die Rechnung ein wie Bewaffnung, Kunst- und Antiquitätenbesitz, faßt man darüber hinaus die Konzentration der

Kräfte ins Auge, die dafür sorgte, daß in den kritisch gesinnten Gruppen jeder fünfte, vielleicht sogar jeder dritte »dabei war«, dann kann kein Zweifel mehr bestehen: das war der »stinkende«, »faulende«, »sterbende« Sozialismus.

Dem objektiven Aufwand entsprach die subjektive Not. Sie wurde nicht geringer, als sich nach der Öffnung der Archive Vermutungen in Gewißheiten verwandelten. Wer könnte, so oder so, »Täter« oder »Opfer«, kein Lied davon singen. Hier mein eigenes: Vor etwas mehr als zwei Jahren geriet ich in eine Situation, in der sich seit den ersten Wendetagen schon mancher Ostdeutsche befand. Ich stieß auf einen »Verräter« im engeren Freundeskreis. Über Umwege hatte ich erfahren, daß der Betreffende fast zwanzig Jahre als Inoffizieller Mitarbeiter tätig gewesen war. Ich suchte das Gespräch und bekam, wie andere vor und nach mir, mehr oder weniger einleuchtende »Gründe« präsentiert: das Elternhaus, die frühe Rekrutierung, der Schlendrian des Weitermachens, dann das späte, allzu späte Ende der Verbindlichkeiten im Herbst 1989. Meine erste Reaktion: gar keine. So etwas war möglich, schon vielen widerfahren, warum nicht auch mir? Zudem, einsehbaren Schaden hatte meine Entwicklung durch diese Fürsorge nicht genommen. Die verzögerte Reaktion: ich ließ die Beziehung einschlafen, nicht abrupt, aber doch stetig. Irgend etwas, das tiefer lag als Einsicht und Abwägung, machte den Bruch unvermeidlich. Was? – Die Antwort liegt weniger offen auf der Hand, als es auf den ersten Blick scheint. Was ich damals noch nicht wußte, heute indes deutlich spüre, ist dies: Man verwandelt sich durch Offenbarungen dieser Art ungewollt selbst in einen anderen. Und diese Verwandlung wider Willen beendet die Beziehung. Eine kurze Phänomenologie des Verrats soll verdeutlichen, was ich meine.

8.

Das Thema Kollaboration wäre weniger strapaziös, ginge es nur um »Mitarbeit« im alltäglich vertrauten Sinn des Wortes; um jene Klugheit, die Menschen seit je unter widrigen Umständen das Leben und Überleben sicherte. Man beugt sich der Macht, läßt jene Merkmale geschehen, die Zuverlässigkeit anzeigen, und denkt sich ansonsten sein Teil. Das ist nicht eben großartig, aber auch nicht besonders verwerflich. Es wurde schon gesagt, daß es dabei nicht blieb. Doch wie weit man in seinen ganz persönlichen Handreichungen auch immer ging, wie tief man sich verstrickte, die letzte, ultimative Grenze stand jedem vor Augen. Sie überschritt definitiv, wer aus der gelegentlichen Kunst des Tauschhandels ein florierendes Nebengeschäft mit den Ängsten, Sorgen und Wünschen seiner Nächsten machte, in die Rolle des Freizeitspions schlüpfte und den »Dienst« auf Dauer stellte, von jeder besonderen Rechtfertigung löste:

Richter über Gut und Böse. Das Kriterium, das diese Unterscheidung begründet, ist nicht willkürlich gewählt, es existiert schon, immer schon in der Form unkündbarer mitmenschlicher Verpflichtungen: bringe niemanden ohne Not in Bedrängnis, mißbrauche das Vertrauen deiner Nächsten nicht, spiele kein doppeltes Spiel.

Es gibt keine Gesellschaft, in der diese Grundsätze eine nicht wenigstens stillschweigende Anerkennung genössen. Es kann anderes gewollt, selbst befohlen sein, aber nichts ist imstande, diesen universellen Kanon aufzuheben. Weshalb? Weil er dasjenige berührt, was Gesellschaft überhaupt erst möglich macht; das, was an der Gesellschaft wirklich und wahrhaftig Gesellschaft ist: das Ineinandergreifen, Sich-aneinander-Fortspinnen von Worten und Handlungen. Wenn das nicht geht, geht nichts mehr. Wenn ich fürchten muß, daß mich der Vertraute hintergeht, daß der oder die mich ausliefern, an denen ich buchstäblich hänge, verliert alles Tun und Denken seinen Sinn. Mir fehlte der Mut zum nächsten Satz oder zur nächsten Handlung. Und dies eben: *daß* es weitergeht, daß sich Handlung an Handlung, Satz an Satz fügt, ist die unerläßliche Bedingung jeder menschlichen Gesellschaft. Warum geschieht überhaupt etwas, warum geschieht nicht vielmehr nichts? fragt Leibniz. Wir antworten: nun, eben deshalb, weil wir die begründete Hoffnung hegen, etwas geschehen machen, uns über unsere Hemmungen, über unsere Ratlosigkeit und Verzweiflung erheben zu *können*. Wenn die emotional intensivsten Beziehungen unsere Hoffnung zerstörten, unseren Mut brächen, geschähe rein gar nichts.

In diesem auf staatssozialistische Verhältnisse übertragenen Sinn meint »Kollaboration« das schier Unmögliche, den Pakt mit dem Teufel, die existentielle Verhinderung von Gesellschaft. Daher auch das Gestammel der »Täter«. Was sie gestehen sollen oder wollen, ist von solcher Unmöglichkeit, daß es die Beziehung, die es reparieren möchte, unweigerlich zerstört. Alle Gründe, die sie zu ihren Gunsten anführen, bleiben seltsam privat. Die Menschheit, die auf Existenz besteht, teilt sie nicht und wird sie nie teilen. Hier gibt es keine »Wiedergutmachung« und kein »Vergeben«. Keine »Wiedergutmachung«, denn wer verrät, durchkreuzt die Gesellschaft, in der dieses Wort etwas bedeutet; kein Vergeben, weil niemand nur besondere, sondern stets auch kollektive Züge trägt. Wo das verständnisvolle Individuum entschuldigen möchte, spricht das verletzte Gesellschaftswesen sein Verdammungsurteil. Daher der innere Zwiespalt der »Opfer«.

9.

Die Furcht vor der Akte ist beidseitig. Auf die »Täter« wartet soziale Degradierung und menschliche Einsamkeit, auf die »Opfer« eine Ein-

sicht, die sie am liebsten von sich wiesen. Ihr wirkliches Problem liegt nicht in der Vergangenheit, die sie neu interpretieren müssen, sondern in der Zukunft. Was ihnen der Verrat für immer nahm, ist ihre Unbefangenheit, die Fähigkeit, sich auf andere zwanglos einzulassen und dadurch zum Bewußtsein des eigenen Werts und der eigenen Würde zu gelangen. Man betrog sie um ein Menschenrecht: an- und ernstgenommen zu werden im mitmenschlichen Austausch; arglos probieren, fehlen, neu ansetzen, schwach und hilfsbedürftig erscheinen zu können. Auf das beschwichtigende Lamento des »Täters«: »Ich habe dir doch nicht geschadet«, erwidert das über sich selbst aufgeklärte »Opfer«: »Das mag sein. Aber nun, da ich die Wahrheit weiß, *wirst* du mir schaden, soweit ich sehen kann. Tatsächlich schadest du nicht nur mir, sondern all denen, denen *ich* Halt und Sicherheit schulde. Selbst wenn ich dir verziehe, jene könnten es nicht, und ich kann es jedenfalls nicht stellvertretend für sie.«

Man sieht: Es gibt keine guten Gründe für den Verrat, dagegen böse Gründe zuhauf, ihn gemeinsam zu beschweigen. Welche Lösung die für das künftige Leben und Zusammenleben von »Opfern« und »Tätern« zuträglichste ist, die Öffnung oder Verriegelung der Archive, muß die Zukunft zeigen.

Es gibt einen »Verrat« von ganz besonderer Art, einen Verrat *zugunsten* Dritter, ohne »Täter« und »Opfer«. Ich sage dir nicht, was ich anderswo über dich sage, aber gerade das ist zu deinem Besten. Wüßtest du, was da in aller Stille vorgeht, du würdest dich sträuben und vielleicht unvorsichtig genug sein, alles scheitern zu lassen. So aber sorge ich dafür, daß dir nichts mehr geschieht, daß du wieder einen Beruf ausüben oder das Land verlassen kannst, genau wie du es wolltest. Eine Geheimdiplomatie aus alter Freundschaft. Nun komme nicht daher und sage, ich hätte dich verraten. Wer sich die Finger schmutzig macht, wie ich, verdient Gehör, vielleicht sogar Respekt, doch keine Dauerquarantäne. – Fälle wie diese, sattsam bekannt, lassen sich nicht durch den Bezug auf eine allgemeine Regel entscheiden. Hier hilft nur Urteilskraft, die Würdigung des Einzelfalls. Wenn es mein Wunsch war, den du verwirklichen halfst, wenn ich tatsächlich in den Westen kam oder unbehelligt im Osten blieb, was könnte ich dir vorwerfen? Wenn nicht, dann hast du Gott gespielt und seist verdammt. – Ermessensfragen dieser Art zu klären, verlangt Besonnenheit auf beiden Seiten; Verdächtiger, die nicht mehr in die Vergangenheit hineinlegen, als tatsächlich in ihr lag, und Verdächtigte, die heute nicht weniger sagen, als sie damals sagten; ganz normale Menschen mit einem geschulten Sinn für »Gesellschaft«.

10.

Man soll nicht denken, die Bewohner der späten DDR hätten der Seuche vollkommen hilflos gegenübergestanden. Sie sannen auf Gegenmittel. Um Gesellschaft möglich zu halten, verfielen sie auf die denkbar einfachste Lösung. Da sie wußten, daß »die Pest auch unter Engeln wütet«, letzte, allen Zweifel ausschließende Sicherheit nicht zu gewinnen war, nahmen sie das Wagnis ganz auf sich. Wenige offen diskreditierte Personen ausgenommen, bezogen sie jeden in ihre Sphäre ein, von dem sie sich einen irgendwie anregenden Austausch versprachen. Wer erfolgversprechende, menschlich ertragreiche Kontakte in einer nach außen abgeschotteten Gesellschaft nach übertriebenen Reinheitsgeboten siebte, blieb leicht allein. Man konnte und wollte sich den Eckermannschen Luxus, nur mit Spiegelbildern zu verkehren, nicht leisten, gab Goethes Maxime, habituelle Unverträglichkeiten, Vorbehalte hintanzustellen, wenn eine Erweiterung des eigenen Gesichtskreises zu erwarten stand, den Vorzug. Hier spätestens setzte man der irrwitzigen Überpolitisierung des Alltags Grenzen, rang man dem System der allgemeinen Einschüchterung den Mut der Unbekümmertheit ab.

Ob man damit besser fuhr als jene, die Vorsicht zur ersten Bürgertugend kürten, ängstlich um sich schauten und überall den Stallgeruch der »Firma« witterten, steht dahin. Auf jeden Fall widerstand man so dem »Stasichic der mittleren Begabungen«, dieser besonders unangenehmen Variante des Umgangs mit der Macht. Nichts leichter, aber auch nichts aufdringlicher, als die allgemeine Verunsicherung für spektakuläre Opferinszenierungen zu nutzen; sich immerfort als beobachtet, ausspioniert, gejagt auszugeben; dem nächsten Buch oder dem nächsten Film das todsichere Verbot vorauszusagen und all die zu beschämen, die noch immer ohne Verfahren und Verhör herumliefen. Die publikumswirksamen Spielchen dieser »Empfindsamen« sollen heute nicht vergessen sein.

Im Gegenzug zu der weit verbreiteten Selbstimmunisierung gegen die Stasihysterie drangen die Überwachungssonden in immer feinere Poren der Gesellschaft ein. Wer alle Türen öffnete, lud sich den Spitzel zu Tisch, las, wenn alles Unglück zusammenkam, seine Ehe später als »Vorgang« nach. Dieses Entsetzen lähmt die Ostdeutschen, viele von ihnen, bis heute. Die Staatssicherheit war nicht die DDR, das »System« nicht die ganze »Gesellschaft«. Und man ginge ganz gewiß in die Irre, wenn man den Unterdrückungsapparat, der auf den Menschen lastete, zum Ausgangspunkt einer nie dagewesenen Brutalisierung des Alltagslebens erklärte. Nicht daß die Gewalt, der Terror hier blutige Feste gefeiert hätten, bestimmt den singulären Charakter des hingeschiedenen Staatswesens, sondern, wenn überhaupt, etwas, dann dies: die gleichmäßige, alles

durchdringende, nichts und niemanden ausklammernde Oberaufsicht über alle Lebensvollzüge; das herrschaftliche Protektorat der Lüste und Leidenschaften; die absolute Neugier, die den Taten, selbst ihren Motiven immer einen Schritt voraus sein wollte. Rückwirkende Dämonisierungen verkleistern das nur.

II.

So verkehrt es wäre, die Vergangenheit zu mystifizieren, so unangemessen wäre es, sie zu simplifizieren. Es gab hundertundeine Art, sein Leben zu fristen und auszugestalten. Jede, auch die anschmiegsamste Typisierung fällt meilenweit hinter die gelebte Vielfalt zurück. Das gilt auch für die nun folgenden Unterscheidungen, die sich auf die letzten zwei Jahrzehnte der DDR, auf die Zeit nach 1968, beziehen. Wenn nicht alles täuscht, setzte die 68er Erfahrung kollektive Lebensstile in Freiheit, die es bis dahin so nicht gab.

Man erinnere sich: Das Datum stand auch im Osten Deutschlands zunächst für Aufbruch und Hoffnung, für die real erprobte Versöhnung von Sozialismus und Demokratie im tschechoslowakischen Nachbarland. Zum ersten und letzten Mal begegneten sich Demokratisierungsbewegungen von oben und unten. Daher die erstaunliche Eigendynamik des Reformgeschehens, daher aber auch die große Niedergeschlagenheit, der Katzenjammer danach. Zusammen mit der bewaffneten Intervention leistete der Staatssozialismus seinen Offenbarungseid. An ernsthafte Reformen war fortan nicht zu denken. Was konnten die Älteren, die ihr bisheriges Engagement verraten, ihre Zukunftserwartungen enttäuscht sahen, schon antworten, wenn die Jüngeren Fragen nach dem Sinn, der Motivation *ihres* Lebens laut werden ließen? Kaum etwas, was über pragmatische Anpassungsregeln hinauswies. So wuchs auch hier, wenngleich aus anderen Gründen als im Westen, eine Generation heran, die das Schweigen der Autoritäten auf ihre Art auslegte: *anything goes – if it works.*

Die einen vollzogen im Bewußtsein der Banalität ihres Tuns die bruchlose Anpassung ans Gegebene: die aufgeklärten Zyniker; andere versuchten ein subversives Spiel und sangen den Etablierten, den Herrschenden und Erwachsenen, die Melodie ihrer eigenen Aufbruchsideale vor: die häretischen Reformer; wieder andere, der Pose überdrüssig, verabschiedeten sich entweder in die Dissidenz oder kokettierten mit deutschnationalen Parolen; eine weitere Gruppe gab sich skeptisch, formell unpolitisch, interessiert einzig an Experimenten und Sprachspielen: die »Postmodernen« der spätsiebziger und achtziger Jahre; schließlich waren da jene, die den stillen Groll der Älteren, nicht jedoch deren Resignation übernahmen und darauf hofften, sich eines nicht so fernen Tages für all

die verlorenen Jahre schadlos halten zu können: die schweigende Mehrheit.

Ohne die Entwicklung dieser und weiterer Verhaltensmodelle, ohne ihr Ringen um Vorherrschaft, ohne das eher lautlose als beredte Aufsprengen der »Etabliertengesellschaft« von innen, stünden wir dem Ende der DDR wie einem Wunder gegenüber. Wer mit groben Stereotypen auf diese Lebenswirklichkeit einhämmert, überall nur das Vordringen totalitärer Herrschaftspraktiken und kollaborationsverdächtiger Handlungsweisen wahrnimmt, Korrektur- und Gegenbewegungen notorisch übergeht, sollte seinen Wittgenstein einmal beim Wort nehmen und von dem, worüber er nicht reden kann, auch schweigen.

12.

Vielleicht kommt, wer seine Vereinfachungen zu Vorwendezeiten scheitern sieht, nun, nach der Wende, besser zum Zuge. Gleich zweimal hat man versucht, den eingeschliffenen Schematismus wiederzubeleben. Erst gings den alten Eliten an den Kragen, dann den neuen. »Seilschaften« hieß das eine Paßwort, »Überläufer« das andere. Es ist nicht leicht zu sagen, welche der beiden Konstruktionen die andere an gedanklicher Armut übertrifft.

Als lebten die Ostdeutschen in einem kolonialisierten Land, scheucht man sie mit der Bemerkung auf, ihre vormaligen Eliten seien, ein paar Entthronte abgerechnet, noch obenauf, konvertierten ihr Herrschaftswissen in klingende Münze, als ebenso willfährige wie willkommene Diener neuer Herren. Tatsächlich wird niemand behaupten, der fragliche Personenkreis sei im Verlauf der Wende vollständig entmachtet worden. Nicht wenige bekleiden auch heute angesehene Positionen in der höheren Verwaltung, im wirtschaftlichen Management, vor allem in den mittleren Etagen, in Wissenschaft, Armee und Polizei. Zweckbündnisse mit windigen Interessenten aus dem Westen bei Investitionen, Grundstückskäufen, Ausschreibungen und Stellenbesetzungen sorgen immer wieder für Aufsehen. Die Dunkelziffern, keine Frage, liegen höher. An einem jedoch gebricht es den alten Präzeptoren ganz entschieden: an symbolischem Kapital, an Sozialprestige. Und darum geht es in diesem Zusammenhang. Sie besitzen keinerlei Rückhalt in der eigenen Bevölkerung, können daher die Rolle von Platzhaltern neuer Strukturen ebensowenig ausfüllen wie die von Ansprechpartnern, von Dolmetschern, die die Bedürfnisse der fremden Eliten in die heimische Sprache übersetzen. Mehr als das. Sie können ihrer Funktion von heute auf morgen verlustig gehen. Ein anonymer Fingerzeig, ein Blick in die Akten – schon ist die Herrlichkeit vorbei. Aber auch die Integren und Unbescholtenen müssen um ihre Zukunft fürchten. Ihre vormalige »Staatsnähe« begründet einen dauer-

haften Argwohn, der gar nicht danach fragt, in welchem Sinne Macht und Einfluß im Einzelfall zu Buche schlugen. Den potentiellen Konkurrenten, im eigenen Lager wie im andern, kommt dieser Vorbehalt gelegen. Sie stehen auf dem Sprung. Und wo der einheimische Nachwuchs die erforderlichen Fähigkeiten nicht besitzt, frohlocken die Funktionsträger des »siegreichen Systems«. Auf Zeit geduldete Elitenreste versehen ihren Dienst mit gesenktem Haupt. Hier hakt das populäre Kollaborationsgefasel geistig aus. Das letzte Aufgebot bilden Rosenkriege unter den neuen Eliten.

13.

»Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) hat mit seinem lauten Nachdenken über eine Schließung der Stasi-Archive eine bittere Kontroverse unter früheren DDR-Bürgerrechtlern ausgelöst. Der ehemalige DDR-Regierungsbeauftragte zur Stasi-Auflösung, Werner Fischer, forderte gestern, den Wittenberger Pfarrer Friedrich Schorlemmer ›deutlich in die Schranken zu weisen‹, nachdem dieser sich für eine Vernichtung der Stasi-Akten ausgesprochen hatte. Sieben frühere DDR-Bürgerrechtler und heutige Bundestagsabgeordnete von Bündnis 90/Die Grünen beschuldigten Schorlemmer, ›die Ideale der Bürgerbewegung auf dem Altar der Kollaboration‹ zu verbrennen.«[5]

Ein Paradebeispiel für die »Streitkultur« unter ostdeutschen Dissidenten. Was sind denn das für »Bürgerrechtler«, die das Menschenrecht auf freie Meinungsäußerung so unverhohlen durch den Schmutz ziehen, Verdacht, Unterstellung und moralische Ausbürgerung beinahe gewohnheitsmäßig an die Stelle des Arguments rücken! Man kann die Auffassung Schorlemmers für falsch und schlecht begründet halten, selbst für praktisch verderblich, weil sie eine neue Ungerechtigkeit erzeugt; eine Kluft zwischen denen, die ihre Akte kennen, und den anderen, die sie nie zu Gesicht bekämen. Wer jedoch Argumente gleichsam durchsticht, um die Person, die sie äußert, »fertigzumachen«, indem er sie zum »Kanzlerknecht« stempelt, tritt die Wurzel der Humanität mit Füßen.

Die Aufregung läßt tief blicken, tiefer, als ihr selber lieb sein kann: auf die Kontinuität einer deutschen Misere, die ohne »Dolchstoßlegenden« nicht auskommt, für die jeder zum Repräsentanten, zum Steigbügelhalter äußerer oder innerer Feinde avanciert, der die eigene Ansicht nicht teilt. Wer in entscheidenden Dingen widerspricht, in solchen, die das Aktions- und Erlebniszentrum von einzelnen und Gruppen berühren, ist *out*, gehört nicht länger dazu, hat das Recht, Rechte zu haben, verwirkt. Seiner Vernunft beraubt, seiner Willenskraft verlustig gegangen, kann er nur in fremdem Auftrag handeln. – So tief ergriff das alte System von seinen erklärten Gegnern Besitz, daß seine elende Feind-, Stellvertreter- und

Auftragsrhetorik in ihnen sein historisches Verfallsdatum überdauert: Zwillingsbrüder geistloser Zeiten.

14.

Kehren wir nach diesem Seitenblick auf Satyrspiele an den Ausgangspunkt der Darstellung zurück. Hilft das Stichwort »Kollaboration« dem Nachdenken über die einstige DDR auf die Sprünge? Ich meine, ja, vorausgesetzt, man hütet sich vor Vergröberungen, simplen Übertragungen und nichtssagenden Floskeln vom Typ: »Wir waren alle Kollaborateure«. Legt man die Elle des historischen Originals an, dann ergibt sich diese »Typologie der Mitarbeit«[6]: Die *offizielle* »Kollaboration« lag in den Händen der Machtelite. Sie entsprach den Wünschen der sowjetischen Besatzungsmacht, indem sie deren Eigentums- und Herrschaftsformen weitgehend übernahm, Widerspruch eindämmte, gegebenenfalls »befriedete« und für den reibungslosen Ablauf von Reparationsleistungen sorgte. Gelegentlich, wie beim Bau der Berliner Mauer, schoß sie übers Ziel der äußeren Vorgabe hinaus. Nationalistische Motive waren dabei kaum maßgebend. Das, wie auch das Fehlen einer Politik der Schadensbegrenzung, der Rettung alteingesessener Eliten vor dem Zugriff der Siegermacht, bezeichnet, neben anderem, die Differenz zur Herrschaftsweise des Vichy-Regimes.

Im Unterschied zur Machtelite, die direkte Beziehungen zur Siegermacht unterhielt, »kollaborierte« die Restgesellschaft indirekt, vermittels einer teils freiwilligen, teils erzwungenen Zusammenarbeit mit den ostdeutschen Sachwaltern. Vorwiegend freiwillig, nicht selten begeistert, vollzog sich, zu Anfang wenigstens, die *ideologische* »Kollaboration«. Sie wurde zu einer Domäne der Intellektuellen. Auf viele wirkte das Bemühen der Führungsgruppen um einen radikalen Traditionsbruch echt und anziehend. Der Vergraulung »kosmopolitischer« und »formalistischer« Abweichler parallel lief eine Bezugnahme auf die geschichtliche Überlieferung, die all jene Denk-, Gefühls- und Verhaltenstraditionen hervorhob, die sich ins entstehende Sozialgefüge einpassen, als dessen gleichsam natürliche Voraussetzungen deuten ließen: Unterschicht- und Arbeitertraditionen, Antimilitarismus und Antifaschismus, zu Bündnis- und Repräsentationszwecken auch bürgerlicher Humanismus. Der kulturelle Gründungsakt, der bisher randständige oder durch die Nationalsozialisten verfolgte Geistesmilieus unter die Fittiche des neuen Gemeinwesens nahm, gelang. »Traditionelle« wie »organische« Intellektuelle eilten herbei, diese Geschichtslesart, der die Annahme von den zwei seit je miteinander ringenden Nationen zugrunde lag, auszugestalten, wobei sie die je eigene Herkunft und Verortung gebührend zur Geltung brachten. Als sie ihre Schuldigkeit getan, ihr Renommee gebührend in die Waag-

schale der neuen Ordnung geworfen hatten, traf sie das Schicksal ihrer Vorgänger. Die Reaktionen sind bekannt: Abwanderung, innere Emigration oder, wie das mehrheitlich geschah, Abschied von den heroischen Jugendgedanken.

Die *technokratische* »Kollaboration« deckt sich zu guten Teilen mit der soeben betrachteten Mitarbeit der Intellektuellen. Die verschiedenen Expertengruppen, Ärzte, Rechtsgelehrte, Ingenieure, Leitungskräfte u. a., wurden auf eine Weise ins Herrschaftssystem integriert, die ihre Zustimmung zum Projekt der Machthaber von selbst besorgte. Nachdem die Euphorie der »Aufsteigergesellschaft« abgeklungen war, die Irrationalität des Ganzen wie seiner Teile immer offener zutage trat, murrten die Experten, worauf »das System« mit materiellem Anreiz reagierte. Als auch das nicht mehr verfing, entblößten auswandernde Teilgruppen wie die Humanmediziner ganze Zweige der sozialen Daseinsfürsorge. Mehr als diesen passiven Widerstand ließen der äußere Druck und die innere Konkurrenz nicht zu.

15.

Bleibt die *funktionale* »Kollaboration«. Sie umfaßt jeden, der unter den obwaltenden Umständen blieb, seine Arbeit versah, Bildungs- wie Laufbahnchancen ergriff und pünktlich Steuern zahlte. Man könnte sich die Sache einfach machen und hierzu kurz und bündig bemerken, was man schon über die französischen Verhältnisse unter Pétain gesagt hat: »Wenn der Begriff Kollaboration als Vorwurf einen Sinn machen soll und folglich an die Wahlfreiheit des einzelnen gebunden bleibt, ist er in diesem Zusammenhang fehl am Platz.«[7] Der an die kleinen Leute gerichtete Vorwurf verriete dann nur das blöde Erstaunen darüber, daß ihnen ihr Leben lieber als ihr möglicher Tod an der Mauer war. Aber so einfach war es nicht.

Wer seine Hände in alltäglicher Unschuld wusch, konnte sich gründlich verrechnen. Jähe Wendungen auf der öffentlichen Szene rückten das Privatleben immer wieder unerwartet ins Rampenlicht. Dann war guter Rat teuer, Zivilcourage eine Mangelware. Die vielfältigen Gemeinschaftsformen, die »Kollektive«, in die fast jeder eingebunden war, gewährten Sicherheit nur dem, der nicht aus ihrem Schatten trat. Stand man einmal am Pranger, brach die Doppelfunktion der Kollektive als Schutz- und Ordnungsräume schnell in sich zusammen.[8] Parteimitglieder, Arbeitskollegen, Kommilitonen und Nachbarn, noch eben zu spontaner Solidarität bereit, verfielen in quälendes Schweigen. So wie man selber schwieg, wenn andere in Not gerieten. Diese vorhersehbaren Reaktionsweisen erschwerten den persönlichen Ausstieg aus der Koalition der Duldsamen zusätzlich. Es bedeutet keine »Verteufelung« des Alltagslebens, keine

»Kollaborationsneurose«, wenn man diese deprimierende Erfahrung festhält.

Und der »Verrat«, die Spitze dieses Stufenreichs der »Mitarbeit«? Er macht keinen Unterschied, geht mitten durch die Rubriken. Damit beweist er seine Zugehörigkeit zu einer Dimension, die soziologische Klassifizierungen allein nicht erreichen. Sie mögen ihn noch so sehr in die Zange nehmen, auf daß er sein soziales Geheimnis preisgebe, sein Gebundensein an bestimmte Milieus und Gruppen; ihm selbst als einem »Ereignis« kommen sie ebensowenig auf die Spur wie seiner Antipodin, der unbeirrten Menschlichkeit, die alle Gründe verlacht, nur dem Kompaß ihrer inneren Stimme folgt. Vielleicht wird man eines Tages die familiären, geistigen und sozialen Bedingungen genauer kennen, die den menschlichen Anstand, die elementaren mitmenschlichen Reflexe, über alles stellen. Das wäre dann die Aufhebung der Soziologie mit ihren eigenen Mitteln.

Das Thema, das einer wirklich aufschließenden Untersuchung noch immer harrt, steckt in den dürren Worten, in die Eugen Kogon seine ganz persönliche Erfahrung des Grauens kleidete: »Ob die seelische Verarbeitung des Lagers gelang, war nicht in erster Linie eine Frage der sozialen Herkunft und der gesellschaftlichen Stellung, denen jemand vorher angehört hatte, sondern hing fast ausschließlich von der Stärke des Charakters und vom Vorhandensein oder Fehlen religiöser, politischer, humanitärer Zielvorstellungen ab... Wer in das KL nicht mehr mitbrachte als ein ›draußen‹ anerkanntes Cliquen-, Klan-, Kasten- oder nicht proletarisches Klassenbewußtsein, war verloren, und sei es nur, daß er äußerlich wie innerlich verkam, verlotterte. Soziale Korsettstangen wurden schon am ersten Tag radikal geknickt: wenn sie der charakterliche Rückgratersatz gewesen waren, konnte man ihren Träger abbuchen.«[9]

Anmerkungen

1 »Die Vergangenheit ist ein anderes Land. Neue und alte politische Mythen im Nachkriegseuropa«, in: *FAZ*, 4. September 1993 (»Bilder und Zeiten«).

2 »Wir sind unsere eigenen Gespenster«, in: *Die Zeit* Nr. 31, 30. Juli 1993, S. 39.

3 Johann Gottlieb Fichte, *Der geschlossene Handelsstaat*, Leipzig o. J., S. 120.

4 Diese und die folgenden Angaben nach: K. W. Fricke, *MfS intern. Macht, Strukturen, Auflösung der DDR-Staatssicherheit*, Köln 1991; D. Gill, U. Schröter, *Das Ministerium für Staatssicherheit. Anatomie des Mielke-Imperiums*, Berlin 1991.

5 *die tageszeitung*, Freitag, 12. November 1993, S. 2.

6 Die folgende Skizze wurde durch einen Aufsatz angeregt, den Lothar Baier über das Frankreich der Jahre 1940-1944 schrieb. Sein Titel: »Was heißt Kollaboration? Eine zeit-

geschichtliche Erinnerung«, in: ders., *Die verleugnete Utopie. Zeitkritische Texte*, Berlin 1993.

7 Ebd., S. 163.

8 Dieser Tatsache trägt der ansonsten vorzügliche Aufsatz »Kollektiv, wo bist du hin«, den die Ostberliner Psychologin Lydia Lange über das organisierte Gemeinschaftsleben der alten DDR schrieb, zu wenig Rechnung. Vgl. *Die Zeit* Nr. 45, 5. November 1993, S. 56. Genau genommen erfüllten die »Kollektive« sogar eine dreifache Aufgabe. Neben ihrer Schutz- und Ordnungsfunktion dienten sie den einzelnen stets auch als Aufstellungsräume für praktische und symbolische Konkurrenzen.

9 E. Kogon, *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*, München 1974, S. 385 f. Einen beträchtlichen Schritt vorwärts bei der Formulierung des Problems bedeutet die historische Fallstudie, die Tzvetan Todorov unter dem Titel *Face à l'extrême* 1991 in Paris publizierte; deutsche Übersetzung: *Angesichts des Äußersten*, München 1993.

Jürgen Fuchs
Ich du er sie es wir ihr sie

Eine »Kontaktierungs«-Revue

Informieren hilft nicht, ihre Vorschriften zitieren, ihre Dienstanweisungen, ihre Richtlinien und die Befehle des Genossen Minister. Zitieren hilft nicht, vorlesen, abdrucken, den Einzelfall vertiefen, die Operativen Vorgänge mit Namen »Pegasus« oder »Spinne« oder »Revisionist« oder »Querulant« oder »Opponent«, die Maßnahmepläne dazu, die konspirativen Wohnungsdurchsuchungen, die M-Kontrolle der Post, die A-Maßnahme im Telefon, die B-Maßnahme in der Steckdose oder Zimmerantenne. Du hast die Dokumente gefunden, die Akten, die Indizien, die Beweise. Na und? Sie haben es getan. Andere haben es auch getan. Wenige haben es nicht getan. Andere werden es wieder tun. Es ist vergeblich, weißt du? Woher kommt die Müdigkeit, die Lähmung, die Abwehr? Es geht sehr nahe, ins Herz, in die Seele, ins Zentrum einer alten Gleichgültigkeit. Wir sind wieder dran. Es ist wieder passiert. Es hatte kein Ende. Es wäre schöner, von Wäldern zu sprechen nach einem Regen: Ein kleiner Regen hat mich gewaschen/ Am Himmel ziehn leere Brauseflaschen: Wieder hetzen wir durch Karteien, öffnen verschnürte alte Bündel, stellen Registriernummern zusammen, suchen Klarnamen von IMs, entdecken letzte frische Notizen eines Amtes für Nationale Sicherheit. Möchten es eigentlich nicht wissen, nicht lesen, nicht zur Kenntnis nehmen. Wenn es nicht das Eigene wäre in diesen Hebelschubanlagen, Bunkern und Stahlschränken. Das Eigene ganz innen, irgendwie da hinein gekommen. Wir selber auf diesen Gängen, in diesen Kellergewölben, wollen durch den Beton einer Wand, die vergleichsweise neueren Datums ist. Es sieht aus, als wäre sie ein ganzes Stück und mit ungeheurer Wucht in den Boden getrieben worden ... und sie muß von ungewöhnlicher Dicke sein. Im Licht einer Glühbirne sieht man ihr ödes unverwüstliches Grau. Es muß Stahlbeton sein, dem die Feuchtigkeit der Tiefe nichts anhaben kann. Man hat diese Betonwand für die Ewigkeit gegossen ... oben die gewaltigen Areale von Neubauten. Hier stehen wir herum, Wolfgang, mit Stiften, Taschenlampen und Lupen. Da schleppt einer ein Fotokopiergerät heran. Da beginnt einer zu hacken, seltsam hartnäckig, vielleicht vergeb-

lich, einer von diesen Mauerspechten, die Idioten waren, bevor alles zusammenbrach. Die Nein sagten oder gar nichts sagten oder lachten, als einer wieder um seine kalten Ecken schlich und berichtete als sensible, müde Quasselstrippe vom Dienst, fremd in der großen Stadt, zu Hause im Leid und im Verrat. Das ist kein Bericht, sondern eine Auskunft, ein Bohren an der Mauer aus modernem Stahlbeton.

Das erste Mal?

– In der Schule. Ich wurde ins Sekretariat gerufen. Der stellvertretende Direktor stand in der Tür, wartete schon. Ein älterer Mann, Chemielehrer, in einer Blockpartei, ich glaube CDU. Wenn er etwas unterschrieb, setzte er unter seinen Namen »V.L.d.V.«, das hieß »Verdienter Lehrer des Volkes«. Er stand in der Tür, sah mich merkwürdig an. Der huschende Blick der Sekretärin, sie beugte sich schnell über die Schreibmaschine. Die Tür zum Direktorzimmer stand auf, »bitte, da hinein, Jürgen«, sagte der Verdiente Lehrer des Volkes. Hinter dem Schreibtisch saß kein Direktor. Zuerst dachte ich, das Zimmer ist leer. Dann trat ein kleiner Mann hervor, hinter mir wurde die Tür geschlossen, der kleine dünne Mann, nicht sehr alt, er hatte vorstehende Zähne, klappte einen schmalen grauen Ausweis auf und sagte: »Ministerium für Staatssicherheit«. An diesen Augenblick erinnere ich mich genau, er sagte keinen Namen, jedenfalls weiß ich es nicht mehr. Er sagte »Ministerium . . .« Ja, ich bin sehr erschrocken . . .

Du warst siebzehn?

– Ja, in der elften Klasse passierte es. Ich sollte etwas über meinen Deutschlehrer erzählen, der sei »ein Dubček-Freund, möglicherweise ein Konterrevolutionär«. Ich habe nicht viel gesagt. Meinen Lehrer hatte ich gern, er lieh mir Bücher aus, auch Ernst Bloch, *Prinzip Hoffnung Teil 1*, und das *Wiener Tagebuch* von Ernst Fischer. Ich habe nichts gesagt. Bin dann hinterher zu meinem Deutschlehrer gefahren mit dem Fahrrad, habe ihm alles erzählt. Er war sprachlos. Hatte Angst um mich. Ich war noch in der Schule . . .

Hast du etwas unterschreiben müssen?

– Ja, eine Schweigeerklärung. Niemandem etwas über den Inhalt des Gesprächs zu sagen. Daß es stattfand, war ja bekannt. Der stellvertretende Direktor hatte mich ja rufen lassen, die Sekretärin hatte mich gesehen. Ich hörte dann, noch andere seien gerufen worden an diesem Tag.

Du hast unterschrieben und bist dann gleich zu deinem Lehrer gegangen . . .

– Ja. Sofort nach dem Unterricht. Das war gut, denke ich. Ich habe ihre Konspiration nicht eingehalten. Das war ein wichtiger Schritt, auch für später.

Was wußtest du von der Stasi?

– Als Kind kannte ich das Wort »Cunsdorf«, ein Ortsteil. »Cunsdorf«, das hieß Stasi. Da hatten sie ihre Villa. Am Stadtpark vorbei, am »Volksfestplatz«, die Asphaltstraße weiter, an der Linkskurve, da war ihre Dienststelle. Mit Sprechanlage von außen. »Fahr nicht vorbei, halte dich fern«, sagten die Eltern. Die holen einen weg, sind schnell, heimlich und gefährlich. Eine helle Angst gehörte dazu, eine Todesangst, ja, so würde ich das sagen.

Warum hast du deinen Lehrer nicht verraten?

– Er hatte so einen hinterhältigen Blick, zeigte so triumphierend seinen Ausweis hin. Ich war nicht mehr ganz jung, hatte einiges gelesen, im Unterricht viel Streit mit dogmatischen Lehrern. Schrieb Gedichte ... Ja, warum? Ich hatte ihn gern, schätzte, verehrte diesen Lehrer. Ich wollte ihn nicht enttäuschen, das wird es gewesen sein.

Und später?

– Im Studium, eine Vorladung ins Gästehaus der Universität. Zwei Herren warteten. Der eine freundlich, der andere fies. Man wolle ab und an mit mir sprechen und sich beraten ...

Das hast du abgelehnt?

– Ja. Sofort. Ich hatte die Armee hinter mir, den Grundwehrdienst, das Rumkriechen auf dem Kasernenhof, das Brüllen und Anschnauzen. Nicht mehr mit mir. »Sie müssen mich als Zeuge vorladen oder ein Verfahren gegen mich eröffnen.« Da waren sie still. Einer von ihnen sagte noch: »Wenn Sie einmal Schwierigkeiten haben sollten, dann hängen die nicht mit uns zusammen.« Das war mir dann klar. Sie drohten. Und machten ihre Drohungen auch wahr. Später Gefängnis, Ausbürgerung, »operative Bearbeitung« bis 89 ...

Was ist das Wichtigste?

– Nichts Heimliches mit ihnen machen. Widersprechen. Nicht taktieren. Öffentlich werden.

Das ist gefährlich!

– Das andere ist gefährlicher. Dann kriegen sie dich. Dann wird die »Werbung vollzogen«. Das sagten sie so. Klingt wie eine Vergewaltigung. Ist auch so etwas ähnliches. Oder sie sagten »Krümmen« für die IM-Werbung ...

Wann warst du kurz vor dem Aufgeben?

– Im Gefängnis. Zwei, drei Wochen nach der Inhaftierung. Man will raus. Hat die Konfrontation satt. Will wieder übereinstimmen. Ein weiches, warmes, freundliches Gefühl kommt. Will »ja« sagen ... Da war ich kurz davor. Der Druck war ziemlich hoch. Ich habe mich dann in der Zelle wieder gefangen. Und geweint. Ich weinte, weil ich mich weigerte, mit ihnen zusammenzuarbeiten ...

Auch wenn du die »GVS MfS 008-100/76« aufschlägst, die Seiten sechsundvierzig bis neunundvierzig hochhältst, kopierst, verteilst und die »Operative Praxis« dieser »Anweisung über die Anwendung von Maßnahmen der Zersetzung« nachweist mit Namen, Adressen, Tag, Monat, Jahr, Ereignis, Folgen für den Einzelnen, seine Frau, seine Kinder: sie werden dich ansehen, werden zuhören, die einen werden nicken, hastig viele Zigaretten rauchen, die anderen werden lange und gravitätisch mit den Köpfen schütteln, nein, nein, nein. Eine Frau wird weinen, ein Mann an der Türe stehen. »Setzen Sie sich doch!« – »Ich stehe lieber, saß lange genug, lange genug.« Bei den Opfergesprächen, bei den Tätergesprächen. Mittendrin und im gutwillig organisierten völligen Abseits, in einer Einsamkeit, die wächst und wächst.

Und du, Regina? Oder soll ich Sie sagen?

– Ich weiß nicht. Wir haben uns ja jahrelang nicht mehr gesehen ...

Jahrzehnte.

Stimmt.

– Eigentlich habe ich keine Lust zu antworten.

Dann läßt du es. Du hast Berichte geschrieben.

– Ich war in der Partei. Ich bin eingetreten ...

Ich weiß. Manchmal trugst du das Parteiabzeichen.

– Ich trug es immer, wenn ich eine Jacke anhatte. Montags das FDJ-Hemd. Du ja auch.

Ja, ich auch.

– Kritisch warst du schon. Hast widersprochen, das stimmt schon. Aber mitgemacht hast du auch.

Manches ja, manches nicht.

– Stimmt. Ich habe auch nicht alles mitgemacht. In der Parteiversammlung war ich die junge Genossin. Gemeinsam mit den Lehrern, ich fühlte mich schon wichtig.

Hast du etwas unterschrieben? Hattest du einen Decknamen?

– Ich beziehe mich nur auf die gemeinsame Schulzeit. Das andere geht dich nichts an. Nein, nur über die Parteistrecke ...

Kam jemand von der MfS-Kreisdienststelle?

– Ich muß überlegen. Könnte sein. Oder Kreisleitung der Partei. Es war ja eine unruhige Zeit, Prag, Dubček, die Sache mit H ...

– Unserem Deutschlehrer ... Anfangs mochte ich ihn. Dann fand ich ihn arrogant. Er machte so spitze Bemerkungen, war ironisch.

Na und?

– Du hast ihn nachgemacht. Sogar seine Schrift. Ich ging halt einen anderen Weg.

Er flog raus. Wurde degradiert in jeder Hinsicht. Erst Studium der Germanistik und Altphilologie, dann Garnkisten entladen ...

– Er war stur. Später war er dann flexibler, wie ich hörte. Hat vielleicht auch Berichte geschrieben. Im Schuldienst ist er ja geblieben.

Berichte schrieb er nicht, vielleicht wollten sie ihn als IM anwerben. Er hat eine »Erfassung« als »Feind«. Das geht klar aus den Akten hervor...

– Ach ja, die Akten. Die sollen wohl objektiv sein?

Sie zeigen vieles.

– Einmal hast du mich beleidigt, vielleicht erinnerst du dich. Wir behandelten Heinrich Mann, den *Untertan*. Du hieltest ein Referat, ich sehe dich noch am Fenster stehen. »Diederich Heßling war ein weiches Kind...« Und dann kam ein Spitzel vor. Du hast gewartet und dann gesagt: »Wir wissen ja, was ein Spitzel ist.« Und hast mich angesehen. Die ganze Klasse bemerkte das, sah herüber, kicherte. Das konnte ich dir nie verzeihen. Später hatte ich Schwierigkeiten, mir ging es gesundheitlich nicht gut.

Ich bin empört, daß sie uns in der Schule nicht in Ruhe ließen.

– Wie meinst du das?

Na dieser Druck, mich bestellten sie ins Sekretariat, da klappte einer seinen Ausweis auf, ich sollte über H. berichten. Er war unser Lehrer...

– Es war eine politisch komplizierte Situation. Heute sieht man das anders. Ich auch natürlich.

Es war schlimm.

– Jeder hatte andere Empfindungen. Ich war von zu Hause aus so erzogen. Da war dann eine Übereinstimmung da...

Aber Berichte schreiben...

– Es war eine Parteiinformation...

»Formen, Mittel und Wege der Zersetzung... systematischen Diskreditierung... Organisierung beruflicher und gesellschaftlicher Mißerfolge... Untergrabung des Selbstvertrauens einzelner Personen, Erzeugen von Mißtrauen... Verstärken von Rivalitäten... Zurückdrängung, Loyalisierung, Isolierung bzw. Zerschlagung und Liquidierung des feindlich-negativen Personenzusammenschlusses.« Moment mal, wo sind wir denn? In der Richtlinie 1/76, gültig bis Ende 89. In Deutschland sind wir, verehrter geneigter Leser, in der unlängst verflossenen Deutschen Demokratischen Republik, beim Ministerrat der DDR, beim Ministerium für Staatssicherheit. Victor Klemperer gelesen? Klar! Auch das andere kenne ich schon, stand doch in der taz gleich nach der Wende... Es gab doch dieses Buch, wie hieß es gleich, »... ich liebe Euch alle«, dieser Mielkespruch. Ach ja, schrecklich, das alles. Scheußlich, dieses Deutsch. Weiß nich, wann ist denn endlich mal Schluß mit dieser Debatte? Gleich, bald, gar nicht mehr lange. Dieses Jahr sind Wahlen, Versöhnung braucht das

Land. Dann beginnt der Heilschlaf. Weiß Gott gibt's doch genügend andere Probleme! Was soll ick mich denn um nen Orden vom Ministerpräsidenten kümmern? Bei den Arbeitslosen und bei der Wohnungsnot! Günter Grass hat das ooch gesagt, liebe Regine, hat er gesagt. Wörtlich, is veröffentlicht. Außerdem bin ick im Kirchenchor.

Grüß dich!

– Ach so, du bist es. Ich wollte eigentlich nur tanken ...

Ich auch.

– Von dir habe ich Sachen gehört!

Was denn für Sachen?

– Sogenannte Veröffentlichungen, Bücher. Ich soll auch vorkommen. Keiner hat mich gefragt. Das ist dann wohl die neue Pressefreiheit!

Ich habe einige Bücher veröffentlicht, das stimmt. Immer wieder auch Biografisches verwendet, na und? Wir waren doch in einer Klasse!

– Das schon, ich wurde Offizier der Nationalen Volksarmee. Und du gingst nach dem Westen!

Ich wurde inhaftiert und ausgebürgert. Es gab Klassentreffen, du wolltest nicht, daß ich komme. Sie hätten mich gar nicht einreisen lassen.

– Ich war Offizier, mußte auf meinen politischen Umgang achten. Ja, dazu stehe ich.

Du hattest immer einen Kugelschreiber parat. Warst gut in Mathe und Physik. G. ist gestorben ...

– Ich weiß. Ein guter Lehrer ...

Hatte auch politische Probleme.

– So? Davon wußte ich nichts. Wie du war er nicht. Mußte man ja auch nicht. Jetzt sind wir geschluckt. Leute wie ich sind die Bösen ...

Hast du Arbeit?

– Ja. Natürlich. Ich habe einen Beruf gelernt. Und studiert. Es waren nicht nur Dumme bei der Armee. Von wegen *Fassonschnitt* ...

Hast du's gelesen?

– Ich muß weiter. Auf Wiedersehen!

Du warst Kontaktperson ...

– Was war ich? Du spinnst doch! Jetzt soll ich auch noch Spitzel gewesen sein. Jetzt ist es aus ...

Du warst mit bei H.s Geburtstag ...

– Ich gebe keine weiteren Auskünfte ohne Rechtsanwalt!

Ich hab bloß gefragt. Wir trafen uns zufällig ...

– Demnächst tanke ich woanders.

Is doch eh klar, Schleimer und Mitläufer gab's schon immer. Und wenn's von oben kommt, machen eben viele mit. Freudenfeuer, Akten verbrennen, so vielleicht nicht gerade auf deutschem Hintergrund. Aber was Wahres ist dran. Man kann's schon nicht mehr hören. Historische

Bücher meinetwegen oder literarisch, lesbar, Gottseidank mal was ästhetisch Gelungenes, da könnte man sich begeistern. Aber diese Opfer mit ihren Gauck-Anträgen und langen, vorwurfsvollen Gesichtern, diese Pastoren und verklemmten Dissidenten, mehr Spitzel in der Gruppe als eigene Leute ... Das ist doch eigentlich langsam unendlich langweilig. So denken viele. Ich du er sie es wir ihr sie halt auch. Ist das dann schon Konformismus?

Sie waren ein Kollege meines Vaters. Haben Berichte über ihn abgegeben ...

– Ja, das stimmt. Das tut mir auch sehr leid. Gleich nach der Akteneinsicht Ihres Herrn Vater habe ich einen Brief geschrieben und mich entschuldigt ...

Ja, er hat es mir erzählt. Es hat ihn dennoch sehr mitgenommen, ein enger Kollege, mit dem er jeden Tag zusammen war ...

– Ich habe mich in aller Form entschuldigt, schriftlich!

Ja. In einem Bericht steht: »Der IM übergab die geforderten 2 Schriftproben von den Schreibmaschinen, mit denen Fuchs schreibt. (Ablage in Ordner Nichtklassifizierte Maschinenschrift) Mündlich berichtete der IM: Am 30. 12. 76 mußte ich tatsächlich zu F. in die Wohnung, da arbeitsmäßig ein Problem aufgetreten war, so daß eine Legende nicht erforderlich war. Wir hatten über einen verhältnismäßig längeren Zeitraum zu sprechen (ca. 1 Stunde) und ich konnte mich dabei etwas häuslich einrichten ...« Dann kommen viele Details, über die Familie, auch über den Sohn ...

– Sie saßen ja im Gefängnis als Staatsfeind ...

Mein Vater sollte kriminalisiert werden, man wollte ihn später sogar verhaften. Sie haben sich beteiligt ...

– Ich war Genosse. Was sollte ich machen? Arbeitsmäßig hat jeder sein Bestes gegeben für die Energieversorgung des Landes. Ich war überzeugt, daß die Partei im Recht war ...

Aber es war Ihr Kollege ...

– Was sollte ich denn machen? Er hätte mich sonst in Schwierigkeiten bringen können, Sie waren immerhin der Sohn von ihm.

Wie hat man Sie angeworben?

– Ich wurde aufgesucht. Da habe ich zusammengearbeitet. Aus politischer Überzeugung. In der Partei war ich ja auch. Und als Meister ... Heute würde ich das nicht mehr machen.

Wie hieß Ihr Führungsoffizier?

– Ach so nennt der sich ... Einen Namen hat er nicht angegeben. Ich hatte eine Telefonnummer. Es war ja alles geheim ...

Kummer hieß er. Oberleutnant damals. Später wurde er befördert. Sind Sie gut mit ihm ausgekommen?

– Ich hatte eigentlich nie Probleme.

Warum soll ich einen Antrag stellen? Höchstens einen auf Wohngeld. Hab hier gelebt, ist doch keine Schande. Vielleicht beim BND oder Verfassungsschutz, da könnte was liegen, aber da kommen wir ja nicht ran. Kapiert? Vielleicht war die Stasi ganz gut gegen die Nazis, die kommen jetzt ja überall raus, siehe Rostock und Hoyerswerda.

Eve, du hast Dr. M. ja kennengelernt...

– Ja, als ich in die Klinik kam. Ich konnte nicht mehr. Die ganzen Probleme, auch die persönlichen. Was die für Zersetzungsmaßnahmen gegen uns durchgeführt hatten, weiß ich ja erst jetzt...

Er hat dich behandelt...

– Es war eine Aufnahme, da sprangen mehrere rum. Ich war am Ende, wollte nicht mehr. Es war eine Klinik, ein Krankenhaus, da erwartet man doch keinen Spitzel!

Es gab IM-Ärzte... Sein Deckname war »Jörg Ott«. Er hatte »Persönlichkeitsbilder zu erstellen bei mündlicher und schriftlicher Hetze«...

– Na, die wird er dann erstellt haben. Ich habe ja Berichte von ihm in meinen Akten. Das läßt sich ja zum Glück beweisen. Hat die Stasi gut informiert über die Schwachpunkte. So ging das...

Es gibt einen Prozeß...

– Ja, ich wurde als Zeugin gehört.

Ehrlich: Mich kannst du jagen mit diesem Thema. Depressiv ist jeder alleine genug. Vielleicht zersetzt mich jemand. Oder ich mich selbst? Gewalt gab's schon immer. Nach innen die Drogen, nach außen Baseball-Schläger oder Krieg wie in Bosnien. Was heißt, »du nimmst es hin, setzt nichts dagegen, sie sind also stärker...« Na klar sind die stärker! Soll ich ne Partei gründen? Oder zu amnesty rennen? Ist doch sowieso nutzlos und egal. Seht ihr ja. Erst großer Aufbruch und leuchtende Augen, jetzt an der Kasse bei Karstadt. Klaro? Die machen, was sie wollen. Mit und ohne dich oder mich. Öffentlichkeit und Menschenrechte hin und her, wer hat denn die ökonomische Macht? Kursbuch, FAZ und Spiegel, die kommentieren doch bloß, hinterher sind alle schlauer, superschlau sind sie dann alle!

Du warst »Coja«.

– Gewiß. Und später ZOV »Kreis«! Ich war ein Zentraler Operativer Vorgang! Was glaubst du, was die mit einem machen, wenn man aussteigt. Aussteigen ist eigentlich nicht vorgesehen. Scharenweise haben die Leute angesetzt. Und üble Machenschaften inszeniert. Mit dem Auto, mit Baumaßnahmen an der Kirche, mit den Abrechnungen. Die wollten mich zum Krimi stempeln.

Als IM hast du selbst an Zersetzungsmaßnahmen gegen andere mitgewirkt...

– Ja. Das hört sich jetzt so schrecklich an. Alles habe ich nicht erzählt und gemacht. Ich schreibe darüber, stelle dir gern das Manuskript zur Verfügung!

Was wir in der Mensa redeten, hast du weitergemeldet...

– Na, das war doch nicht geheim. Hast denn du etwa leise gesprochen? Du wolltest doch Öffentlichkeit...

Du hast mich gefragt, ob ich Westveröffentlichungen vorhabe. Bei Wagenbach oder Rotbuch...

– Hattest du doch, oder?

In der DDR wollte ich veröffentlichen. Als das nicht mehr ging, überlegte ich schon. Du warst fast zehn Jahre »Inoffizieller Mitarbeiter mit Feindberührung«, IMB, sogar Vorschläge hast du unterbreitet, wie wer zu kriegen ist, wo seine Schwachstellen liegen, wie man den Einsatz organisieren müßte...

– Jaja, das waren diese Strategiepapiere. Werden im allgemeinen sehr überschätzt. Anderson hat ja auch was verfaßt. Aber die machten, was sie wollten. Jeder IM wurde kontrolliert und konnte auch Probleme bekommen...

Du redest von dir...

– Ja, mein Gott, was willst du denn hören? Klar habe ich über viele berichtet. Soll ich jetzt nackt durch die Stadt laufen? Meinen Job riskieren?

Im Stück von Jewgeni Schwarz warst du der nackte König, eine tolle Aufführung in der Mensa. Du warst künstlerisch tätig, hattest viele Interessen, warst eine Erscheinung in der Szene...

– Warum nicht. Ich hatte Freundinnen, wenn du das meinst...

Und viel Vertrauen!

– Ja, das auch. Damit bin ich nicht gut umgegangen. Aber ich wurde auch oft verraten, war im Heim. Da beginnt man vielleicht Rollen zu spielen.

Aber wann fallen die Entscheidungen, wer ist verantwortlich, wer ist beteiligt? Die gibt es ja: wichtige Situationen. Verschiedene Möglichkeiten und Folgen. Ja oder Nein. Mit ihnen oder gegen sie. Und egal, weißt du, ist nichts in diesen Sekunden, diesen langen Tagen und Jahren, wenn du den Stift liegenläßt oder nimmst. Wenn du mit ihnen gehst oder brüllst oder schweigst und zurückgebracht wirst in die Zelle, in die Werkhalle, in den Klassenraum. Es ist nicht egal, wer du bist, was aus dir wird. Höchstens dir selbst könnte es egal sein. Fernsehen, Tagesspiegel, Schorlemmer, Heitmann und Kohl, verreisen, Hertie, Kataloge und Therapie, Ingeborg Bachmann oder Christa Wolf, selbst die Lieblingsbücher, selbst der Haß, der Ekel, die Ignoranz, der Alltag und seine Gewalt, seine Kollaboration, selbst die Kinder, deine drei Kinder, Lili, Jenka, Daniel, alle Kinder, alle

Namen, die Gefühle, der Kitsch, dein Mut, deine Feigheit: was ist egal? Wenn es darauf ankommt, kannst du vorbereitet sein oder nicht. Kannst Zahnschmerzen haben oder »nie für möglich gehalten haben, daß es mir passiert«. Wenn der Alltag zuende ist, kannst du tun als ob. Als ob nichts wäre, als ob alles weiterginge, als ob du es wüßtest, als ob es nichts brächte, als ob es jetzt wichtig wäre. Es ist *wichtig, egal, wie du es findest, was du meinst, was ich sage oder schreibe oder vorlese. Zumindest für sie ist nicht egal, ob du aufgibst oder nicht. Freilich könnte es sein, daß ein Leiden beginnt. Daß ein Preis existiert. Daß es keinen schnellen Weg raus gibt, wenn du ihre Bedingungen nicht akzeptierst. Daß es schwierig wird, wenn Glatzen in den U-Bahn-Wagen treten und Ausschau halten: da sitzt eine mit dunklerer Haut. Was ist dann mit dir? Wer oder was ist dir dann egal?*

Dich wollten sie anwerben. Es ist ihnen nicht gelungen.

– Doch, vieles ist ihnen gelungen. Ich habe mit ihnen gesprochen, bin schuldig geworden.

Am Ende deiner IM-Vorlauf-Akte schreibt Oberleutnant Müller: »Trotz längerfristiger Gewinnungsversuche zu einer Zusammenarbeit mit unserem Organ erklärte der Vorlauf-IM seine Nichtbereitschaft zur weiteren konspirativen Zusammenarbeit. Da keine Voraussetzungen zur operativen Zusammenarbeit zu erwarten sind, wird der Vorgang eingestellt und zur Ablage gebracht.« Ich gratuliere!

– Ach, weißt du, Jürgen, wie viele Demütigungen damit verbunden waren, Krümmungen! Ich war ja nicht klar, hatte Angst, dachte an das Studium der Tochter ...

Aber du hast Nein gesagt ...

– Dann, später. Sie wollten, daß ich dich »positiv« beeinflusse. Vielleicht sogar nach dem Westen fahre. Stell dir das bitte vor!

Es war eine erpresserische Situation. Als Lyrik-Herausgeber, Autor und Künstler warst du eine Person der Öffentlichkeit. Was wagten sie eigentlich ...

– Ach, wie viele haben mitgemacht, auch Schriftsteller.

Stimmt. Als Kunze aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen wurde und bald aus dem Lande geekelt wurde, gab es auch im DDR-PEN häßliche Stimmen. Sein Buch *Die wunderbaren Jahre* wurde zur schlechten Literatur erklärt. Besonders mutig schien es zu sein, darüber nachzudenken, ob der Ausschluß »weise« gewesen sei. Man wies auf die verstärkte Öffentlichkeit hin, die so entstanden wäre ... Recht viele von denen, die gegen Biermanns Ausbürgerung protestiert hatten, zogen später ihre Unterschrift zurück. In Ergebenheitsadressen an die Partei war die Rede »von der Umfälschung der Meinungsverschiedenheiten über die Lösung eines ideologischen Problems in eine Konfrontation durch die

kapitalistischen Medien«. Von der internationalen Öffentlichkeit hat man sich dann distanziert. Wolf Biermann als »ideologisches Problem ...«

– Ich wollte auch auf dem Marktplatz stehen mit einem Plakat, als ich von deiner Inhaftierung hörte. Und habe es nicht getan, weißt du. Diese Angst ist ja in uns. Die Schuld dieser Kollaboration ...

So hart würdest du das sagen, obwohl du abgelehnt hast ...

– Weil ich dann schließlich abgelehnt habe, kann und muß ich heute ehrlich sein. Alle blocken doch ab. Aber wo sind denn Demokraten in diesen neuen Bundesländern?

Am 22. 1. 1980 notiert Müller in einem »Bericht über weitere Kontaktgespräche mit dem Vorlauf-IM«: »Die Zielstellung aller drei geführten Gespräche bestand übereinstimmend darin, kontinuierlich das persönliche Vertrauensverhältnis zwischen MfS und dem Vorlauf-IM zu stabilisieren und auch nach wie vor bestehende Vorurteile beim Vorlauf-IM durch Überzeugung und Vorbildwirkung abzubauen ... Diese Zwischenbilanz ... bestätigt den gegenwärtigen Stand des ›Kampfes um seine Seele‹, des Standes seiner Gewinnung für die Arbeit unseres Organs ... Allerdings sind weitere Gespräche nötig ...«

– Vertrauen sollten wir entgegenbringen ...

Wenn ich drin bin oder du und sie ihre Vernehmungen abziehen, ihre »Abarbeitungsgespräche«, entweder werben oder brechen oder beides – heute arbeiten sie gern bei Versicherungen, in Maklerbüros, Personalabteilungen, in der Werbung und bei Wachdiensten –, kommt es wirklich auf den Einzelnen an, auf dich selbst. Es ist live, nicht im Fernsehen, im Traum, in der Nachbarwohnung. Es ist nahe, nicht fern, wo man gleichgültig sein kann oder voller abgeklärter Aufregung, voller Empörung über die Verhältnisse und das System. Dann ist der Winter, der Virus, der Krieg, das Messer, die Verpflichtungserklärung plötzlich vor deiner Nase, auf deinem Tisch. Es ist so seltsam aktuell dann. Und du kannst die Folgen nicht übersehen. Du mußt handeln, aber wie? Die Zukunft ist immer unbekannt, aber jetzt besonders. Sieh dir die Vergangenheit an, wie stark sie ist. Das Geschehene ist geschehen, ihre Taten und Maßnahmen holt keiner ein. Sie nicht, du nicht, ich nicht, er sie es auch nicht, wir ihr sie. Wer dreht sich jetzt um, wer riskiert das Schicksal von Frau Lot?

Sie haben als IMB »Helmut Falke« unter der Registrier-Nummer X/800/71 mitgeholfen, daß 1976 in Jena mehrere Bürgerrechtler verhaftet wurden, weil sie gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns protestierten. Es gab zahlreiche »Zuführungen«, Verhöre und Haftbefehle. Ein großer Teil wurde später ausgebürgert. Sie verließen zum Beispiel eine gemeinsame Zusammenkunft, um spät abends mit dem Führungsoffizier zu telefonieren. Ihre Informationen trugen entscheidend dazu bei, Haftbefehle zu erlassen.

– Ich lehne jede Stellungnahme ab.

Warum?

– Weil ich nicht doof bin.

Vielleicht gibt es eine Rache, aber sie ist nicht süß. Ein sturer ängstlicher Mann steht vor dir mit Brille und nervösen Händen. Was sind sie auf den Trümmern ihrer Macht? Mitmenschen, Nachbarn, Zeitungsleser, Datschenbesitzer oder Patienten beim HNO-Arzt, wenn das Wartezimmer voll ist. Orwell beschreibt, wie ein junger Wiener Jude, der seine Familie verloren hat, die Verhöre führt gegen Kriegsverbrecher im Jahre 45, wie er einem hohen SS-Mann der Politischen Abteilung einen Tritt gibt gegen dessen gequetschten, angeschwollenen Fuß. Plötzlich ist diese Tat – zwar verständlich und in keinem Verhältnis zu dem, was die SS in den Lagern angerichtet hat – nur noch pathetisch und widerlich. Plötzlich ist alles verkehrt und verdreht.

Im Westen ging ja die Bespitzelung weiter, Roland. Sie schickten IMs, zum Beispiel »Mario« und »Heiko«. Verantwortlich waren Führungsoffiziere wie Laube und Hohberger aus Gera. Anderson wirbelte als IMB »Peters« rum, besuchte dich zu Hause, drang in die Verbindungen ein, wo Bücher rübergebracht wurden und Post...

– Seine Akte ist ja weg.

Die Aktendeckel sind noch da. Viele Berichte in den Opferakten ebenfalls. Gegen dich hatten sie 1988 erneut einen Haftbefehl erlassen. Wärest du mal Transit gefahren...

– Ja, ich war in Gefahr. Es passierten ja auch in Kreuzberg merkwürdige Dinge. Jetzt wissen wir einige Zusammenhänge.

Wie konnte Anderson so erfolgreich sein?

– Ich habe ihm vertraut.

Verarschen ist immer möglich. Sieh dir doch den Kulturbetrieb an, Bestsellerlisten, bestellte Auslagen in den Schaufenstern, Talk-Show-Gerede und so weiter... Wer ist schon edel, hilfreich und gut, auch im Privatleben? Aber ich muß nicht über Jahre heimlich weitergeben, was mir im Vertrauen gesagt wurde... an Oberstleutnant Reuter weitergeben, auf Band sprechen, telefonieren, aufschreiben. Das nicht gerade. Das sind dann die Super-Spezis, die gibt's aber überall. Und was du getan hast oder ich, »Ich« oder »C.« M. W., Feuerbach oder Wasserstein, Anderson oder Menzer, Müller, Peters, Hilbig oder Fuchs, ist geschehen. Oder auch nicht, Lüge ist möglich, Wahrheit ist möglich.

Du wohnst jetzt hier in Stuttgart, Gudrun?

– Ja, ich bin verheiratet. Mein Mann hatte politische Schwierigkeiten. Ich habe hier Arbeit, wir sind vor zwei Jahren umgezogen. Das geht ja jetzt ohne Probleme...

Wie geht es dir?

– Hast du was von den Jenaern gehört? Da sind ja allerhand Dinge passiert. Darüber müßte man reden. Wie es mir geht, naja ...

Was ist mit dir?

– Hattest du Akteneinsicht?

Ja.

– Stand was drin?

Du konntest dann das Studium beenden?

– Ja. Stand was drin?

Gudrun, ich war ja dann in Berlin. Besprich das mit deinen Freunden von damals. Warum weinst du?

– Warum wohl.

Alles verschwimmt womöglich: Büros, Kellergänge, Gefühlsspuren, Treffs mit dem Führungsoffizier, das Warten der Wirtin, Gummistiefel, Industrielandschaften, Armeestiefel, Turnschuhe, Schlipse, Jacketts, Hauptamtliche und Inoffizielle, Lauscher und Belauschte, es waren so viele auf den Straßen, bei den Lesungen, in den kleinen Cafés am Alexanderplatz, Studentinnen aus Westberlin darunter, wer soll sich das merken, »wer ist wer?«, wer ist noch da, wer eigentlich schon fort?

Die schreiben ja alle weiter. Du warst Studentin der Literatur- und Kunstwissenschaft ... Die Professoren, Buchautoren ...

– »Dr. Gallus«, ich hab schon gehört. Er war Kafka-Spezialist. Immer recht kritisch. Hätte ich nie gedacht! Kannte auch viele Westautoren, lud sie an die Uni ein. Warum der?

Er reiste im Westen herum. Vielleicht war's so leichter, besser für die Karriere. Hat er etwas zu den Studenten gesagt, als es rauskam, Ulrike?

– Keiner hat was gesagt von den Profs, die IMs waren. Keiner! Einer habe mal im privaten Gespräch verlauten lassen, die Atmosphäre wäre nicht danach ... Ich bin enttäuscht. Wer bleibt denn eigentlich noch übrig? Dann kommen eben die Westbewerber. Man müßte wissen, was er genau gemacht hat. Vielleicht hat er nur Allgemeines erzählt. Wäre ja möglich.

Frag ihn doch!

– Er ist ja nicht mehr da.

»Milan« schreibt im *Neuen Deutschland*, »Kurt« in Thüringen, die Reihe ließe sich endlos fortsetzen.

– Die machen halt weiter, wie sie vorher mitgemacht haben. Ich frag mich nur, ob ich alles getan habe. Man will ja nicht nur schlau und brav herumsitzen.

War das jetzt im »Verantwortungsbereich« oder im »Operationsgebiet«, also im Westen ... Hat er es gesagt oder nicht. Kannst du ihr, kannst du ihm vertrauen, weiß er es schon, hält er dicht, macht er seine Berichte

schriftlich? Liebt sie dich, geht sie wieder, was ist mit dem Kind? Hat er nun die Unterschrift zurückgezogen oder nicht. Biermann ist sowieso im Westen, aber wir sind hier.

Ich kann mich gut erinnern. Einmal machten Handwerker an meiner Tür herum, an der Wohnungstür oben. Im ganzen Haus wurden Schlösser ausgewechselt bei denen, die es wollten. Man renovierte das Treppenhaus, strich Türen. Ich hatte schon ein neues Schloß, fragte, was er vorhat... Auch im Keller traf ich in dieser Zeit mir fremde Personen...

– Wir als BKA können Ihnen sagen, daß im Auftrage der HA VIII des MfS gegen Sie vorgegangen wurde. Es gelang IMs, von der Haustür in Westberlin Nachschlüssel anzufertigen, auch von der Kellertür. Deckname »Genua«, Besitzer einer Schlüsseldienstfirma. Handwerklich beschlagen... Wir möchten Sie bitten, eine Zeugenaussage zu machen.

Und du, du bist jetzt gemeint. Du bist dran. Nicht die anderen. Ich? Mich gibt's vielleicht gar nicht. Es gibt Träume, Schäume und Simulation. Es gibt auch Konspiration. Man kann vergessen, vergeben oder in den Akten wühlen. Nazis und Stalinisten haben das Heimliche gern, das Durchnumerieren und Abheften, das Handeln und Beobachten, das Hintenherum und Geradeheraus, wenn der Tag gekommen ist, wenn es los geht, wenn die Partei, der Führer oder die Bewegung ruft. Behörde, Behörden, was soll daraus werden, wenn die Deutschen Büros einrichten... Wieder warten, Anträge, abgedeckte Blätter, die einen wissen es, die anderen nicht, Listen, Karteien, Sicherheitsüberprüfungen...

Er war Rechtsanwalt.

– Ja, wir baten ihn um Hilfe, weil viele ehemalige DDR-Bürger im Westen Probleme hatten. Er war sehr hilfreich, zurückhaltend, pünktlich. Hat die Angaben seiner Mandanten offenbar sofort weitergegeben. In den Akten findet sich der Perspektiv-IM »Ulli« von der HA XX/5. Gute Beziehungen zur SPD, Notar... da ist man dann ausgeliefert.

Hat er es zugegeben?

– Nein. Mehrere Anwälte vertreten ihn. Der Führungsoffizier gab zu, ihn zu kennen. Er habe sich nicht als MfS-Offizier zu erkennen gegeben...

Er führte dann also »Gespräche mit der DDR« wie Dirk Schneider...

– So wird es dargestellt momentan. Die Bespitzelten sind recht hilflos. Wer von denen kann schon einen Rechtsanwalt bezahlen? Anwälte, Ärzte, Psychologen, Pfarrer, wenn die mitmachen, ist es besonders mies.

Du bist selbst Ärztin?

– Ja. Und saß in Hoheneck. Ich weiß nicht, ob sie bei ihren »Gesprä-

chen mit der DDR« auch über solche Haftanstalten gesprochen haben. Was da los war, welche Zustände. Aber das wird völlig ausgeblendet. Dann ist alles nur noch »Information«, »Meinungsaustausch« und womöglich »Hilfe«. Wenn die helfenden Berufe kollaborieren, werden die Menschen am tiefsten getroffen und verraten.

Hattest du Akteneinsicht?

– Ja. Ich bin für Klarheit. Bei den IMs beginnt dann der Eiertanz. Und die Mitarbeiter schweigen.

Nicht alle. Es gibt »Insider«-Komitees. Auch Enthüllungen in Boulevard-Blättern. Aber die meisten mauern, das stimmt.

– Hast du schon mit welchen gesprochen?

Ja. Da ist viel »fachliche« Argumentation. Wie Karteien angelegt wurden, »F 16, F 22« ...

– Was heißt denn »F«?

»Form.« Es gibt so viele Besonderheiten der Archivierung. Ein Geheimdienst. Die meisten waren sicher auch »im Dienst«. Es gab Vorschriften und Richtlinien. Ein militärisch-bürokratischer Aufbau. Gerichtet gegen die eigene Gesellschaft zum größeren Teil ...

– Bei den Nazis wurde ja auch genau geplant. Die Güterwagenbereitstellung, Gleis 2 oder 3 ... Aber solche Vergleiche wollen sie ja nicht hören ... Obwohl es aktuelle Bezüge gibt, siehe Schirinowski ...

Es ist doch kein Gleich-Setzen. Auf Ähnlichkeiten darf man wohl hinweisen.

– Erst machen sie »operative Arbeit« oder Archivdienst, dann gehen sie nach Hause und sind Papa, Vati und Sportsfreund.

Es wird geteilt, es sind säuberlich geordnete Wirklichkeiten. Und es ist eine Staats- und Obrigkeitstreue, Befehlsausführung und Größenideen kommen hinzu.

– Glaubst du, daß sie weitermachen?

Alle bestimmt nicht. Aber wer Konspiration verinnerlicht hat Jahrzehnte ... In ihren Analysen steht manches über die Möglichkeit, in die Hände des Feindes zu fallen ... Oder der Geschichte, sagen wir, ab 89 ... Ganz oben steht bei den Verhaltensweisen: »Weiterkämpfen!« Auch kooperativer Umgang mit dem Feind, um »aufzuklären« und eigene Positionen potentiell zu halten, ist eine vorgedachte Variante ...

Die Geschichte ist nicht zuende. Nach dem einen kommt das andere. Es muß aber nicht gleich sein. Es gibt offene und verschlossene Türen, gut und schlecht belüftete Zellen. Diese Unterschiede und Feinheiten können wichtig sein für die Betroffenen, nicht so sehr für den Zuschauer. Der Fernsehapparat hat viele Knöpfe und Tasten, jeder kann jederzeit durchprobieren, was die Kabelkanäle zu bieten haben. Jeder kann verreisen mit etwas Geld, zum Flughafen und ab. Zum Bahnhof und ab. Auf die Auto-

bahn und ab. Etwas hören und dementieren. Eine Kopie durchlesen, schwärzen, zerknüllen, weglegen oder herumzeigen. Den Gegenbeweis suchen oder behaupten, daß es ihn nicht gibt. Die Anwälte schicken oder ganz souverän überhaupt gar nichts tun.

– Zu mir waren sie gut. Ich kann nichts aussetzen. Immer höflich und hilfsbereit. Mir ging es oft schlecht, psychisch meine ich. Auch als Frau haben sie mich immer geachtet. Zumindest die beiden Führungsoffiziere, die ich kennengelernt habe.

Wie wurden Sie angeworben?

– Ich kam im Lehrerberuf nicht klar. Dauernd vor Klassen stehen. Ich wollte echte Bewährungssituationen. Wie Tamara Bunke, bei Che in Südamerika ... So was wie Eltern auch, Sinn ... Ich wurde dann angesprochen. Wie und bei wem genau, möchte ich jetzt nicht sagen. Die Werbung bei Kaffee und Kuchen und Kerzenschein ...

In den Anleitungen kann man nachlesen, daß »eine Werbung haftenbleibende Eindrücke hinterlassen sollte«. Man spricht von einer »herzlichen Atmosphäre«. Steht so in Materialien der HVA.

– Für mich kann ich das so bestätigen. Stolpe hat ja auch gut gegessen mit ihnen. Meine Werbung erfolgte aus Überzeugung, ich wollte eigentlich Hauptamtliche sein.

Haben Sie sich später als Spitzel gefühlt? Oder blieb das Hochgefühl?

– Verschieden. Ich hatte Schwankungen. Man hat ja mit Menschen zu tun. Die kucken einen manchmal an, haben so ein volles Vertrauen im Blick. Dann fühlte ich mich schlecht. Das verging aber meistens wieder.

Wir sind die Herren und Damen über die Natur, über den Himmel, den Staat, die Wahrheit, das Wissen, die deutsche Geschichte, den Zeitgeist, die Sterne und vielleicht den Bundeshaushalt, wenn das Wahlergebnis stimmt. Wir haben viel Geld oder wenig. Wir glauben oder glauben nicht. Wir lieben den oder die. Wir hassen einen, zwei oder alle. Oder keinen. Es ist eine Meinungsfrage. Eine Meinungsumfrage ist wichtig, das Ergebnis einer Meinungsumfrage ist das Wichtigste. Akten hin und her. Ein wenig Aufsicht und Herrschaft über das Wissen muß schon sein. Soll denn jeder die Methoden kennen, jeder Plebs machen können, was er will ...

– Helfen Sie mir. Ich habe Angst. Auf der Straße werde ich angepöbelt, sie klingeln auch und lachen. Ich bin Kollegin, ich weiß, was Paranoia ist. Sie denken, daß ich abspringe. Der Wolf-Prozeß läuft, ich soll keine Munition liefern. Verwahren Sie das, wenn mir etwas passiert.

Wie wurden Sie angeworben?

– Später, jetzt nicht.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen glauben kann.

– Sehen Sie mich doch an! Meine Haare, wie ich aussehe ... Glauben Sie, ich spiele Theater?

Die in Lichtenberg waren genau oder haben geschlampt, es waren Militärs, Alkoholiker, Ganoven, Helfer, Helfershelfer, Subalterne oder Verantwortliche. Oder eine Mischung. Oder man stellt es jetzt so dar. Um wen ging es überhaupt? Gab es eine Realität, zwei, drei? Innen, außen? Vor dem Tor, hinter dem Tor? In uns, um uns? Nahe und fern? Was ist heute, danach? Was zählt die Erinnerung eines Schlossers, der den Wehrdienst verweigerte und im Gefängnis Unterwellenborn schlecht behandelt wurde? Ist wichtig, wie er sich verhielt? Was ist mit denen, die nicht mehr leben? »Ihr habt Matthias Domaschk ermordet« stand am Haus von Mielke in der Normannenstraße. Nun hat man die Inschrift entfernt, die Fassade wird erneuert. Die Leute gehen vorbei, die Angestellten der Direktion der Deutschen Reichsbahn, die Besucher, die Touristen, die aus den Bussen steigen. Sind alle Toten gleich und »Opfer von Gewaltherrschaft«, von der Gewalt des Todes über das Leben? Der Dachziegel, der SS-Mann, die Krankheit, die Wehrmacht, die Stasi, die Blutkonserve? Reicht euch die Hände, ihr Lebenden, liegt in Frieden beieinander, ihr Toten? Welche Nähe kommt da auf, wer möchte sie? Wer ordnet das an? Wer vergißt was und wen? Wer erinnert sich, wer kann wen nicht vergessen, wer soll nahe bleiben, am Leben? Wer nicht? Wer hatte Waffen, die Schlüssel, die Macht? Wer war Kind in Auschwitz, wer Offizier mit Schirmmütze, Handschuhen, Koppel, Pistole und schwarzen Stiefeln? Wer ist der Richter, wer spielt Schicksal, wer sind die Damen und Herren mit den Kränzen? Der Herr nicht, in seinen Sprüchen und Psalmen steht es anders.

Hast du mir die Unterlagen rausgesucht?

– Ja, und kopiert. Hier: »Wirkung kompromittierender Umstände bei der Werbung ... die Dauerhaftigkeit des Drucks kontrollieren, ihn gegebenenfalls verstärken oder ihn allmählich abschwächen ... Das kompromittierende Material wird großzügig nicht mehr erwähnt. Bei Druckabschwächung kann sogar das Gefühl einer gewissen Dankbarkeit oder Achtung entstehen. Hat die operative Zusammenarbeit im Laufe der Zeit zur unlösbaren Verbindung geführt, kann dann auch völlig auf die Anwendung der Druckmittel verzichtet werden« ... Und eine weitere Variante, das »Werben unter fremder Flagge«. Da wird als »psychologisch entscheidend angesehen, daß die Täuschung gut gelingt«.

Und wer klopft dann an die Tür?

– Die Heilsarmee. Der Schriftstellerverband. Die Synode. Die Zeugen Jehovas. Die sowjetischen Freunde mit vielen Grüßen von Gorbatschow. Die RAF oder der Christliche Verein Junger Männer ...

Wir mochten sie nicht, diese Herren mit ihren Anzügen, ihrem Überlegenheitsgetue, ihrer Heimlichkeit. Du hast mich gesehen beim »Sprecher«, du wußtest, wie gern ich rauswollte. Aber wir wollten uns nicht unterwerfen, wir waren zusammen, hatten uns gern, nicht sie. Also war es nicht egal. Und was ist mit der Vergebung? »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern«? Man kann nur beten. Und etwas tun, daß sich das nicht wiederholt. Freilich, die Wahrheit ist milde, sie spielt sich nicht auf.

Christine, was war das Schlimmste?

– Die Trennung. Ihr in Westberlin, jeder Brief wurde kontrolliert. Sie hinterließen richtige sichtbare Spuren. Das sollte uns verunsichern. Kein Telefon, immer auf die Post rennen, dann quatschten sie noch in die Leitung rein an den passenden Stellen. Dieses Ausgeliefert-Sein. Dieses Gefühl von Ohnmacht. Das liest sich heute alles so technisch: »M«-Kontrolle für die Überwachung der Post. Alles wird Fachwissen oder eine kleine aufgemachte Bild-Zeitungsgeschichte. Keiner will es gewesen sein. Alle sind schuldig. Akten verbrennen oder zumauern. Das bedrückt mich so.

Du warst kein IM und nicht in der Partei ...

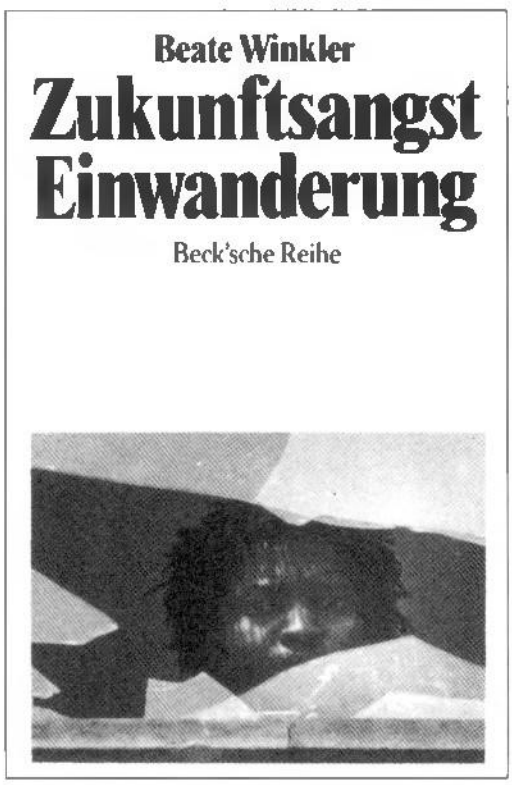
– Ich hab's eben einfach nicht gemacht. Vieles hätte ich deutlicher sagen müssen. Als Lehrerin stehst du immer auf dem Präsentierteller. Im Elternaktiv waren Stasi-Ehefrauen. Haben auch berichtet.

Du wurdest mit einer Kennziffer versehen vom MfS?

– Ja. Sie haben mich in die Kategorie 4.1.3. eingestuft. Im Spannungsfall eine Potenz des Feindes, isolieren. Die Lager wurden ja schon vorbereitet. Dann wäre wohl ein Lastwagen vorgefahren.

231 S. Pb.14,80 (BsR 1039)
Sechzig namhafte Wissenschaftler reagieren auf die akute Gefahr für den inneren Frieden in Deutschland. Ein engagiertes Plädoyer für eine langfristige und gezielte Migrationspolitik.

542 S. 84 Abb., 11 Ktn. Geb. 68,–
"Klaus J. Bade hat ... einen fulminanten Sammelband über deutsche Emigration und Immigration vorgelegt, der Nebelwerfern in der hitzigen Debatte nicht behagen wird". *Der Spiegel*



3. A. 1993. 122 S. Pb. DM 14,80
(BsR 471)

1993. 189 S. Pb. DM 19,80
(BsR 1016)

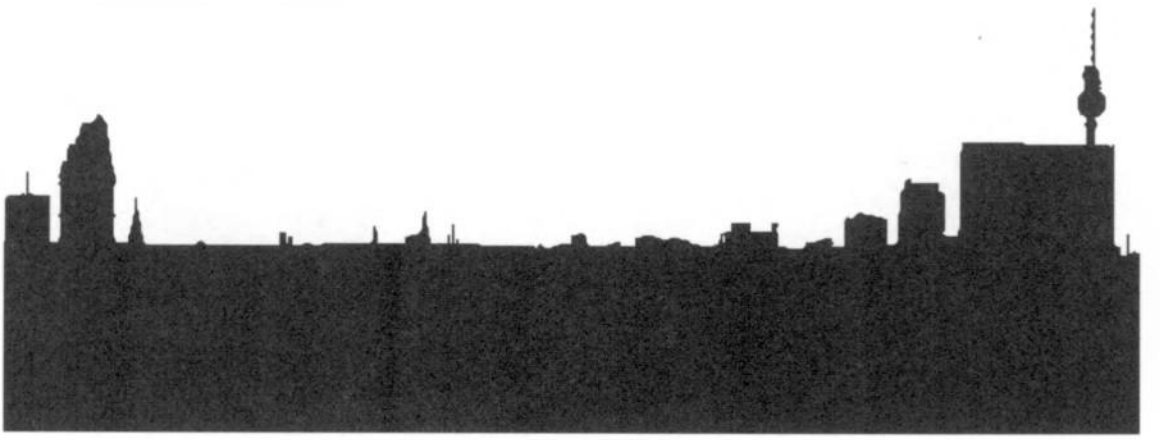
Verlag C.H.Beck

ROWOHLT
BERLIN

Die Teilung: eine deutsche Lebenslüge

Basierend auf sensationellen Archivfunden erzählt Wilfried Loth die Gründungsgeschichte der DDR als eine Geschichte fortgesetzter Interessengegensätze zwischen der SED-Führung und Stalin, der bis zu seinem Tod an einer gesamtdeutschen Option festhielt.

288 Seiten.
Gebunden.
DM 38,-/öS 297,-/sFr 39,-



Udo Tietz
Die schmutzigen Hände

> »Wie leicht alles wird, doch wird's nicht wahr: wenn ich mir einrede, nur Produkt meiner Zeit gewesen zu sein – während ich mich doch genauso produzierte, wie sie mich wollte!« (Rolf Hochhuth)

Im Herbst des Jahres 1989 ging auf dem Gebiet der ehemaligen DDR ein historisches Projekt in ein Konkursverfahren, das an Konsequenz nichts zu wünschen übrig ließ. Und heute stehen viele, wenn nicht gar die meisten der ehemaligen DDR-Bürger verstört und verstummt vor einem Berg von Trümmern, den sie meist nicht als Produkt ihres eigenen Tuns begreifen wollen – oder nicht begreifen können. Dies ist zumindest psychologisch verständlich. Der Zusammenbruch des politischen und wirtschaftlichen Systems der DDR war so gründlich, daß die Benommenheit des Bewußtseins noch vier Jahre nach der Wende die Erinnerung und das Begreifen lähmt. Fast könnte man geneigt sein, diesen Zustand mit einem Kollaps zu vergleichen, der bis zum heutigen Tag eine vernünftige Urteilsbildung blockiert. Hinzu kommt, daß es sich mit einer Biographie als Opfer besser zu leben scheint. Und das betrifft nicht etwa nur den größten Teil der DDR-Bevölkerung, sondern auch die einstige Elite, die sich heute in schönster Gleichheit mit allen Betroffenen wahrnimmt und recht genau notiert, wie sie hier und dort einen Kampf mit diesem oder jenem Hierarchen bestanden hat; wobei der Sinn dieses Kampfes quasi in der Antizipation dessen bestanden haben soll, was nunmehr mit Erfolg durch die Deutsche Wiedervereinigung gekrönt worden ist. So nehmen sie sich nicht als Produzenten und Täter, sondern als Produzierte und Opfer wahr, erzeugt von den Umständen und einem übermächtigen System, das sie nicht gemacht, sondern vorgefunden haben; ein System, welches nicht nur in ökonomischer Hinsicht die Person als Wirtschaftssubjekt, d.h. als souveränen Vertragspartner aufhob, sondern mit der Liquidierung der Dreiteilung der Gewalten und der Denunziation des formellen Rechts eben auch die persönlichen Freiheiten abschaffte.

So vernahmen wir bisher denn auch kaum ein Wort über die eigene Schuld, kaum ein Wort über eigene Verantwortlichkeiten – ganz zu schweigen von einem Wort der Entschuldigung. Statt dessen schlüpft die frühere Elite in die Opferrolle, verweigert die Rückerinnerung an die eigene Unterwerfung und fordert das *entleibte* System oder Erich Ho-

necker in die Verantwortung – und vor Gericht. Nun kann man zugestehen: Was jeder Depp für sich in Anspruch nehmen kann, Produkt seiner Zeit und seiner Umstände zu sein, soll auch jenen lächerlichen Ideologen nicht verwehrt werden, die all die Jahre Verfasser und Schausteller jener Farce waren, die im Herbst 1989 ihr Ende fand. Wo diese Verantwortung keine juristischen Folgen hat, und es ist schon jetzt absehbar, daß die DDR-Vergangenheit nicht juristisch aufzuarbeiten ist, wird man sie schlicht daran erinnern, daß das, was sie den Geist der Zeiten nennen, im Grund der Herren eigner Geist war. Dies ist die eine Seite. Die andere Seite ist, daß die Frage des eigenen Tuns oder Lassens, die Frage nach der eigenen Schuld und der eigenen Verantwortung in modifizierter Form auch vor jenen steht, die dieser Farce all die Jahre als Kleindarsteller oder auch nur als Statisten bis zum bitteren Ende beiwohnten. Und dies ist eine Frage, die sich offenkundig an die Mehrzahl der Menschen im einstigen Lande zwischen Elbe und Oder richtet. Denn wie sich künftig die einstige Elite auch verhalten mag, all jene, die so oder so in diesem Land lebten und am eigenen Leibe die Verstrickung von Biographie und Zeitgeschichte erfahren haben, stehen künftighin vor dem Problem: Wie halte ich es mit meiner eigenen Biographie. Und das ist immer auch die Frage, wo eigenes Tun und Lassen in Opportunismus umschlug; eine Frage also nach der eigenen Schuld und Verantwortung.

Was nun die persönliche Verantwortung wirklich begründet, ist die subjektive Entscheidung für oder gegen dieses System. Diese Entscheidung ist je nach erreichtem Systemzustand und in Abhängigkeit von den persönlichen Dispositionen verschieden motiviert und realisiert worden. Anfänglich wurde von vielen die Grundannahme als gültig unterstellt, daß in der DDR die menschliche Emanzipation im Sinne von Marx ins Werk gesetzt werde (und überall dort, wo diese Grundannahme als gültig unterstellt wurde, sollte man daher auch nicht von Opportunismus oder gar von Kollaboration sprechen – was natürlich nicht bedeutet, daß sich damit das Problem der eigenen Verantwortung erledigt hat). Jedoch seit dem Juni 1953 oder der Intervention in Ungarn 1956, spätestens aber seit dem Prager Frühling hätte man wissen *können*, daß alle Aktivitäten in diesem Land mit der Anpassung an die artikulierten Interessen der Partei- und Staatsführung zu rechnen hatten – und man hätte dies auch wissen *müssen*! Ich möchte an dieser Stelle nicht weiter der Frage nachgehen, wie es überhaupt möglich war, daß sich so lange ein demokratisch nicht legitimiertes System halten konnte. Und ich will auch nicht darüber spekulieren, wo im einzelnen die Gründe dafür lagen, daß sich ein artikulierter Widerstand erst so spät formierte. Fest steht, daß die Mehrzahl der DDR-Bürger angesichts der Tatsache, daß mit erkennbarer Regelmäßigkeit die eigene Bevölkerung durch Panzergebrauch zur Ordnung

gerufen wurde, fortan in einer doppelten Welt gelebt hat: der öffentlichen hier, der privaten dort. Dies führte zur Ausprägung einer Habitusform der Selbstkontrolle, die Herrschaft auch noch von innen, durch anpassende Verinnerlichung befestigte.[1] Mit Schillers Worten können wir sagen, man war dabei, sich »in sich selbst einen Herren zu geben«. Ohne daß es der planenden Tätigkeit eines »Dirigenten« bedurfte, machten die Akteure von selbst geschehen, was man von ihnen erwartete. Dergestalt war es möglich, die Individuen getrost an der langen Leine der sozialen Fremd- und der individuellen Selbstkontrolle spazierengehen zu lassen, da kaum Gefahr bestand, daß ihnen an dieser Leine der Unterschied zwischen dem Möglichen und dem Wirklichen aufging.[2] Auf solche Weise fand die Durchstaatlichung der Gesellschaft zwar gegenüber dieser privaten Welt eine gewisse Grenze. Schien doch hier der Mensch wirklich er selbst zu sein. Und doch wäre es eine Illusion, wollte man meinen, daß dieser Bereich wirklich jenseits, sozusagen an der Peripherie der bestehenden Ordnung lag. Dagegen sprechen nicht nur die Aktivitäten der Staatssicherheit, die anschaulich deutlich machten, daß man nicht gewillt war, diese Zweiteilung hinzunehmen, sondern auch die sozialen Entschädigungen, die die Loyalität einer weitestgehend entpolitisierten Öffentlichkeit sicherten und auf diese Weise beständig die Verbindung zwischen den Interessen der einzelnen Individuen und den Interessen des Staates herstellten; eine Verbindung, die von der Tiefe und der Reichweite der gesellschaftlichen Integration zeugt. Gewiß: Das hört sich heute nicht gut an. Und doch scheint es mir nicht bestreitbar, daß man sich allenthalben an die Spielregeln hielt. Das belegen nicht nur die alljährlich stattfindenden Feierlichkeiten zum 1. Mai und zum 7. Oktober, sondern auch die »Wahlen« zur Volkskammer oder selbst noch die Kommunalwahlen im Frühjahr 1989, an denen sich immerhin über 90 Prozent der wahlberechtigten Bürger beteiligten. Man sage also heute nicht, es seien die anderen gewesen! Und man sage auch nicht, man hätte von all dem nichts gewußt!

Unterstellt, dies ist richtig, dann scheint das zu bedeuten, daß wir nicht hoffen können, die Dramaturgie des ganzen Stückes in einer globalen Beziehung von Herrschenden und Beherrschten, von Tätern und Opfern zu fassen. Nicht daß damit behauptet werden soll, daß es nicht Herrschende und Beherrschte, Täter und Opfer gab. Worauf es ankommt, ist vielmehr, daß wir diese Spaltung in Begriffen von Wechselwirkungen und Nebenwirkungen, von Gegensätzen und Übereinstimmungen erklären müssen. Denn jener Prozeß, der das soziale Leben vollständig zu kontrollieren und zu steuern vermochte, kann nicht adäquat begriffen werden, wenn er nur als Resultat eines verselbständigten, institutionell organisierten Komplexes von Machttechniken vorgestellt

wird, der sich über die Bedürfnisse und Intentionen der Subjekte hinweg entwickelte – wobei dann das System zu einem pseudokonkreten Ausdruck für das wird, was über den Beteiligten schwebt. Damit wird's leicht. Damit wird's aber nicht wahr. Wenn wir also nicht die absurde These vertreten wollen, daß Systeme und Strukturen sich unabhängig vom Handeln der Menschen erhalten und auch verändern, und wenn es wahr ist, daß die Menschen ihre Geschichte selbst machen, freilich nicht voraussetzungslos, sondern unter der Voraussetzung von konkreten Bedingungen, dann müssen wir die Perspektive wechseln und auf jene *alltäglichen Situationen* schauen, in denen in der ehemaligen DDR die Menschen mit ihren unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen in den Schulen und Universitäten, in den Fabriken und Institutionen, in den Parteien und Massenorganisationen, ja selbst noch in den Familien sich einander gegenüberstanden. Denn hier, in den *banalen Situationen des Alltags* wurden ununterbrochen die Potentiale reproduziert, die sich in den Herrschaftssituationen wie zu einem Netz zusammengeschlossen haben. »Die Macht kommt von unten, d. h. sie beruht nicht auf der allgemeinen Matrix einer globalen Zweiteilung, die Beherrscher und Beherrschte einander entgegensetzt und von oben nach unten auf immer beschränktere Gruppen und bis in die letzten Tiefen des Gesellschaftskörpers ausstrahlt. Man muß eher davon ausgehen, daß die vielfältigen Kräfteverhältnisse, die sich in den Produktionsapparaten, in den Familien, in den einzelnen Gruppen und Institutionen ausbilden und auswirken, als Basis für weitreichende und den gesamten Gesellschaftskörper durchlaufende Spaltungen dienen.«[3]

Wir können also getrost zugestehen, daß in einem Land, wo »die Emanzipation des Menschen« realisiert werden sollte, ohne daß die Freiheit der Person überhaupt nur in Erwägung gezogen wurde, die Frage, wo eigenes Tun in Opportunismus umschlug aufgrund des Involviertseins in Verhältnisse, die keine rechtsstaatlichen waren, schwierig und problematisch ist. Zeigt doch gerade der beständige Krieg gegen die Persönlichkeit des Menschen, die kontinuierlich perfektionierte Subsumtion der Individuen unter das System, d. h. unter das abstrakte Gemeinwesen eines Volkes, repräsentiert durch die kommunistische Partei- und Staatsführung, daß hier die Personen nicht als Mitgestalter der sozialen Verhältnisse, sondern allenfalls als Funktionsträger anerkannt wurden, deren Rechte sich auf die Pflicht reduzierten, auf bestimmte Inputs mit bestimmten Outputs zu reagieren. Gleichzeitig dürfte aber auch klar sein, daß sich auf dieser Ebene die Frage nach der eigenen Schuld und der eigenen Verantwortung gar nicht mehr sinnvoll stellen läßt, geschweige denn, daß sich die Frage beantworten ließe, wo einfaches, aber millionenfach praktiziertes Mitmachen in Opportunismus umschlägt. Der »Sün-

denfall« läßt sich allenfalls als kollektiver Akt der Anpassung beschreiben (nicht aber mehr auf die eigene Person beziehen), wobei dann der Hauptverantwortliche das System bzw. Erich Honecker ist.

Nun möchte ich gar nicht bestreiten, daß es sinnvoll ist, dieses kollektive Mitmachen als einen kollektiven Akt der Anpassung zu beschreiben. Ja selbst der Begriff der kollektiven Verantwortung scheint mir in einer bestimmten Weise legitim. Die Rede von einer kollektiven Anpassung bzw. einer kollektiven Verantwortung wird jedoch in dem Moment falsch, wo über die Anpassung und die Verantwortung des einzelnen geschwiegen wird. Denn man kann ja nicht das eigene Tun und Lassen dadurch erklären (und entschuldigen), daß andere so etwas auch getan hätten. Schon bei unseren Kindern lassen wir dies kaum als Ausrede gelten. Seien wir also nicht kindischer als sie. Sicher, ein derartiger Umgang mit einer schuldbelasteten Vergangenheit hat in Deutschland Tradition. Und es spricht auch im Moment wenig dafür, daß diese Tradition zusammen mit dem Verklappen des Realsozialismus ins Meer der Geschichte einfach verschwindet. Und doch gibt es gute Gründe, die gegen diese Problemauflösungsstrategie sprechen. Wenn wir diese »Verhältnisse« oder aber das, was alle taten, zum selbstverständlichen Maßstab der Beurteilung machen, laufen wir nicht nur Gefahr, unser eigenes Tun gegen jede mögliche Kritik zu immunisieren, sondern auch noch im geschichtlichen Nachhinein diese »Verhältnisse« mit der Autorität des Vernünftigen auszustatten. »It was just common sense.«

Man verstehe mich nicht falsch. Es geht mir hier weder darum, eine gesinnungsethische Prinzipienreinheit über alles zu stellen, noch einer undifferenzierten Pauschalverurteilung der Menschen in der ehemaligen DDR das Wort zu reden. Die kennen wir zur Genüge, und ich glaube nicht, daß dies eine zivilisierte Verabschiedung der Vergangenheit sein kann. Daher halte ich auch die These von Wolfgang Ullmann für falsch, wonach sich in dem zu besprechenden Zeitalter eine »Mehrheit von recht traurigen Auguren zuzulächeln begann: Wir sind allzumal Kollaborateure.«[4] Dieser Begriff erscheint mir falsch und unpassend, um das Tun und Lassen jener Mehrheit zu begreifen, da man für gewöhnlich unter einem Kollaborateur den »Bewohner eines besetzten Gebietes« versteht, der »mit einer feindlichen Besatzungsmacht zusammenarbeitet bzw. diese unterstützt«.

Man wird jedoch auch nicht das System von den Personen trennen können – die offensichtlich beliebteste Art ostdeutscher Vergangenheitsbewältigung. Dem Unternehmen DDR lag wie allen menschlichen Unternehmungen das Verhalten von Individuen zugrunde. Und diese sind so oder so für ihr Tun verantwortlich. Wenn wir uns also mit dem Rückverweis auf »die Verhältnisse« keinen billigen Persilschein ausstellen wollen

und wenn wir nicht wollen, daß das, was wir an Hypotheken in die gesamtdeutsche Kultur einbringen, von uns verdrängt und vergessen wird, und wenn wir schließlich nicht wollen, daß unsere Kinder uns dereinst mit unserer eigenen Biographie konfrontieren, dann werden wir uns wohl oder übel unserer eigenen Biographie stellen müssen. Gewiß, die Zeichen der Zeit sind nicht gerade günstig, wenn man bedenkt, daß die Apathie die Anstrengung des Begreifens lähmt, ja wo die Entscheidung, besser zu schweigen, fast wie ein Ausdruck höherer Weisheit zu gelten hat. Trotzdem werden wir uns diesem Problem der eigenen Schuld und Verantwortung stellen müssen. Andernfalls werden es andere tun, und es kann nicht als sicher gelten, ob man dann noch mit uns spricht oder, was ja teilweise schon geschehen ist, nur noch über uns.

Was nun unser Problem so überaus schwierig macht, ist nicht allein aus dem unwiderstehlichen Drang zum Vertuschen und Verharmlosen zu erklären. Und auch nicht daraus, daß man, wie Heiner Müller sagt, dieses Problem »als in die DDR Verstrickter nur auf allen Vieren« diskutieren kann. Weit wichtiger scheint mir eine andere Schwierigkeit, nämlich daß hier schon die Zustandsbeschreibung gestriger Verhältnisse und Handlungen nicht unabhängig ist von unseren heutigen Standards von dem, was wir für richtig oder falsch, gerade noch erlaubt und schon nicht mehr erlaubt halten, daß wir also schon auf der Ebene der Beschreibung von dem, was wir bewerten wollen, unsere Maßstäbe und Standards von Moralität in Anschlag bringen. »Wenn es keinen Gott gäbe, so wäre alles erlaubt«, sagt Dostojewski. Wenn man nicht die Möglichkeit hat, sich auf eine göttliche Instanz zu berufen, aber auch nicht die These vertreten kann (oder vertreten will), daß alles erlaubt sei, dann wird das Problem deutlich, vor welchem wir stehen. Evaluative Situationsbeschreibungen enthalten sowohl deskriptive als auch normative Momente. Sie sind Beschreibungen unter einem »moral point of view«. Hier geht es sowohl um die Angemessenheit und relative Vollständigkeit der Situationsbeschreibung, einschließlich der in dieser Situation moralisch relevanten alternativen Handlungsmöglichkeiten, als auch um die Interpretation und Bewertung der Handlungs- und Bedürfnissituation der Betroffenen.

Damit scheinen wir aber in einen Zirkel hineinzugeraten. Um auf die Frage eine Antwort zu finden, wo und an welcher Stelle Duldsamkeit, einfaches Mitmachen oder das Wahrnehmen von Karrieremöglichkeiten in Opportunismus umschlug, brauchen wir einen Maßstab oder Standard. Diesen Maßstab oder Standard können wir aber nicht aus der Situationsbeschreibung gewinnen, ja wir scheinen ihn immer schon voraussetzen zu müssen, wenn wir Situationen prüfend bewerten. Schlimmer noch. Das Problem läßt sich nämlich noch verschärfen. Das Ausmaß der persönlichen Mitverantwortung beurteilen wir offensichtlich nach

der Strenge der Verantwortungsstandards. Hier nun erhebt sich eine Frage: Gibt es überhaupt Verpflichtungen, Maßstäbe und Standards, die sich als intersubjektiv gültig erweisen lassen und zur Bewertung moralisch illegitimer Handlungen und Verhaltensweisen taugen?

Im Fall einer unterlassenen Hilfeleistung, etwa wenn wir als Zeuge in einen schweren Verkehrsunfall verwickelt sind und den Beteiligten unsere Hilfe verweigern, weil wir es eilig haben oder aber weil wir einfach nicht hineingezogen werden wollen, ist die Sachlage klar: Ein derartiger Fall läßt sich mit den Mitteln der Strafjustiz verfolgen. Das bürgerliche Strafgesetzbuch stellt hierfür alle nötigen Mittel bereit. Anders sieht der Fall aus, wenn wir nicht in einem juristischen, wohl aber in einem politisch-moralischen Sinn versagt haben. Und zwar nicht allein, weil hier die Mittel der Justiz nicht greifen – was ja in juristischer Hinsicht im sogenannten »Honeckerprozeß« exemplarisch unter Beweis gestellt wurde. Sondern weil hier das mindestens genauso schwierige Problem der moralischen Verantwortungsstandards auftritt.

Verantwortungsbegriffe sind Relationsbegriffe. Man ist nicht verantwortlich gegenüber niemanden, sondern man verantwortet sich für die durch das eigene Tun oder Lassen verursachten Ergebnisse und Folgen gegenüber jemandem. Und diese Verantwortung ist nicht delegierbar – auch nicht an ein System. Denn Systeme sind keine handelnden Personen und Träger von Entscheidungen und daher auch nicht in einem juristischen oder moralischen Sinn zur Verantwortung zu ziehen. Juristische und moralische Verantwortung ist in jedem Fall an Personen gebunden. Und niemand, so meine Behauptung, der an einem moralisch verwerflichen Projekt mitwirkt, kann und darf von dieser Verantwortung freigesprochen werden – freilich unter einer Voraussetzung, der Voraussetzung nämlich, daß es für ihn Entscheidungsalternativen und Weigerungsmöglichkeiten gab. Wenn wir nun aber zugestehen müssen, daß in der ehemaligen DDR die Freiheit der Person überhaupt nicht zur Debatte stand, dann müssen wir feststellen, daß ein Unrechtsstaat sowohl eine rechtliche als auch eine moralische Katastrophe ist. Eine rechtliche Katastrophe ist er, weil jene, die den Schießbefehl an der innerdeutschen Grenze gaben, oder jene, die als Richter gesatztes Recht beugten, Eltern ihre Kinder nahmen, Ausreisewillige kriminalisierten, Regimekritiker und Oppositionelle in Gefängnisse und Zuchthäuser steckten oder gar hinrichten ließen, entweder gar nicht juristisch belangbar sind oder aber wegen peripherer Untaten angeklagt werden müssen. Setzt doch das bürgerliche Strafrecht voraus, daß die Taten, die es zu ahnden gilt, unter Bedingungen fallen, die eben das ausmachen, was wir einen funktionierenden Rechtsstaat nennen. Und davon konnte nun in der ehemaligen DDR wahrlich keine Rede sein. Das Paradoxe des demokratischen

Rechtsstaates besteht offenkundig darin, daß er einen Unrechtsstaat in rechtsstaatlichen Verfahren nicht angemessen verarbeiten kann, obwohl dies die einzige angemessene Antwort auf das Unrecht sein kann – ganz abgesehen von der Schwierigkeit der Wiedergutmachung. Die daraus resultierende Ohnmacht kann man sich leicht an zwei Urteilen aus der jüngsten Vergangenheit klarmachen. Da wurde auf der einen Seite Erich Mielke in Abkopplung vom »Honeckerprozeß« nach mehr als sechzig Jahren für zwei Polizistenmorde auf dem Bülowplatz zu einer Freiheitsstrafe von sechs Jahren verurteilt – wobei immer noch abzuwarten bleibt, ob dieses Urteil der Revision standhält. Und da wurde auf der anderen Seite ein Mauerschütze zu sechs Jahren Freiheitsstrafe verurteilt, wobei das Urteil vom Bundesgerichtshof auf zehn Jahre erhöht wurde, weil dieser bei seiner Tat möglicherweise den bestirnten Himmel über sich wahrnahm, nicht aber das moralische Gesetz in seiner Brust.

Ein Unrechtsstaat ist aber nicht nur eine rechtliche, sondern auch eine moralische Katastrophe. Denn er bringt all jene Menschen, die für in Bedrängnis geratene Menschen etwas tun wollen, in moralischer Hinsicht in ein eigentümliches Dilemma: nämlich in das Dilemma der »schmutzigen Hände«. Danach ist es unmöglich, in einem irgendwie politisch relevanten Sinn effektiv zu handeln und gleichzeitig moralisch schuldfrei zu bleiben. Vor diesem Dilemma stand schon Hebbels Judith. Und vor diesem Dilemma stand auch Manfred Stolpe. Hebbels Judith hat dieses Dilemma für sich wie folgt gelöst: »Wenn Gott zwischen mich und meine Tat eine Sünde stellt: wer bin ich, daß ich mit dir darüber hadern, daß ich mich dir entziehen sollte.« Und auch Manfred Stolpe hat sich nicht der »Sünde« entzogen. Dieses Dilemma nenne ich im folgenden das Stolpe-Dilemma.

Was nun das Stolpe-Dilemma und damit überhaupt den »Fall Stolpe« in unserem Zusammenhang so instruktiv macht, ist nicht etwa bloß die Tatsache, daß er besonders skandalträchtig ist. Skandale sind nichts Außergewöhnliches. Der Fall Stolpe unterscheidet sich von einem gewöhnlichen Feld-, Wald- und Wiesenskandal vor allem dadurch, daß mit ihm eine der zentralen Fragen nach der Art und Weise des Umgangs mit einer schuldbelasteten Vergangenheit aufgeworfen ist; die Frage nämlich nach dem Verhältnis moralischer Prinzipien oder Maximen zu nicht-moralanalogen Handlungsbedingungen, wie sie in Verhältnissen der Unterdrückung, der politischen Unfreiheit oder gar des Terrors vorliegen.[5] Darum ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich noch immer am Fall Stolpe die Geister scheiden. Denn dieser Fall ist so etwas wie ein Probierstein für unser Problem.

Ich gehe davon aus, daß im Fall Stolpe die Beweislage seit nunmehr zwei Jahren als geklärt betrachtet werden kann. Seit Mitte des Jahres 1992

geht es *weniger um neue Beweise für alte Verfehlungen als um neue Bewertungen alter Fakten.* Strittig ist in diesem Zusammenhang nicht die *Faktenlage,* sondern deren *Beurteilung.* Und bei dieser Beurteilung ging und geht es immer noch um eine politisch-moralische Auseinandersetzung um die Geltung von Normen, wobei die Beurteilung wesentlich von den Sichtweisen und Interessenlagen der Beurteilenden abhängig ist. Fraglich ist nun im Fall Stolpe vor allem, welche Normen und Maßstäbe für die Bewertung herangezogen werden, die damaligen dort oder die heutigen hier. Und fraglich ist auch, ob die positiven Folgen – wie zum Beispiel die Hilfe für politisch in Bedrängnis geratene DDR-Bürger, die Verbesserung des Verhältnisses von Staat und Kirche und damit natürlich auch die Verbesserung der Artikulations- und Aktionsmöglichkeiten all jener oppositionellen Bewegungen, die mehr oder weniger an kirchliche Institutionen gebunden waren – die möglichen negativen Folgen – wie zum Beispiel die Schwächung der DDR-Opposition und die damit verbundene Stärkung eines Unrechtsstaates – aufwiegen.

Hinsichtlich beider Fragen gehen die Auffassungen auseinander. Stolpes Verteidiger berufen sich darauf, daß er mit dem MfS und mit führenden Repräsentanten des Systems nur verhandelt hat, um Menschen zu helfen, daß diese Kontakte zum MfS in Kirchenkreisen weitgehend bekannt und gebilligt waren und daß sich schließlich auch noch ca. 50 Fälle dokumentieren lassen, wo Stolpe Oppositionelle »rausgehauen« hat. Irritierend ist freilich, daß einige der früheren Oppositionellen Stolpe genau hier die Gefolgschaft mit dem Argument verweigern, Stolpe habe selbst noch mit dieser Hilfe ein marodes System künstlich am Leben erhalten. Marianne Birthler, ehemals Bündnis 90, hat dies auf den Punkt gebracht: »Um Menschen zu helfen, war diese Kontaktdichte zur Stasi nicht erforderlich. Stolpe hat uns getäuscht.« Von ehemaligen Bürgerrechtlern und Bürgerrechtlerinnen wie Bärbel Bohley und Vera Wollenberger wird dieser Vorwurf noch dahingehend verschärft, daß die DDR viel früher zusammengebrochen wäre, wenn nicht Menschen wie Stolpe in diesem System für einen Ausgleich gesorgt hätten. In ihren Augen war Stolpe nicht der Mann der Kirche im Staat, sondern eher der Mann des Staates in der Kirche, ein Mann, der, wie Bärbel Bohley am 25. Januar in der *FAZ* sagte, »Wesentliches dazu beigetragen (hat), daß sich im Osten keine ernstzunehmende Opposition entwickeln konnte. Im Gegenteil.« Männer wie Stolpe zeichnen dafür verantwortlich, »daß die Opposition scheibchenweise in den Westen verkauft wurde«. Offensichtlich stehen diese Angriffe der ehemals Bürgerbewegten in einem deutlichen Kontrast zu der Auffassung, Stolpe sei so etwas wie ein trojanisches Pferd oder ein Gratwanderer »zwischen Himmel und Hölle« gewesen. Als dann auch noch die Gauck-Behörde im Frühjahr 1992 dem Untersuchungsausschuß

des Potsdamer Landtages einen Bericht vorlegte, aus dem hervorging, daß Stolpe seit 1964 als »IM-Vorlauf« geführt wurde[6], und als schließlich die *Welt am Sonntag* vom 23. August 1992 meldete, Stolpe sei 1978 auf persönlichen Befehl des Ministers für Staatssicherheit, Erich Mielke, mit der »Verdienstmedaille der DDR« ausgezeichnet worden, eine Aussage, die Klaus Roßberg, der ehemalige stellvertretende Abteilungsleiter des Ministeriums für Staatssicherheit und nach Aktenlage auch der Führungsoffizier des »IM-Sekretär«, im Fernsehmagazin *Akut* (Sat 1) bestätigte, schien die politische Karriere von Stolpe ein jähes Ende gefunden zu haben. Zieht man zu all dem auch noch die Aussage von Joachim Gauck hinzu, wonach aus den Akten hervorgeht, daß Stolpe über einen Zeitraum von zwanzig Jahren ein wichtiger IM im Bereich der Evangelischen Kirchen der DDR war, klingt das wie ein politisches Todesurteil. Nach Lage der Dinge dürfte Stolpe »normalerweise nicht mal als Pförtner im Landtag arbeiten«, zumal er selbst nicht in jedem Fall die gegen ihn erbrachten Vorwürfe zurückweisen konnte, sich teilweise in Widersprüche verwickelte oder zumindest einige Vorwürfe mehr als »lax« anging.[7]

Nun könnte man diese Sache auf sich beruhen lassen. Man könnte argumentieren, Bärbel Bohley und Vera Wollenberger sind enttäuschte Frauen. Die Geschichte ist nicht so gegangen, wie sie und wie andere es sich vorgestellt haben. Und außerdem ist Stolpe nach wie vor im Amt und also nicht Pförtner im Landtag von Potsdam. Die Frage, wo und an welcher Stelle bei den »Dokumenten« die Wahrheit aufhört und die Dichtung beginnt, ist zwar in einigen Fällen nach wie vor unklar. Klar ist aber, daß es zumindest in politischer Hinsicht bei einem Patt zu bleiben scheint. Und das heißt: »Im Zweifel für Stolpe«.

Da Stolpe nun mit diesem Patt nicht nur leben, sondern auch politisch überleben kann, scheint damit zunächst alles zum Besten bestellt – wenn nicht eine Frage offen bliebe, die Frage nämlich, warum kommen Bärbel Bohley und Vera Wollenberger (im Gegensatz zu Richard Schröder oder Friedrich Schorlemmer) zu so einem vernichtenden Urteil? Auch ihnen kann doch nicht entgangen sein: »Zu dieser Deutung kann nur kommen, wer dies auch will – die Aktenlage läßt auch andere Interpretationen zu.«[8] Mit anderen Worten: Wenn es im Fall Stolpe in erster Linie nicht um neue Beweise für alte Verfehlungen, sondern um neue Bewertungen alter Fakten geht, wenn es also nicht die Faktenlage, sondern deren Beurteilung ist, die zur Debatte steht, dann müssen wir fragen: Mit welchem Maßstab oder Standard wird Stolpe gemessen und als zu leicht befunden? Und hier möchte ich behaupten, daß die Beurteilung im Fall von Stolpe eine gesinnungsethische ist.

Nun weiß sich jede Gesinnungsethik dadurch zu empfehlen, daß sie

eine *Prinzipienethik* ist. Ihr Prinzip lautet: Schon durch das *Mittun* wird man schuldig. Das scheint ein gutes Prinzip zu sein. Auf jeden Fall hätten wir hier endlich ein Kriterium. Doch wenn es ein Prinzip ist, muß sich erstens angeben lassen, was genau unter »Mittun« zu verstehen sei, da ja nicht jeder, der auch nur die Straßenverkehrsordnung akzeptiert und eingehalten hat, damit schon das »System« stabilisierte, genausowenig wie der, der bei Rot über die Kreuzung fuhr, damit zum Oppositionellen wird. Und zweitens muß dieses Prinzip auch allgemein angewendet werden, sonst ist es kein Prinzip, sondern ein Vorwand. Dieses Prinzip wird aber nicht allgemein angewendet, sondern nur in bestimmten Fällen – eben im Fall Stolpe. Man könnte hier argumentieren: Auch ein eingeschränktes Prinzip ist besser als keins, und schließlich muß man ja einmal den Anfang machen. Aber auch in dieser Einschränkung taugt das Prinzip nichts, weil es selbst in dieser Einschränkung bisher nicht angewendet wird und weil sich außerdem sofort die berechtigte Frage erhebt, warum gerade jetzt und hier. Hierauf ließe sich eventuell antworten, Stolpe sei ja nicht irgendwer. Aber auch Helmut Kohl ist das nicht, und der empfing seinerzeit sogar Erich Honecker als den offiziellen Repräsentanten eines Unrechtsstaates mit allen militärischen und sonstigen Ehren (welchen Anzug welcher Repräsentant dabei getragen oder nicht getragen hat und wie wem dabei zumute war, interessiert in diesem Zusammenhang allenfalls die Klatschspalten des Feuilletons).

Es läßt sich aber nicht nur zeigen, daß dieses Prinzip bisher nicht allgemein angewendet *wurde*, sondern auch, daß es gar nicht allgemein angewendet werden *kann*. Wir hatten gesagt, daß das Positive an einer gesinnungsethischen Perspektive darin begründet liegt, daß jede Gesinnungsethik eine Prinzipienethik ist, mit einem relativ klaren und beschränkten System von Normen und Grundsätzen. Ihre Stärke liegt in ihrem ethischen Rigorismus. Gegen sie spricht jedoch ihre Abstraktheit und ihr unhaltbarer Rigorismus in Extremsituationen. Und genau hier wird nun nicht nur die Stärke, sondern auch die entscheidende Schwäche einer gesinnungsethischen Bewertung deutlich. Sie grenzt bestimmte Aspekte des Lebens aus und vergleichgültigt sie, nämlich genau jene, die sich nicht gesinnungsethisch, sondern nur verantwortungsethisch bearbeiten und entscheiden lassen. Eine Gesinnungsethik ist nämlich nicht nur eine Prinzipienethik, sondern auch eine *moralische Identitätsethik*. Hier geht es auch immer um die moralische Identität einer Person. Diesen Standpunkt hat Bärbel Bohley eingenommen. Dafür gebührt ihr Respekt. Aber: von einem gesinnungsethischen Standpunkt aus ist es unmöglich, diesen Standpunkt auch anderen abfordern zu wollen. Denn dafür bedürfte es eines Prinzips. Dieses Prinzip läßt sich jedoch auf gesinnungsethischer Basis nicht begründen.

Und genau hieraus resultiert im Fall von Stolpe unsere spezifische Problematik, nämlich daß einerseits das gesinnungsethische Postulat im Bereich eines gesellschaftlichen Engagements zur Geltung gebracht werden soll, daß jedoch andererseits die Formalität und die daraus resultierende Rigorosität durch eben diesen Bereich gefährdet wird und zuweilen sogar aufgegeben werden muß. Denn man kann hier nicht dafür argumentieren, daß man in diesen Fällen besser gar nichts tut. Ist doch auch das Nichtstun ein Tun und kann mitunter das an Menschen begangene Unrecht und das daraus resultierende Leid noch vergrößern. Genau auf diese Forderung scheint aber der Standpunkt von Bärbel Bohley in letzter Konsequenz hinauszulaufen. Hinter ihrem geradezu erbarmungslosen Rigorismus wird ein Moralismus sichtbar, der nur das Unverständnis darüber verbirgt, daß wir nicht in einer Welt der reinen Mittel und der reinen Zwecke leben. Denn überall dort, wo Menschen unter den Bedingungen der politischen Unterdrückung oder des Terrors mit den Unterdrückern reden und Kompromisse schließen, um anderen Menschen zu helfen (was ja notwendigerweise ein »Mittun« einschließt), geraten wir in das Dilemma der »schmutzigen Hände«. Moral ist hier ebenso notwendig wie unmöglich, da man nicht effektiv politisch handeln kann, ohne moralisch schuldig zu werden. Mit reinen Mitteln für reine Zwecke kämpfen zu wollen, mag man für achtenswert halten. Unter den gegebenen Umständen war es schlicht unmöglich. Gerade daraus resultiert auch der Widerspruch von moralischer Intransigenz und praktisch-politischer Effizienz, ein Widerspruch, aus dem sich Stolpe nicht herausgestohlen hat, sondern den er aushielt.

Sicher, die Einschränkung der Anwendung moralischer Prinzipien ist keinesfalls unproblematisch. Setzt sich diese Einschränkung doch leicht dem Verdacht aus, Handlungsweisen zu billigen oder wenigstens zu tolerieren, die politisch und moralisch illegitim sind – was für Akteure, im gegebenen Fall für Manfred Stolpe, das Risiko der Schuldübernahme mit sich bringt. Und doch läßt sich die These verteidigen, daß »im Lichte der konkreten Umstände und der besonderen Interessenkonstellationen ... Ausnahmen von akzeptierten Regeln begründet werden« können.[9] Eine solche Ausnahme bzw. eine solche Einschränkung moralischer Prinzipien ließe sich rechtfertigen, wenn sie erstens die Situation und die Umstände spezifiziert (da ja nur Ausnahmesituationen bzw. ungewöhnliche Umstände diese Einschränkung legitimieren) und wenn sie zweitens in der *Perspektive der Betroffenen* gestellt wird. Diese Perspektive der Betroffenen ist für einen verantwortungsethischen Standpunkt konstitutiv. Denn hier ist die Einschränkung universeller Prinzipien von den zu erwartenden Folgen für die Betroffenen nicht abstrahierbar, so wie dies Kant aus Angst, die normative Unbedingtheit des kategorischen Impera-

tivs zu gefährden, mit der ihm eigenen Konsequenz fordert.[10] Unterstellt, dies ist richtig, dann können wir sagen, daß die Übel, die die Einschränkung der Anwendung moralischer Prinzipien mit sich bringen, voraussichtlich nicht außer Proportion stehen dürfen zu dem zu beseitigenden Übel – wobei man hier sogar noch zugeben kann, daß sich Manfred Stolpe in einigen Fällen geirrt haben mag. Und erst wo dieses Kriterium verletzt wird, wird man sich auch nicht mehr auf ein verantwortungsethisches Motiv berufen können, denn hier beginnt der Opportunismus. Das betrifft Manfred Stolpe wie jeden anderen Bürger der ehemaligen DDR.

Nun kann unser Argument *gegen* einen gesinnungsethischen Rigorismus nicht automatisch ein Argument *für* einen Konsequentialismus sein.[11] Ginge es im Fall von Stolpe nur und ausschließlich um die realen Konsequenzen, würden wir entschieden zu kurz greifen. Die spezifisch moralphilosophische Erwägung wird sich nicht auf die Frage nach den realen Konsequenzen reduzieren lassen, sondern wird die Frage nach den »idealen Konsequenzen« einschließen müssen. Und das wäre die Frage: Was hätte es für Konsequenzen, wenn alle nach der Maxime von Stolpe gehandelt hätten?

Es gibt also auch weiterhin gute Gründe, die für eine Ausrichtung unseres Handelns an Prinzipien sprechen. Und wenn die bisherige Diskussion um Manfred Stolpe wie generell die Diskussion um die Aufarbeitung einer schuldbelasteten Vergangenheit über weite Strecken prinzipienlos geführt wird, mag das mit daran liegen, daß die Frage nach den Maßstäben und Standards unserer moralischen Urteilsbildung bisher kaum oder doch zumindest ungenügend thematisiert wurde. Und so ist es denn auch möglich, daß das, was noch gestern als ein mutiger Versuch gewürdigt wurde, nämlich die Zustände der Menschen vor Ort zu verbessern, heute unter dem Deckmantel der »Vergangenheitsbewältigung« einem gesinnungsethischen Verdikt verfällt. Dabei ist es in diesem Zusammenhang einerlei, ob hinter dieser Maxime ein politisches Kalkül, Selbstgerechtigkeit, Vergeßlichkeit oder auch nur Naivität und Dummheit stehen. Der Sache nach läuft das auf das gleiche hinaus. Denn all jene, die über verantwortungsethische Probleme gesinnungsethisch urteilen und eventuell dabei noch die Gesinnungsethik in eine Art universeller Verdächtigungsapparatur umdeuten, in eine Apparatur, deren sich jeder Denunziant mit der Autorität des Moralischen umstandslos bedienen kann, sind kaum besser als jene, die einstmals über die reine Lehre wachten. Der Unterschied wäre hier nur ein gradueller. Denn hier wie dort gerät die öffentliche Meinung unter die Herrschaft des Verdachts.

Man verstehe mich nicht falsch. Dies ist kein Plädoyer gegen eine Aufarbeitung unserer schuldbelasteten Vergangenheit. Im Gegenteil. Angesichts der Tatsache, daß in Deutschland der Bankrott praktischer

Vernunft mehrfach die furchtbarsten Folgen gehabt hatte, haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, einander zur Rede zu stellen. Genauso wie das, was die Deutschen 1933 politisch blind und auch duldsam gemacht hat, einer kritischen Aufarbeitung bedurfte, genauso bedarf es dies im Fall der ehemaligen DDR. Ich spiele hier nicht auf Vergleiche an, die nur zu leicht mit dem Gestus der Aufrechnung angestellt werden. Es dürfte jedoch klar sein, daß westdeutsche Selbstgerechtigkeit genausowenig geeignet ist, strittige Handlungsweisen von gestern zu erörtern, wie ostdeutsche Vergeßlichkeit. Hören wir auf, das Begreifen durch das Vergessen zu ersetzen. Was hierzulande im Hinblick auf den Faschismus immer schon recht sein sollte, muß im Hinblick auf unsere eigene, poststalinistische Geschichte billig sein. Wir können nicht nur nicht darauf hoffen, daß das, was wir taten oder nicht taten, unter Naturschutz gestellt und auf diese Weise gegenüber der Frage immunisiert wird, wo dieses Tun oder Lassen in Opportunismus umschlug, wir sollten es auch nicht wünschen. Es wäre verhängnisvoll, einer objektiven Unverantwortlichkeit das Wort zu reden und sich auf diese Weise einen komfortablen, dafür aber eher zweifelhaften Generalablaß auszustellen, statt nüchtern über die Fakten Rechenschaft abzulegen. Und hier sind die kleinen mehr oder weniger erpreßten Versöhnungen, die unterlassenen Hilfeleistungen für in Bedrängnis Geratene, eben das alltägliche Mittun und der alltägliche Opportunismus bis hin zu tatsächlich verübten Verbrechen keine Formsache. Denn dies erklärt und entschuldigt man nicht dadurch, daß andere so etwas auch getan haben – eine Wahnkrankheit als Einzelfall wird ja auch nicht dadurch zum Massenwahn, daß sie statt einmal millionenfach auftritt.

Stellen wir uns also zur Rede. Und tun wir das auf eine zivilisierte Weise. Denn vielleicht gibt es menschliche Maßstäbe, die wir nicht verändern, sondern nur verlieren können. Daß wir sie mehrfach in diesem Jahrhundert verloren hatten, steht außer Frage; es fragt sich nun, ob wir sie noch einmal gewinnen können und wie.

Anmerkungen

1 Diese Habitusform der Selbstkontrolle, als ein »Erzeugungs- und Strukturprinzip von Praxisformen«, betrachte ich als ein kulturelles und politisches Dispositiv des Handelns und Verhaltens. Vgl. P. Bourdieu, *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt/Main 1979, S. 165 f.

2 Vgl. W. Engler, *Selbstbilder. Das reflexive Projekt der Wissenssoziologie*, Berlin 1992, S. 154.

3 M. Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt/Main 1977, S. 115.

4 W. Ullmann, »Die triste Kumpanei der Kollaboration. Zum Umgang mit der Stasi-Vergangenheit«, in: *Freitag*, 20. 8. 1993, S. 3.

5 Vgl. dazu D. Böhler, »Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten – in verantwortungsethischer und republikanischer Hinsicht«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Heft 3 (1992), S. 305 ff.

6 Viel Material dazu findet sich bei R. G. Reuth, *IM »Sekretär«. Die »Gauck-Recherche« und die Dokumente zum »Fall Stolpe«*, Berlin 1992.

7 Vgl. dazu das Interview mit Manfred Stolpe im *Stern* vom 24. 9. 1992, S. 206 f.

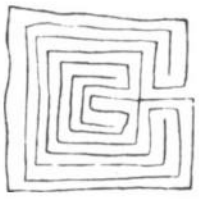
8 So Rosemarie Fuchs, sicherheitspolitische Sprecherin der FDP-Fraktion im Potsdamer Landtag und Mitglied im Stolpe-Untersuchungsausschuß.

9 J. Habermas, *Erläuterungen zur Diskursethik*, Frankfurt/Main 1991, S. 65.

10 So meint Kant, daß es »ein heiliges, unbedingt gebietendes, durch keine Konvenienzen einzuschränkendes Vernunftgebot (sei): in allen Erklärungen *wahrhaft* (ehrlich) zu sein« – egal ob diese Wahrhaftigkeit einem selbst oder jemand anderem schadet. Vgl. I. Kant, »Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen«, in: I. Kant, *Von den Träumen der Vernunft*, Hg. St. und B. Dietzsch, Leipzig und Weimar 1979, S. 502.

11 Zum Problem der konsequentialistischen und deontologischen Normierungstheorie vgl. J. L. Mackie, *Ethik. Die Erfindung des moralisch Richtigen und Falschen*, Stuttgart 1983, S. 189 ff.

Ich danke Dr. habil. Andreas Wild und Horst Gronke für die hilfreiche und kritische Diskussion des Manuskriptes.



DAIDALOS

Architektur Kunst Kultur

An der Peripherie
Die ausufernde Stadt, die ruinierte Stadt, die abgebrochene Stadt.
Innerstädtisches Brachland. Der Rand als Experimentierfeld.
Das Provisorische und Transitorische der Arrangements,
die Peripherie als Lebensform.
Die Peripherie als mythologischer Ort in der Literatur.
Borgate, Faubourgs und Villes Nouvelles im Film.

Heft 49 vom 15. September 1993

Denkmal
Erinnerungskultur als Entsorgung.
Denkbild, Mahnmal, Moratorium, Requiem.
Nationaldenkmal. Die Kulturnation.
Denkmäler für Abstrakta. Denkmalstürme. Die „Grands Projets".
Das Denkmal als städtische Wegzeichen
und städtebauliches Gestaltungselement.

Heft 48 vom 15. Juni 1993

Sous-Terrain
Bauen als Versenken. Versinkende Neubauten.
Verborgene Orte mit tieferer Bedeutung.
Das Fegefeuer als unterirdischer Ort.
Leben im Kanal. Der Dritte Mann.
Aufzeichnungen aus dem Kellerloch.
Literarische Tiefenstrukturen und abgründige Lektüre.

Eine Leseprobe sowie das Verzeichnis der lieferbaren Titel
werden Ihnen auf Wunsch zugesandt.
Bitte wenden Sie sich
an den Verlag:
Bertelsmann Fachzeitschriften, Carl-Bertelsmann-Straße 270, 33311 Gütersloh,
Tel. 05241/80-2165, Fax. 05241/73055
oder an: Redaktion DAIDALOS
Schlüterstraße 42, 10707 Berlin, Tel. 030/8841 06-34/35, Fax. 030/8835167

Einzelheft 49 DM. DAIDALOS im Jahresabonnement (4 Ausgaben) 170 DM,
Sonderpreis für Studenten 130 DM.
Im Handel oder direkt bei der
Bertelsmann Fachzeitschriften GmbH, Abt. VF1V, Postfach 120, D 33311 Gütersloh,
Tel. 05241/802165.

Stefan Welzk
High Tech, Standuhr, Katzenfutter

Ansätze zu einer moralisierenden Kasuistik wirtschaftlicher Zusammenarbeit mit repressiven Regimen

Wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Verbrechern, darunter Hehlerei, Häftlingshandel, Subventionsbetrug, Vergehen gegen das Außenwirtschaftsgesetz, gegen das Militärgesetz, Waffenhandel, Geldwäsche, Giftmüllexport, Stabilisierung eindeutig krimineller Regime durch Geldspritzen im Multimilliardenumfang, folglich Beihilfe zur Freiheitsberaubung, zu Körperverletzung und Mord – es gibt fast nichts, was es nicht gibt in der bitteren Geschichte der deutsch-deutschen Feindfreundschaft, begangen von einer buntgewürfelten Schar von Realpolitikern, bajuwarischen Schlachthofpotentaten, Kirchenleuten und humanitären Hilfsorganisationen, halbseidenen Geschäftsleuten und Wirtschaftskriminellen, Nutznießern und Betrogenen, Selbstlosen und Selbstsüchtigen: Mühelos läßt sich eine solche Aufzählung zu einem schillernden Gemälde infamer Demagogie steigern. Geschäfte mit Diktaturen? Così fan tutte! Doch warum nicht? Außenhandel wirkt beidseitig wohlstandssteigernd, seine Verweigerung verschlimmert das Elend der Insassen repressiver Regime, steigert die Quote, die dem Volk abgepreßt wird, und folglich den Bedarf an Repression.

Die Idee, den Osten durch Aushungern in die Knie zu zwingen, war spätestens in den Sechzigern ad acta gelegt. Wandel durch Annäherung, durch Entkrampfung, durch Zusammenarbeit hieß fortan die Losung. Der Erfolg einer Belagerungsstrategie erschien zum ersten als unwahrscheinlich und zum zweiten als nicht unbedingt wünschenswert. Einen mit Mittel- und Langstreckenraketen und vor allem mit Panzerarmeen überrüsteten Gegner nicht in Ausweglosigkeit und Panik zu treiben, entsprach dem westlichen Eigeninteresse. Vernünftig, doch unmoralisch? Ob den Insassen des Realsozialismus mehrheitlich der Versuch ihrer Befreiung das Risiko eines nuklearen Infernos wert gewesen wäre, ist bezweifelbar.

Was für einen Sinn sollte es dann noch haben, Stalins Erben wirtschaftliche Vorteile vorzuenthalten? Bonns Geldspritzen, vom Swing bis zu Straußens Milliardenkredit, hätten die Lebensdauer des Regimes verlän-

gert und zudem den Reformdruck gemildert, hätten einen Repressionsapparat aufrechterhalten und somit unter anderem Beihilfe zur Freiheitsberaubung im Amt gewährt? Wer so argumentiert, setzt voraus, daß die DDR überhaupt reformierbar war (was heute bezweifelt zu werden pflegt) bzw. sich zumindest selbst für reformierbar gehalten hat, andernfalls ihr Zusammenbruch angesichts der außenpolitischen Lage vor Gorbatschow mit hoher Wahrscheinlichkeit makabre Alternativen gezeitigt hätte.

Das Grundaxiom der freien Marktwirtschaft heißt: was aus Profitgier geschieht, wirkt sich weltwirtschaftlich im Regelfall zum Guten aus: Falls z. B. über die Firmen Krumke und Mocksel – man muß hier ja äußerst vorsichtig formulieren – Katzenfutter importiert worden ist, das sich hernach in bestes Schnitzelfleisch verwandelt hat, so ist der Geschädigte nicht die ostdeutsche Bevölkerung, sondern ein Agrarregime in Westeuropa, das weltweit im Kreuzfeuer der Kritik steht. Wenn südostasiatische Kleidung, Keramik, Glas, oder was auch immer, in Ostdeutschland umetikettiert in den innerdeutschen Handel lanciert wurde und von dort vielleicht noch nach Westeuropa, so ist wieder nur die reiche EG der Geprellte. Ein Außenwirtschaftsgesetz wurde verletzt, das nach herrschender Wirtschaftslehre ohnehin nur schadet, weil jedwede Handelsschranke den Wohlstand mindert, den heilsamen Wettbewerbsdruck abschottet und deshalb die geschützte Volkswirtschaft in eine Sackgasse manövriert. Kriminell und strafbewährt ist solches Handeln, unmoralisch ist es unserer eigenen Handelsdoktrin zufolge nicht. Westlichen Kaufleuten wäre hier allenfalls Unrechtshandeln vorzuwerfen und das nur, sofern sie vom Umetikettieren der Ware gewußt hätten, was kaum nachweisbar sein wird.

Komplex Embargoware: Stalin hatte einst gespottet, die Kapitalisten würden noch wetteifern, wer die Stricke verkaufen darf, an denen sie aufgehängt werden. Doch der Konkurrenzdruck, die preisgünstigsten und besten Stricke zu bieten, sie fürs Auge gefällig zu verpacken und sie auf billige und dennoch verläßliche Weise zum Kunden zu transportieren, all das bringt des Westens Technik und Wirtschaft stetig voran. Ob die Stricke je zur Verwendung kommen, ist ungewiß, und vielleicht sind sie dann schon vom Zahn der Zeit zernagt oder von der Qualität her zum Ladenhüter geworden. Überdies sind Stricke vielseitig verwendbar, der Käufer pflegt nicht immer darzutun, für welchen Zweck er die Ware ordert. Die Exekutionstechnologie der achtziger Jahre, geeignet zum Liquidieren der Kapitalisten, für deren Zulieferung man auf dieselben angewiesen blieb, das waren militärisch verwendbare Computertechnik, hochintegrierte Schaltkreise, Hochstromimplantationsanlagen und Produktionsausrüstungen zur Herstellung von Chips.

Elektronische Bauelemente waren Embargoware. Dazu der Zeuge Ronneberger, in der ostdeutschen Außenhandelsbürokratie für diesen Bereich zuständig, vor dem Koko-Untersuchungsausschuß des Bundestages (150. Sitzung des Untersuchungsausschusses am 29. 9. 1993):

»Elektronische Bauelemente zu beschaffen war überhaupt kein Problem, weil elektronische Bauelemente – ich sage das jetzt mal salopp – an jeder Straßenecke gehandelt wurden und von jedem Bedarfsträger benötigt werden ... das ist überhaupt kein Problem gewesen.«
Ausschußvorsitzender: »Aber das bezieht sich auch auf Elektronik, die den Embargobestimmungen unterlag?«
Ronneberger: »Ja.«
Vorsitzender: »Die kriegten Sie an jeder Straßenecke?«
Ronneberger: »Ja. Hochintegrierte Schaltkreise, Mikroprozessoren zu beschaffen, sofern es sie auf dem Markt körperlich gegeben hat, ist kein Problem gewesen. Relativ leicht auch zu beschaffen Computertechnik insofern, weil das Anwendungsgebiet der Computertechnik in der Volkswirtschaft jenes Landes sehr breit gefächert ist und damit offensichtlich die Kontrollaktivitäten bis zum Endverbraucher sehr erschwert sind. Also, Computertechnik wird im Krankenhaus genauso benötigt wie zur Herstellung und Entwicklung elektronischer Bauelemente, Schaltkreise und und und. Damit war es auch relativ einfach, selbst hochwertige Computer zu beschaffen.«

Gebraucht wurde das Zeug in der DDR nicht vorrangig für die Rüstung, sondern für die eigene Megachip-Produktion, ein gewiß überambitionöses, doch zunächst keineswegs kriegerisches Projekt. Ohnehin war selbst für die ostdeutschen Beschaffer oft nicht recht überblickbar, was Embargoware war und was nicht. Der technische Fortschritt auf diesem Gebiet ist atemberaubend, und die Cocom-Listen waren wohl oft bis zur Lächerlichkeit überholt. Auch bei hochspezifischen High-Tech-Produkten wurde den DDR-Organen von Westunternehmern die Tür eingerannt.

UA-Vorsitzender: »Sind die Ihnen nachgelaufen?«
Ronneberger: »Es gab Firmen, und es haben sich immer wieder Firmen angeboten ... Ich muß als erstes sagen, daß wir in der Regel auf diese Angebote nicht eingegangen sind, wenn sich Lieferanten, die uns unbekannt waren, als Embargo-Lieferanten angeboten haben, weil wir nicht ihre Seriosität einschätzen konnten und nicht einschätzen konnten, ob sie zu uns geschickt wurden, um unsere Arbeit bei der Beschaffung von Embargowaren aufzuklären.«

Doch es verblieb ein Rest an schwer zu beschaffender Spitzentechnologie, wo Cocom die Preise für Embargo-Kunden hochgetrieben hat. Digital Equipment, USA, war ein Hauptlieferant, Canon ein anderer, doch offenbar unwissentlich. Alles lief über ein Netz von Zwischenfirmen in Taiwan, Korea, Schweiz, Israel, Österreich usw. Bei Toshiba hingegen war man sich sehr wohl im klaren, wer beliefert wurde.

Ronneberger: »Mit Toshiba gab es konkrete Verträge über die Lieferung von Ausrüstungen, von Fabriken. Die gab es mit Toshiba.«
UA-Vorsitzender: »Hat Ihnen denn Toshiba auch Embargoware geliefert?«
Ronneberger: »Über Umwege, über die Zwischenschaltung von Handelsfirmen haben wir Erzeugnisse bezogen.«

Vorsitzender: »Mit Wissen von Toshiba?«
Ronneberger: »Ja.«
Volker Neumann (SPD): »Darf ich noch einmal kurz nachfragen? ... Kann es wohl so sein, daß es dann in Japan zu einer Intervention wegen dieser Geschichten kam und daß 1988 mit Toshiba vereinbart worden ist, daß man alle Spuren eines solchen Handelsweges von Embargowaren beseitigen sollte?«
Ronneberger: »Die Frage ist im Prinzip insofern richtig, daß Toshiba zur Verfügung gestellte Unterlagen zurückgefordert hat, nach meiner Kenntnis auch den Kaufpreis dafür dann zurückerstattet hat.« ...
Ronneberger: »Es gibt auch einen weiteren Lieferanten, den ich sofort nennen kann. Das ist die Firma Leybold-Heräus gewesen, ich muß sagen, nach meiner Kenntnis der einzige Hersteller in der Bundesrepublik.«

Ihr Lieferumfang wird auf 100 Millionen beziffert.

»Aus den Unterlagen, die wir haben, geht insbesondere in bezug auf Leybold-Heräus immer wieder hervor, daß die Firma darauf bestanden hat, daß die Ware anders oder unterdeklariert wurde«, so von Bülow im Koko-Ausschuß (Protokoll der 149. Sitzung). Man mag sich wundern, daß sich die Heräus-Gruppe mit ihrem Milliarden-Umsatz diesen Risiken ausgesetzt hat. Doch nicht der Umsatz, sondern der Profit ist relevant, und der war bei bestimmter Embargoware offenbar unwiderstehlich. Kriminaloberrat Uwe Schmidt von der Zentralen Ermittlungsstelle für Regierungs- und Vereinigungskriminalität: »Gleichwohl haben sich Lieferanten aus dem ›nichtsozialistischen Währungsgebiet‹ bei der Preisgestaltung erhebliche Risikoprämien zahlen lassen, zumeist einen Zuschlag von rund 70% auf die inländischen Vergleichspreise« (*Kriminalistik* 8-9/93, Kriminalphänomenologie, S. 528). Im Normalgeschäft der Firma Heräus entspricht solch ein Embargodeal mit der DDR mit einer Umsatzrendite von über 70 Prozent immerhin einem Milliardenumsatz.

Unverkennbar freilich war Heräus bei weitem nicht das einzige Schwarze Schaf im westdeutschen Ostgeschäft. Doch was bei all den delikaten, meist über Drittländer gesteuerten Lieferungen westdeutscher Firmen zum jeweiligen Zeitpunkt Embargoware war, ist aus den verfügbaren Unterlagen nur äußerst mühsam zu erkennen. Die Ermittler sehen sich in einem ziemlich aussichtslosen Wettlauf mit der fünfjährigen Verjährungsfrist. So wird man sich wohl, um überhaupt Anklagen erheben zu können, zumeist auf den Vorwurf der Steuerverkürzung beschränken. Nach bundesdeutschem Außensteuerrecht war die DDR nicht Ausland, Lieferung dorthin folglich kein Export, sondern Binnenhandel, folglich nicht mehrwertsteuerfrei – folglich war für nach Taiwan etikettierte und in der DDR angelandete Ware zu Unrecht Mehrwertsteuererstattung beantragt worden. Auf derlei bürokratische Grotesken reduziert sich in der Praxis nun wohl die Straffälligkeit brisanter Embargogeschäfte. Lediglich der westdeutsche Fiskus ist dann der Geschädigte.

Und der Herr Mocksel aus dem bayerischen Buchloe, einer der Marktführer im Schlachthof- und Fleischhandelsgeschäft, wird jetzt vorm Kadi landen, nicht weil er Strohmann des Stasi-Obristen Schalck war, sondern insofern er es *nicht* war. Nach der Wende war aufgeflogen, daß Mocksel seit 1977 rund 100 Millionen zwischen Ostberliner und Schweizer Konten hin- und hergeschoben hatte. Weil Mocksel angeblich dieses Geld nicht selbst gehört, sondern er es für Ostberliner Hintermänner verschoben hatte, war ihm dafür vom Finanzamt Kaufbeuren Steuerfreiheit zuerkannt worden. Nun hat sich herausgestellt, daß dieses Schweizer Konto den Stasi-Leuten gar nicht bekannt war. Folglich, so wird vermutet, waren die 100 Millionen Mocksels Privatgewinn, der an der Steuer vorbeigeschleust worden ist. Auch besteht ein Anfangsverdacht, daß Mocksel *keine* Schmiergelder nach Ostberlin gezahlt hat. Denn Schmiergelder im Außenhandelsgeschäft sind nach bundesdeutschem Recht steuerlich absetzbar, deren bloße Fingierung ist folglich Steuerbetrug. So paradox ist unsere freiheitlich-demokratische Rechtsordnung gestrickt.

EDV-Embargotechnik für mehrere Milliarden hat die DDR bezogen und diese zum Teil massiv überteuert. Was folgt daraus? Das Embargo wurde umgangen und hat doch zugleich gewirkt. Ziemlich wirkungslos war es bis zur jüngsten industriellen Revolution, die sich in den Chips verkörpert. Bis dahin konnte der Ostblock dem Westen technisch mit einem gewissen Abstand auf dem Fuß bleiben. Doch die in winzigen Blättchen von Reinstsilicium enthaltenen Kreationen der mikroelektronischen Zeitenwende ließen sich kaum noch vermittels Industriespionage oder Lizenzkauf imitieren. Zum ersten Mal blieb der Osten von der Basistechnologie einer Epoche so ziemlich ausgeschlossen. Allein damit war sein Schicksal besiegelt. Was in den Sechzigern ausgeschlossen erschien, wurde nun Realität – der wirtschaftliche Zusammenbruch. Das Embargo freilich hat diesen Prozeß wohl nur geringfügig beeinflußt. Letztlich war fast alles zu beschaffen, doch wurde der mit dieser High-Tech erworbene Impuls systembedingt erstickt. Ausgewählte Bereiche der Militärtechnologie freilich blieben auf Westniveau. Was sich im gesamten Ostblock vollzog, war eben keine wirtschaftliche Konvergenz mit einem innen- und außenpolitischen Tauwetter im Gefolge, sondern die wirtschaftliche Katastrophe. Und es war der Glücksfall der Epoche, daß in diesen entscheidenden Jahren in Moskau ungewöhnlich weltoffene und verantwortungsvolle Kräfte die Oberhand behalten konnten.

Bis sich ergab, was sich zur Überraschung des Westens schließlich ergeben hat, mußte in Deutschland miteinander ge- und verhandelt werden. Ein Modus vivendi war zu finden, und der Westen war dazu von fast ganzem Herzen bereit:

Einladungen an die Bonzen des Ostens, Empfänge für Delegationen

nie gewählter Volksvertreter, hochgedopte Profisportler, für Parteiprofessoren unsäglicher wissenschaftlicher Qualität und Gewerkschaftsbosse, denen kein Arbeiter freiwillig je die Hand gegeben hat – wer erinnert sich nicht an all die peinlichen Rituale deutsch-deutscher Beziehungspflege, bis hin zum großen Bahnhof für »Honey« in Bonn, wo er zierlich neben dem massigen Kohl und mit starrem Gesicht die Ehrungen geradezu einzuatmen schien.

Doch Boris Rabot, ein in den Siebzigern emigrierter hochrangiger Kossygin-Berater, berichtete damals, das liberalste Element im sowjetischen Establishment sei der Geheimdienst, Abteilung Auslandsaufklärung. Denn nur dort war man genau informiert, wie heillos rückständig das Land war. Das ist eben auch Realpolitik – Realitätstherapie für die Nomenklatura des abgeschotteten Ostens. Die protokollarische Lobhudelei nahm Angst und gewährte Selbstsicherheit – Voraussetzung dafür, zu Hause vielleicht ein wenig Öffnung zu wagen. Tragisch nur, daß diese aus der damaligen Not geborene Verhätschelung widerwärtiger Eliten nach der Wende in Wissenschaft und Wirtschaft zum Teil fortgepflegt wird, weil man die Mühe scheut, die vom Regime einst wegen Unkorrumpierbarkeit Ausgegrenzten zu reintegrieren – hautnahe Koexistenz über den Tod des Systems hinaus.

Einige Warenströme freilich, an denen sich rückblickend mancher stört, spiegelten das bis zur Unbedenklichkeit gewachsene Vertrauensverhältnis im deutschen Miteinander. Sollte dem bayerischen Roten Kreuz, wenn es einer deutschen Diktatur Blut abkauft, abverlangt werden zu prüfen, ob dieses nicht politischen Häftlingen abgezapft worden ist? Dazu bestand, so wird man heute vielleicht entgegnen, ohnehin keinerlei Möglichkeit. Zu einem innerdeutschen Organhandel zu Lasten unfreiwilliger Spender ist es wohl nur deshalb nicht gekommen, weil selbst im Koko-Bereich Defizite an Marketing-Phantasie zu verzeichnen waren.

Oder, um etwas weiter zurückzugehen: Wenn Kennedy die Mauer vorher leider als unvermeidbar abgesegnet hat, deren Existenz er hernach in Berlin so aufrüttelnd zu beklagen wußte, warum hätte dann die Deutsche Demokratische Republik ihre kurzzeitig stark erhöhte Nachfrage nach Stacheldraht nicht in Westdeutschland befriedigen dürfen, wie damals die DDR-Bevölkerung zu wissen glaubte? Es wäre unwirtschaftlich gewesen, für einen befristeten Bedarfsschub eigene Kapazitäten aus dem Boden zu stampfen, und die wirtschaftliche Schwächung Ostdeutschlands war eben kein sinnvolles Ziel westlicher Politik mehr. Hätte man wegen unzureichender Stacheldrahtvorräte den Mauerbau noch aufschieben müssen, so hätte sich die wirtschaftliche Erosion Ostdeutschlands lawinenartig verstärkt, und das Leben wäre für die Verbliebenen noch unerquicklicher geworden.

Immerhin summiert sich das unmittelbare humanitäre Engagement von Bundesregierung, Diakonischem Werk und anderen Organisationen für die im Massenverlies DDR noch gesondert Eingesperrten, also im wahrhaft staatsgefährdenden Menschenhandel, auf 3,4 Milliarden Mark. Heute geht die Öffentlichkeit dazu über, dieses Geschäft anrüchig zu finden. Doch wer Menschen aus dem Gefängnis freibekommen will, muß in den meisten Fällen mit denen handelseinig werden, die den Schlüssel haben. Allen Ernstes urteilt nunmehr *Die Zeit* (28.8.92), der Westen hätte im jahrzehntelangen Gefangenendeal nur Waren für die Versorgung der Bevölkerung liefern sollen. Auf keinen Fall hätten mit den Gegenleistungen »die Machthaber im Osten stabilisiert« werden dürfen. »Beim Häftlingsfreikauf aus der DDR wollte die Bundesregierung nicht in DM zahlen, sondern in Waren. Bananen für das Volk statt Devisen für den Parteichef. Jetzt fliegt ein Schwindel auf. Die Milliarden landeten auf dem Sonderkonto Erich Honecker. Im Westen gab es Mitwisser. Das Diakonische Werk, das den Handel organisieren sollte? Die Lieferfirmen? Mitglieder der Regierung?«

Eine militärisch nicht unterlegene und im Humanitären dickfellige Diktatur sitzt nun einmal am längeren Hebel. Der Westen sollte dem Regime substantielle Leistungen abhandeln, ohne ihm zu nutzen? Derlei Denken ist wahrlich naiv. Zum ersten waren auch Bananen oder sonstige »Versorgungsgüter« auf dem Weltmarkt wieder zu Geld zu machen. Und zum zweiten darf man der DDR-Führung schon zutrauen, selbst besser zu wissen, wie sie mit Westgeld am wirtschaftlichsten umgeht. Dieser Einsicht konnte sich auch Bonn auf Dauer nicht sperren. So wurden schließlich im sogenannten »B-Handel« der DDR nur noch die verlangten Industrierohstoffe, seit 1976 Öl, Rohdiamanten, Kupfer, Silber und Quecksilber, geliefert. Dabei scheint sich das Geschäft zum Teil auf die Übergabe der Warendokumente beschränkt zu haben, während die Waren selbst unmittelbar auf den internationalen Rohstoffmärkten weiterverkauft werden konnten (vgl. Armin Volze, »Eine Bananenlegende und andere Irrtümer«, *Deutschland-Archiv* 1/93, S. 62 ff.).

Die Vorstellung, der DDR hätten Westdevisen möglichst vorenthalten werden sollen, damit sie sich z. B. keine Embargo-Ware beschafft, ist von einer geradezu liebenswerten Weltentrücktheit. Zudem ist hinreichend dokumentiert, daß unter Honecker weit mehr Geld für die Versorgung der Bevölkerung ausgegeben wurde, als volkswirtschaftlich zuträglich war. Aber es mag beruhigen, daß sich im Dezember 1989 auf dem genannten Generalsekretärskonto – zugleich die eiserne Devisenreserve der DDR – noch gut 2,1 Milliarden Valutamark befanden. Damit ist wohl über die Hälfte des Geldes an Bonn zurückgefallen. Daß noch im Wendejahr 1989 aus Häftlingserlösen 160 Nobelkarossen Citroen BX 19 für

die Führungsclique beschafft worden sind, erscheint als ironisches Detail jener so zwanghaft wie dilettantisch inszenierten Götterdämmerung. Auf 54 Millionen Westmark bezifferte Oberstaatsanwalt Christoph Schäfer, Leiter der Arbeitsgruppe Regierungskriminalität, vor der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur« des Deutschen Bundestages die Versorgung des Wandlitzer Bonzenghettos 1980-1988 – ein rührender Betrag, gemessen an den Gesamteinnahmen des Häftlingshandels, und gewiß weit weniger, als die Westdeutschen im gleichen Zeitraum für überteuerte Facharztrechnungen berappt haben. Und schließlich war der Häftlingshandel, den die Bundesrepublik finanziell mühelos wegstecken konnte, für ihren Partner ein äußerst heikles Geschäft und in Stasi-Kreisen höchst umstritten: Das Risiko, sich mit dem Regime anzulegen, würde halbwegs kalkulierbar und für wildentschlossene Oppositionelle gar zur Methode, rauszukommen. Renitenz und Staatsfeindlichkeit würden auf diese Weise geradezu gezüchtet. In der Bezirksverwaltung Leipzig des MfS jedenfalls galt Rechtsanwalt Vogel als Staatsfeind.

Übrigens zahlte der Westen offenbar nicht nur dafür, daß man etwas bekam, sondern auch dafür, daß man etwas nicht bekam: »So erklärte der damalige Kanzleramtsminister Schäuble vor dem Untersuchungsausschuß, daß er die Sperrung des Ostberliner Flughafens Schönefeld für Bürgerkriegsflüchtlinge aus Sri Lanka gegenüber dem DDR-Unterhändler Schalcks zu einer ›conditio‹ für die Erhöhung des ›Swing‹ auf 850 Mio DM gemacht habe« (BT-Drs. 12/4832, Seite 49).

Wenn für die Deviseneinnahmen des Häftlingshandels über die Koko Überwachungstechnologie, Wanzen und Richtmikrophone gegen die wachsende Opposition, schwedischer High-Tech zur Kofferraumdurchleuchtung, Druckpressen für Geldfälschung und dergleichen angeschafft und »operative Maßnahmen auf dem Territorium der BRD« gesponsert worden sind, so hat das den Bankrott des Regimes kaum verzögert. Besser recherchiert ist das Wirken der KuA der Koko. Alles Denk- und Undenkbare wurde von dieser GmbH requiriert und verscherbelt, große Kunst und kleiner Trödel, aus Museen, Kirchen und Wohnungen, schiffsladungsweise oder auf LKWs zu Pauschalpreisen je Fuhre, Klaviere zu Tausenden, Rhinozeroshörner und Dampflokomotiven, Gaslaternen und schließlich im Jahr 1989 37000 Tonnen Pflastersteine, aus alten Straßen geklaubt, für 3,9 Millionen.

Schalcks ost-westlicher Kunst- und Antiquitätenhandel samt seinem etwas unüblichen Aquisitionsgebaren ist freilich nicht erst im Koko-Ausschuß des Bundestages aufgeklärt worden. Der Geschäftsführer dieser Firma im Zeitraum 1973-80, ein Herr Horst Schuster, Mitarbeiter des MfS über 20 Jahre und zugleich Informant des BND, ist von diesem 1983

über Ungarn »rausgeholt« worden. (Er beklagte sich alsbald bei seinen tradierten Schweizer Geschäftspartnern über erpresserische Morddrohungen; Dokument 1 in BT-Drs. 12/4832.) Doch schließlich zahlt der Steuerzahler auch in Demokratien die Geheimdienste nicht nur, damit sie delikate Kenntnisse mit bisweilen delikaten Methoden zusammentragen, sondern auch dafür, daß sie diese mit großer Sorgfalt für sich behalten bzw. damit allenfalls politische Spezis bestücken, wie z. B. mit dem Schalck-Dossier den Franz Josef Strauß. Und der hatte damit nichts Eiligeres zu tun, als es dem Ausgeleuchteten zur Einsicht vorzulegen, wie Herr Schalck inzwischen im Untersuchungsausschuß zum besten gab.

Kurzum, die Methode, ostdeutschen Privatleuten, die dank Leiden- oder Erbschaft Altertümliches besaßen, überfallkommandoartig ins Haus zu brechen, eine rund tausendprozentige Wertsteigerung ihrer Antiken seit irgendwann zu unterstellen, eine Einkommens- und Vermögenssteuerpflicht auf diesen Wertzuwachs um 75-87 Prozent plus Säumniszuschläge zu fabulieren, dank diesen »Schulden« den ganzen Besitz zu pfänden und die Ärmsten dann wegen Steuerverkürzung in Millionenhöhe einzulochen, mit Dunkelzelle, Handschellen, Scheinwerferverhören usw., all das war in Bonn hinlänglich bekannt. Der Ostberliner Arzt und Invalidenrentner Dr. Garcke z. B. verstarb sechs Wochen nach seiner Festnahme unter mysteriösen Umständen im Knast. Dem Leipziger Sportarzt Professor Dr. Beuker wurden auf diese Tour wegen angeblicher Steuerhinterziehung zehneinhalb Jahre Knast zudiktiert, die man ihm dann zum Teil erließ, um ihn alsbald erneut mit einem Prozeß zu überziehen.

Furore gemacht hat in diesem eigentümlichen Bereich deutsch-deutschen Ostwesthandels die Standuhr des Herrn Wolfgang Schwarz aus Rathenow. Sie wurde zum Symbol deutscher Rechtsstaatlichkeit. Der Restaurator Schwarz, bei dem die ostdeutsche Obrigkeit 1981 ins Haus fiel und schier alles von Wert mitgehen ließ, vom Ehering bis zu den selbstgebauten Puppenmöbeln für die Tochter, wurde nach drei Jahren Haft schließlich dank den »besonderen humanitären Bemühungen« Bonns freigekauft. Im Antik-Shop des Berliner KaDeWe entdeckte er seine antike Standuhr. Laden und nunmehr auch Standuhr gehörten einem Generalkonsul Böttger, welcher dem KuA der Koko geschäftlich innig verbunden war. Das Landgericht gab mit Urteil vom 10. Dezember 1986 der Klage des Wolfgang Schwarz auf Herausgabe seiner Standuhr statt. Das Kammergericht, dessen Verhandlung von zwei Subjekten mit ostdeutschem Dienstpaß im Saal verfolgt wurde, wies die Berufung des Konsuls Böttger ab. Dieser war nach zwei Niederlagen nur dann bereit, nach Karlsruhe vor die dritte Instanz zu ziehen, wenn die Ostberliner Geschäftspartner ihm entscheidende Unterstützung zukommen lassen

und die Risiken abnehmen würden. Wunschgemäß wurde ihm ein hervorragender Anwalt zugesichert, denn für die Koko stand in diesem Modellprozeß nicht wenig auf dem Spiel. Herausgabe der Standuhr würde bedeuten, daß letztlich alle Westpartner des Koko-Kunsthandels keine Eigentumsrechte hätten und zudem in den Geruch der Hehlerei geraten wären. Doch vor dem IX. Senat des Bundesgerichtshofes unter Vorsitz des Bayern Merz wurde die Rechtspraxis der DDR abgesegnet und die Klage auf Rückerstattung der Standuhr letztinstanzlich abgewiesen. Dem Herrn Schwarz sei Unrecht nicht geschehen, da eine Enteignung nicht vorliege, es nicht verlangt werden könne, daß in jedem Staat dieselben Rechtsschutzgarantien bestünden, im besonderen gemäß Steuerrecht der DDR der Kläger nicht diskriminiert worden und ein Verstoß gegen den ordre public nicht zu erkennen sei (*NJW* 1989, S. 399 f.). Obgleich die einkommens- und vermögenssteuerliche Belastung eines nicht realisierten Wertzuwachses irgendwelcher gar nicht gehandelter Privatgegenstände abenteuerlich und eine Verletzung selbst elementaren DDR-Rechts in diesem Standuhr-Fall evident ist, lehnte das Bundesverfassungsgericht noch nach der Wende, im Januar 1991, Beschwerde gegen dieses unsägliche BGH-Urteil als unzulässig ab. Der Generalkonsul Böttger kassiert jetzt von der 2000 DM-Rente der Familie Schwarz allmonatlich 150 DM zur Abdeckung der ihm in diesem Fall entstandenen Anwaltskosten – ein frappierendes Beispiel der Beständigkeit des Rechts über alle politischen Grenzen und alle Wirren der Wendezeit hinweg. Selbst noch im dritten Teilbericht des Untersuchungsausschusses Koko des Deutschen Bundestages vom 15. 3. 1993 wird auf Kritik am Urteil des Bundesgerichtshofes im exemplarischen Fall Wolfgang Schwarz verzichtet.

330 Millionen Valutamark hat KuA der Koko eingebracht, und die PDS/Linke Liste vermerkt dazu in ihrem »abweichenden Bericht« zum dritten Teilbericht UA Koko: »Der Umstand, daß die DDR für die spärlichen Gewinne dieses Geschäftes ... enormen politischen Unbill in Kauf nahm, zeugt dabei eben nicht von der Skrupellosigkeit der politisch Verantwortlichen, sondern von ihrer ökonomischen Not« (BT-Drs. 12/4832, Seite 50). Doch weder sind Gewinne dieser Größenordnung als »spärlich« zu bezeichnen (es sei denn, man ist so im Geld geschwommen wie die SED resp. PDS), noch war »der DDR« politische Unbill entstanden – ihre Praktiken wurden von Bonn über jede Erwartung hinaus toleriert. Im »abweichenden Bericht« des SPD-Obmannes von Bülow im Koko-Untersuchungsausschuß wird resümiert:

»Die Machenschaften der Kunst- und Antiquitäten GmbH und deren Helfer in verschiedenen Staatsorganen der ehemaligen DDR waren auch der Bundesregierung bekannt. Weder der Bundesminister für Wirtschaft noch der Bundesminister für innerdeutsche Be-

ziehungen sind aktiv geworden, um im innerdeutschen Handel wirksame Gegenmaßnahmen zu ergreifen.« (BT-Drs. 12/4832, Seite 9)

Dabei hatte es nicht einmal nachrichtendienstlicher Quellen bedurft, um den Koko-Kunsthandel zu durchleuchten. In westdeutschen Zeitschriften stand seit Jahren zu lesen, was Sache war.

»Spätestens seit Erscheinen des Aufsatzes in der Fachzeitschrift ›art‹ im Jahre 1984 waren bei westlichen Händlern die Methoden der Beschaffung von Kunstgegenständen und Antiquitäten in der ehemaligen DDR bekannt. Das hatte aber auf die Geschäfte der Kunst- und Antiquitäten GmbH keinen negativen Einfluß. Es kann sogar davon ausgegangen werden, daß sich erst nach der Veröffentlichung weitere westliche Händler um Geschäftsanbahnungen mit der Kunst- und Antiquitäten GmbH bemühten.« (von Bülow, ebd.)

Auch Politprominenz hat ihre Intimkenntnisse vom Koko-Kunsthandel bisweilen privat weitergegeben. So erwarb der Rosenheimer Strauß-Spezi, zeitweilige CSU-Schatzmeister und Fleischgroßhändler Josef März 1984 für 1,6 Millionen Meißner Porzellan von der Koko. Die PDS/Linke Liste vermerkt in ihrem abweichenden Bericht zum Koko-Untersuchungsausschuß über die ostdeutschen Antiken: »Zu *Waren* wurden sie erst durch das zahlungskräftige Interesse des kapitalistischen Auslandes, also in völliger Abhängigkeit von dessen Bedürfnissen.«

Hier liegt es nun doch nahe, sich an einer Kasuistik wirtschaftlicher Kollaboration zu versuchen. Es ist wohl aussichtslos oder gar kontraproduktiv, repressive Regime, denen man militärisch ohnehin nicht beikommen kann oder will und die ihre Bevölkerungsmehrheit knechten, abzuschotten und wirtschaftlich zu schädigen. Sie haben keine Alternative. Sie stehen, wenngleich oft wohlgemästet, mit dem Rücken zur Wand. Das ist ihr Dauerzustand. Die Respektierung demokratischer Grundrechte wäre für sie die Stunde des Zusammenbruchs und der Abrechnung. Außenaustausch, auch der wirtschaftliche, bringt dagegen Destabilisierungsmomente ins Land, unwägbar und in ihrer Wirkung so schwer abzuschätzen wie der berühmte Schmetterlingsflügelschlag in der Chaostheorie. Verhandlungsfähig sind Zugeständnisse, die nicht als existenzgefährdend erscheinen. Der Verzicht auf mancherlei Exzesse ist sehr wohl erpreßbar. Schalcks Kunsthandel, die Stasi-Morde in Westdeutschland, die Politpsychiatrie des NKWD, die Liquidierung emigrierter bulgarischer Intellektueller oder persischer Schriftsteller – dergleichen ist für die jeweiligen Regime keine Existenzfrage.

Paradigma China: Der Magen wendet sich einem, wenn man Helmut Kohl beim herzlichen Händeschütteln mit Li Peng erblickt, jenem Bluthund, der auf dem Platz des Himmlischen Friedens 1400 Studenten mit Panzerketten hat zerquetschen lassen und damit eine weltweit schon für unumkehrbar gehaltene friedliche Revolution erstickte. Die Jeansfirma Levi's hat vor einigen Monaten bekannt gemacht, daß sie keine Ware aus

der Volksrepublik China mehr beziehen werde, da sie nicht von Konzentrationslager-Produktion zu profitieren wünsche. Arbeitslager für Exportproduktionen sind für Rotchinas Führungsclique lukrativ, aber nicht unverzichtbar. Die demokratischen Grundrechte dagegen wären ihr Ende. Insofern sind Levi's achtbares und Helmut Kohls abstoßendes Verhalten jeweils angemessen. Vieles von der betörend billigen und farbenfrohen exotischen Chinaware, die derzeit westliche Läden füllt, kommt offenbar aus Konzentrationslagern, in denen nach Angaben von *Newsweek* zehn Millionen Menschen geschunden werden. Die weltweite Boykottkampagne gegen dieses makabre Billigspielzeug hat das Losungswort »Toykott« kreiert. Inzwischen verhandeln China und die USA über ein Exportverbot von Gefägnisproduktion. Doch Rotchina mit einem Totalboykott arm zu halten, wäre keine sinnvolle Strategie.

Daraus folgt ein entscheidender Unterschied zwischen populistischen und Minderheitsdiktaturen, zwischen Faschismen und realkommunistischem Staatsterror. Potentaten, die sich nur dank Sicherheitsdienst im Amt halten, haben wenig Verhandlungsspielraum. Regime dagegen, die mit aufgepeitschten Volksmassen Minderheiten jagen oder auspressen, Juden vernichten, Christen oder Bahais, sind abzuschotten, wirtschaftlich wie politisch. Ihr Terror ist nicht Voraussetzung der Machterhaltung, ihre Ächtung ist funktional.

Jedes Embargo wird umgangen, doch zu welchem Preis? Im Fall der DDR ist der Preis im Koko-Ausschuß beziffert worden. Sofern ein Rückzug »unter Gesichtswahrung« möglich ist, kann kalkuliert werden, ob sich die Brutalität des Regimes noch rechnet.

Solcherlei Kasuistik leidet unvermeidbar unter Abgrenzungsproblemen. Welches Regime ist populistisch, welches nur verlogen? Im KP-Deutsch: Wie groß ist seine Massenbasis? Horrorregimen wie dem von Idi Amin oder Pol Pot ist ohnehin nicht mit Blockaden beizukommen. Hier hilft nur Krieg. Ungeachtet dessen sollte in solchen Fällen die Ächtung waffenliefernder Staaten eine Selbstverständlichkeit sein. Von welchem Zeitpunkt an waren die Ostblockdiktaturen instabil? Wie groß war Gorbatschows Handlungsspielraum? War sein Machtantritt nicht die Konsequenz eines sich abzeichnenden wirtschaftlichen Ruins Groß-Rußlands? Aber es hätten mit Sicherheit orthodoxe Hardliner und nicht Reformkräfte damals die Oberhand gewonnen, wenn dieser Ruin nicht unbestreitbar hausgemachten Ursprungs, sondern einem Wirtschaftskrieg des Westens anzulasten gewesen wäre.

Sibylle Tönnies
Auch ich. Goethe

Die Tatsache, daß Kollaboration als etwas Niedriges und Verächtliches angesehen wird, steht in einem Mißverhältnis zu ihrer weiten Verbreitung. Ihre Ubiquität zeigt sich am deutlichsten darin, daß die Erscheinung auch die Spitze unserer Kultur, den nationalen Geistesheros – Goethe – erfaßt hat, und zwar mit tödlichen Folgen. Die Mitwirkung an einem Kollaborationsakt war der Preis, den er für sein hohes Amt zu zahlen hatte:

Während, wie wir alle wissen, Goethe von Mitleid und Verständnis für die unverheiratete Mutter, die ihr neugeborenes Kind tötet, ergriffen war, während er der Kindsmörderin in seinem Gretchen ein Denkmal setzte, während dieses Gefühl, das ihn als jungen Menschen jäh erfaßt hatte, als er ein solches Mädchen auf dem Weg zur Hinrichtung sehen mußte, überhaupt den Impuls für das Faust-Drama gab, befand sich Goethe als großherzoglicher Justizminister in einer ganz anderen Rolle: Er hatte in dieser Funktion das Todesurteil gegen eine Kindsmörderin gegenzuzeichnen. Ein anderes Kabinettsmitglied hatte der Hinrichtung schon zugestimmt, und so konnte Goethe sich damit begnügen, unter dessen Erklärungen den knappen Zusatz »Auch ich. Goethe« zu setzen.

Vielleicht erspart uns dieser Hinweis längere Ausführungen zu der Tatsache, daß anständige und achtbare Bürger der Kollaboration fähig sind, daß jeder Kollaborateursblut in sich trägt und nur wenige Helden von dem Vorwurf frei sind. Bei dieser Betrachtung spricht alles dafür, die Kollaboration ganz aus dem Sündenregister zu streichen, sie als natürliche Schwäche, als menschliche Normalität hinzunehmen und sich nicht mehr darüber aufzuregen. Wer wollte schon besser sein als Goethe?

1. Die Veranlassung

Die Beschäftigung mit dem Thema Kollaboration hat zunächst einmal den äußeren Anlaß, daß uns durch die Wiedervereinigung das Problem

vorgelegt ist, ob und in welchen Fällen Kollaboration mit dem Regime der ehemaligen DDR strafrechtlich zu ahnden oder jedenfalls moralisch zu verwerfen ist. Die Themenstellung ist aber auch innerlich motiviert: Die moralische Desorientierung ist mit dem Zusammenbruch der linken Ideologie so weit fortgeschritten, daß sie ihren Endpunkt ins Auge fassen möchte, und als dieser Endpunkt erweist sich die Kollaboration. Die Beschäftigung mit dem moralischen Tiefpunkt ist den ehemaligen Linken deshalb ein Bedürfnis, weil sie aus ihrer früheren ideologischen Einbettung herausgefallen sind und sich postmodernen Auflösungserscheinungen hingegeben haben; weil sie einen moralischen Relativismus angenommen haben, der ihnen selbst unheimlich ist. Sie haben das Bedürfnis, die Tragfähigkeit dieses Relativismus zu erproben, und zu einer solchen Probe eignet sich die Kollaboration. Sie ist die Verletzung der Solidarität der Unterdrückten, die lange als Klassensolidarität und deshalb als das Höchste gegolten hatte; dem moralischen Agnostizismus wird auf diese Weise eine wirkliche Feuerprobe zugemutet. Denn nur dann, wenn er die Kollaboration erlaubt, taugt er etwas – und wenn er sie nicht erlaubt, lassen sich daran vielleicht Werthaltungen bewußtmachen, die man nicht über Bord geworfen hat.

Darüber hinaus ist die Frage, ob und inwieweit Kollaboration eine Sünde sei, ein Thema, das auch in westdeutschen Kreisen durchaus praktische Bedeutung hat. Kollaboration, als das Ausscheren aus der Solidarität der Unterdrückten, ist das, wozu sich alle ehemals links Eingebundenen verführt oder sogar gezwungen sehen: Die Konstellation sich antagonistisch gegenüberstehender Klassenpositionen, die ehemals als Charakteristikum der kapitalistischen Gesellschaft galt, hat sich, wenn es sie denn je gab, jedenfalls ideologisch aufgelöst. Die »Verdammten dieser Erde«, denen wir unter Aufopferung unserer eigenen Klasseninteressen zu Hilfe eilen wollten, sind zumindest im eigenen Land nicht mehr erkennbar. Das einst so verehrte Proletariat erweist sich tendenziell als Mob, der sich nicht unter roten Fahnen versammelt, sondern wieder unter die Anziehungskraft des Hakenkreuzes gerät. Unsere moralischen Impulse haben ihren Gegenstand verloren; sie können sich nur noch nach außen (nach Kurdistan, Seweso usw.) richten, sie können im Lande nur noch Minderheitenschutz fordern (z. B. die Initiative »Lesben, Frauen und Behinderte«). Die klare Trennlinie zwischen »denen da oben« und den Unterdrückten aber ist weggefallen, und die ehemaligen Linken sehen sich mit dem ehemaligen Klassenfeind in vielfältiger Weise verquickt; sie haben tausendfach mit ihm paktiert, sie sind im Marsch durch die Institutionen steckengeblieben, so daß ihre Identität geschwunden ist und durch das Thema »Kollaboration« geklärt werden muß. Überall zeigen sich Auflösungserscheinungen: Während früher schon das Schlips-

tragen als Kollaboration erschien, als ein Sich-selbst-den-Hals-Zuschnüren zum Zeichen der Subordinationsbereitschaft, muß man sich jetzt die Frage stellen: Wenn sich Martin Walser mit Theo Waigel gut versteht, wenn sich Botho Strauß als »rechts« bekennt – ist das Kollaboration? Und ich muß mir die Frage gefallenlassen: Wenn ich mich gegen das Asyl als Grundrecht oder für das staatliche Gewaltmonopol einsetze – ist das »staatsfrommer Knechtssinn«?

Die Frage der Kollaboration hat für die westlichen Linken noch ein anderes, subtileres Gesicht: In ihrer Vergangenheitsbewältigung, mit der sie noch nicht ernsthaft begonnen haben, stellt sich die Frage, ob es sich bei den Meinungsäußerungen, die sie früher von sich gegeben haben, nicht auch um Kollaboration gehandelt hat, um Anschmeichelei an die damalige herrschende Meinung. War diese Meinung auch nicht diejenige des Establishments, so gab es sehr wohl ein Gegen-Establishment, das Loyalität forderte und manchem Sentenzen abgerungen hat, an die er sich jetzt nicht gern erinnern läßt. Die Loyalität zum Gegen-Establishment war nicht Résistance, sondern Kollaboration insofern, als sich die Linke in weiten Bereichen nicht etwa im Widerstand befunden hat, sondern über Machtmonopole verfügte – z. B. Stellenbesetzungen. In vielen Bereichen des öffentlichen Lebens, besonders im Kultur- und Bildungsbereich, wird infolge solcher linken Monopole das Bild bis heute von einem bestimmten Typus des angepaßten Linken geprägt, der sich genauso gewissen herrschenden Meinungen unterworfen und sein Mäntelchen genauso nach dem Wind gehängt hat, wie man es von Karrieristen überall kennt. Und die Anpassung geht weiter: scheinbar kritische Wissenschaftler, die vor fünfzehn Jahren unisono vom »Erkenntnisprozeß als dem zu Erkennenden allemal Zugehörigem« gesprochen haben, reden heute genauso beunruhigend übereinstimmend von »Präsuppositionen kommunikativer Alltagspraxis« und »performativer Einstellung zu illokutionären Zielen«. Denn nach wie vor ist die Vergewaltigung der originären Sprechimpulse mit spürbaren Belohnungen versehen. Es handelt sich dabei um Kollaboration nicht mit den staatlich-politischen, wohl aber mit den wissenschaftsüberlagernden Mächten.

2. Die Konstellation

Kollaboration hat ihre Voraussetzungen: sie setzt den Zustand von *Überlagerung* voraus. Dieser ungewohnte Begriff ist besser als der der Fremdherrschaft, weil eine Unterjochung ja nicht notwendig durch ein anderes Volk erfolgen muß, sondern auch durch eine Gruppierung des eigenen Landes geschehen kann. Allerdings haben die Theoretiker der Überlage-

rung (Gumplowitz, Oppenheimer, Rüstow) die Behauptung aufgestellt, daß Überlagerung von außen der Normalfall der Herrschaftsbildung ist – die gewaltsame, kriegerische Unterwerfung also. Ihre Theorie ist etwas in Vergessenheit geraten und von harmonisierenden oder die Ökonomie betonenden Auffassungen verdrängt worden, wird aber wiederbelebt in dem Konzept von Michel Foucault, der nichts von »Sprache, Zeichen, Sinn« wissen wollte, sondern an ihre Stelle »Macht, Krieg, Schlacht« setzte. Und tatsächlich brauchen wir nur unsere eigene, friedliche Situation zu betrachten: Unsere gesellschaftliche Verfassung ist das Ergebnis des militärischen Sieges der Alliierten.

Überlagerung ist der gesellschaftliche Normalzustand. Gemeinschaftliche Urformen, die ihre Herrschaft endogen entwickelt haben, sind klein und militärisch schwach und müssen eher oder später der Beherrschung durch ein überlegenes Kollektiv weichen, das sich durch Eroberungen immer mehr ausbreitet und ein Großgebilde schafft, das aus einer Vielzahl von unterworfenen Völkerschaften besteht. Sosehr die Erinnerung an die frühere Autonomie auch verschwinden mag, so bleibt doch der Sachverhalt der Fremdheit der Herrschaft, eines Antagonismus zwischen den unterworfenen und den herrschenden Schichten, bestehen, und selbst durch unsere modernen Gesellschaften geht noch der feine Riß zwischen Volk und Oberschicht, den Sensible auch dann weiterhin spüren, wenn sie die marxistische Klassenlehre eingemottet haben. Je schärfer der Antagonismus ist, desto mehr Realität hat die Bedrohung durch Kollaboration. Bedroht wird der Zusammenhalt der »Unterschicht«, die ich, um die in dieser Wortwahl liegende Hierarchisierung zu vermeiden, in altmodischer Weise »das Volk« nennen will. (Bevor man auf die Idee der Nation kam, verstand man unter dem Volk ja die von der Herrschaft, der Bildung, dem feineren Konsum ausgeschlossenen Massen.) Das Volk nun hat sich durch die Herrschaft niemals in der Weise korrumpieren lassen, daß es seinen Zusammenhalt völlig aufgegeben hätte. Es hat sich, schon bevor es »Klassenbewußtsein« bekam, immer Reste von Gemeinschaftsgefühl bewahrt und darauf geachtet, daß die Unterdrückungssituation dadurch erträglich blieb, daß die Herrschenden in einen gewissen Zusammenhalt nicht eindringen konnten. Diese Solidarität ließ sich nur durch die scharfe Ächtung der Kollaboration bewahren.

So wie Herrschaft für ihre Stabilität Bedingungen hat, so steht auch das Beherrschtwerden, damit es stabil und erträglich ist, unter gewissen Voraussetzungen. In der Geschichte der Überlagerung zeigt sich, daß innerhalb der unterworfenen Schichten nicht jegliche Struktur, jegliche die überlagernde Schicht ausgrenzende soziale Kohäsion beseitigt wird, und das liegt durchaus im Interesse des Ganzen.[1] Auch da, wo kein Wi-

derstand geleistet wird, bleibt eine Solidarität der Unterworfenen jedenfalls im Minimum erhalten, und dieses Minimum bildet die Ächtung der Kollaboration. Davon sind auch in den spannungsarmen Zuständen, die wir haben, noch Reste vorhanden: Auf dem Lande ist es bis heute selbst bei schweren Rechtsverletzungen verpönt, auf die Polizei zurückzugreifen. Ein Bauer, der die Konflikte mit seinen Nachbarn mit Hilfe von Polizei und Gericht zu regeln sucht, stellt sich – ob er im Recht ist oder nicht – außerhalb der Gemeinschaft. Im kleinen kennt man die Situation in jeder Schulklasse: »Petzen« muß streng geahndet werden, damit die Schule annähernd erträglich ist.

Die ganze Schärfe der Kollaborationsächtung hat Prosper Mérimée dargestellt. Eine wahre Begebenheit in Korsika lieferte ihm den Stoff für eine Novelle: Mateo Falcone ist der Vater eines einzigen, ihm sehr lieben Sohnes, den er eines Tages zu Hause alleinläßt, um auf die Jagd zu gehen. Währenddessen erreicht ein Straffälliger, der sich in der Macchia versteckt gehalten hatte und jetzt von der Gendarmerie gejagt wird, mit letzter Kraft das Haus und läßt sich von dem Jungen im Heuhaufen verstecken. Wenig später erscheinen die Polizisten und nehmen den Jungen ins Verhör; dieser leugnet standhaft, von dem Verbleib des Gejagten zu wissen. Aber als man ihm eine Taschenuhr verspricht, gibt er das Geheimnis preis, und der Straffällige wird abgeführt. Der heimkehrende Vater erfährt von dem Vorfall – und seine schreckliche Reaktion ist die, daß er den Sohn auf der Stelle mit seinem Jagdgewehr erschießt.

Der Kollaborateur ist ein Outlaw, wobei »law« dann eben nicht das staatlich gesetzte Recht ist, sondern das ungeschriebene Gesetz der Volkssolidarität. So ehern, wie in der Herrscherschicht das Verbot von Hochverrat und Desertion gelten muß, so ehern herrscht auf der unteren Ebene das Verbot der Kollaboration. »Der größte Lump im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant.«

Die in diesen Strukturen liegende positive Bedeutung für das Gesamtsystem wurde in der Soziologie vom Funktionalismus entdeckt. Diese dann ja weit ausufernde Richtung hatte ihren Ursprung in der zugunsten des englischen Imperialismus vorgenommenen Erforschung überseeischer Gesellschaften. Man stellte fest, daß es keineswegs im Interesse der Kolonialherren liegt, daß die das beherrschte Kollektiv zusammenhaltenden Kräfte zerstört werden. Auch scheinbar gegen das Imperium gerichtete Regeln wie das Kollaborationsverbot erwiesen sich in gewissen Grenzen als »funktional«, als der gesellschaftlichen Intaktheit und Produktivität dienlich und insofern zu dulden. So wird auch ein kluger Lehrer nicht versuchen, die Schüler zum Anschwärzen zu erziehen; er wird wissen, daß auch ihm an dem Frieden der Schüler untereinander nur gelegen sein kann.[2]

Doch braucht man den Sachverhalt nicht so zynisch-funktionalistisch aufzufassen. Die Solidarität der Unterworfenen dient nicht nur der Erträglichkeit des Status quo, sondern auch den Chancen seiner Auflösung – sie dient der Freiheit. Es gibt in der Geschichte eine Tendenz zu zunehmender Souveränität des Individuums, und diese Tendenz braucht ihre Unterstützung durch die Ächtung der Kollaboration. Aus dieser Sicht kann man die Verruchtheit der Kollaboration so erklären, daß sie sich gegen den großen Geist der Weltgeschichte richtet. Sie bedeutet das Bündnis mit den fortschrittsfeindlichen Kräften und ist eine Sünde gegen den Geist der Freiheit, der sich in der Geschichte ausbilden will.

Geschichte kennt keine Moral, sagt Wolf Biermann in seinem *Spiegel*-Essay zur Kollaboration. Das setzt ein Geschichtsverständnis voraus, das keine Vorwärtsbewegung, sondern nur Auf und Ab oder Kreisläufe kennt. Wir sind von einem anderen Geschichtsverständnis ausgegangen, einem solchen, das in dem Lauf der Evolution eine Linie entdecken kann, eine Tendenz zur Freiheit. An diesem großen Geist, der durch die Geschichte geht, kann man sich versündigen. So wie Menschen ihn getragen und immer weiter emporgehoben haben (von Antigone bis Sophie Scholl), so haben Menschen ihn verraten (von Judas bis Gustav Gründgens), und wir ehren die einen und achten die anderen gering. Aber: auch wenn man nicht an eine in diese Richtung gehende *objektive* Geschichtstendenz glauben kann, so wird man doch das *ethisch begründete* Ziel wachsender Freiheit anerkennen. Das ist offenbar auch Wolf Biermanns Meinung, denn »für den einzelnen Menschen gelten die moralischen Kategorien sehr wohl«. Woher sollte man die Kategorien nehmen, wenn man nicht ein bestimmtes Bild von Gut und Böse in der Geschichte hätte?

Die Kollaborationsächtung wirkt also einerseits stabilisierend, andererseits dient sie der Freiheit, dem Zustand also, in dem die Unterwerfung aufgehoben ist. Aus dieser Funktionalität für das Ganze und ihrer Zuordnung zur Idee der Freiheit erklärt sich die Eignung des Themas, Prüfstand für die Gültigkeit moralischer Standards zu sein und den Relativismus auf die Probe zu stellen.

Die Frage ist, ob die Konstellation, die die Voraussetzung für Kollaboration ist, bei uns vorliegt. Wir haben uns schon entschieden, indem wir von dem feinen Riß sprachen, der auch unsere Gesellschaft durchzieht und der unabhängig von Klassentheorien wahrnehmbar ist. Aber es stehen sich nicht ein unterdrücktes Kollektiv und eine politische Klasse, die diese Unterdrückung vornimmt, in der Weise gegenüber, daß man die unterdrückte Schicht notwendig verrät, wenn man mit der politischen Klasse zusammenarbeitet; es ist im Gegenteil eine Reifeprüfung der nach dem Krieg geborenen Generation, ob sie ihre Aufgabe erkennt, die Ver-

antwortung für das Schicksal der Massen durch Beteiligung an der Politik zu übernehmen. Die Vorstellung, daß es darauf ankäme, von unten her »die Macht« zu unterminieren, diese Vorstellung, die sich in dem Ideal vom herrschaftsfreien Diskurs und dem Bild einer »Zivilen Gesellschaft« fortsetzt, erweist sich als verspätet pubertär und muß ersetzt werden durch die Bereitschaft, einen formlos gewordenen Staat selbst darzustellen und durch ein faßliches Bild vom Allgemeinwohl zu konturieren. Der Kollaboration schuldig machen kann sich unsere Generation nur dadurch, daß sie sich aus der ihr jetzt zuwachsenden Verantwortung herausstiehlt und ihre Privilegien gegenüber den »Verdammten dieser Erde« jetzt mit ästhetischem Kennertum genießt und um des erotischen Kitzels willen geistig die Blumen des Bösen pflückt. Der Antagonismus zwischen den Ausgebeuteten und den Genießenden ist zwar keineswegs aufgehoben; die beiden Lager stehen sich aber nicht so einfach gegliedert gegenüber, wie wir einmal angenommen haben. Die demokratische Struktur der westlichen Gesellschaft erlaubt sehr wohl, sich auf die Seite der Macht zu stellen und dennoch die Interessen der Arbeitenden und Arbeitslosen zu vertreten.

3. Die Verteufelung

Wie *böse* Kollaboration ist, zeigt schon die Geschichte des Wortes: Nach seinem Wortsinne bedeutet es ja nichts weiter als Zusammenarbeit – »Kooperation« könnte man sagen und hätte der Sache damit eine positive Wendung gegeben. Tatsächlich ist das Wort eine Schöpfung der Propaganda für die Verständigung zwischen Hitler und Marschall Pétain. Aber es konnte sich – nach der Natur der Sache – nicht als affirmativer Ausdruck bewähren. Kollaboration ist per definitionem böse, genau wie Verrat, denn sonst würde man statt dessen Staatstreue, Patriotismus, Loyalität sagen. Wenn Kollaboration nicht böse ist, gibt es Gut und Böse überhaupt nicht.

In der christlichen Kultur wird der Archetyp des Bösen in der Gestalt von Judas Ischariot gezeigt – und was war Judas? Kollaborateur. Heute läuft ein Film in den Kinos, der uns das Bild einer modernen Version des »Mephisto« zu geben versucht, und was hat man dem jungen Mann vorzuwerfen? Kollaboration. Kollaboration wird als so abgründig empfunden, daß sie schon immer geeignet schien, das Teufelspaktmotiv auszufüllen. »Den ernährt der Teufel von hinten«, sagte man früher von Menschen, die aus den trüben Quellen des Spitzeltums lebten. Wenn heute nach dem moralischen Tiefpunkt getaucht und dabei die Kollaboration hervorgeholt wird, hat die deutsche Kultur wieder *ihr* Thema

gefunden, ihr Leitmotiv klingt wieder an: der Teufelspakt. Dieses Motiv, das es ja woanders auch gibt, spielt für den deutschen Geist eine hervorgehobene Rolle. Unser nationales Ober-Drama, der Faust, ist durch die Behandlung dieses Motivs in seine prominente Stellung gelangt (und Goethe hat durch seine Biographie die Verbindung zwischen Fausts Sünde und der Kollaboration hergestellt). Als Carl Maria von Weber eine »deutsche Oper« schaffen wollte, eine solche also, die nicht nur deutschsprachig ist, sondern »das Deutsche« darstellt, verfiel er nicht zufällig auf das Teufelspaktmotiv, den »Freischütz«. Sich »Jenseits von Gut und Böse« zu stellen, wurde hundert Jahre später denn auch in Deutschland offizielle Ideologie, und als Thomas Mann in der Emigration, in seinem Haus am Pazifik, am Ende des Krieges, die Motive des Deutschen in einem Roman gebündelt hat, da lag für ihn das Teufelspaktmotiv wieder auf dem Weg, und er hat es im *Doktor Faustus* zur Charakterisierung des deutschen Schicksals benutzt. Wenn wir jetzt mit der Kollaboration flirten, ist das die Form, die unsere Generation diesem Thema gibt; das deutsche Leitmotiv klingt wieder an. Nicht, daß andere Völker nicht auch Sünden begehen, aber die ideologisch vorbereitete Sünde, oder besser: das ideologische Vorbereiten der Sünde, mehr als diese selbst, ist dem Deutschen ein besonderer Kitzel, ein beinahe erotischer Genuß. »Hinter die Schule laufen« nennt Thomas Mann das.

Wie jede Verteufelung, so wirkt sich auch die überscharfe Kollaborationsächtung unfriedlich aus – womit wir uns im letzten Abschnitt noch befassen werden. Ein Beispiel in Riesendimension bietet die Gestalt des Judas. Er, der Kollaborateur par excellence, der *unseren Herrn* verraten hat, wurde mit dem Teufel gleichgesetzt; er wurde – in Verbindung mit seinem Namen – andererseits als der Jude schlechthin angesehen, und die Vorstellung, daß die Juden des Teufels seien, kommt aus dieser Quelle. (Damit einher ging ja die große historische Lüge, daß Jesus nicht von den Römern, sondern von den Juden umgebracht wurde – diese Lüge der ersten Evangelisten, die ihnen nötig schien, um dem Christentum einen Platz in der antiken Welt zu verschaffen – wiederum ein Kollaborationsakt.) Bedenkt man, daß die Gleichsetzung eines Kollaborateurs mit dem Teufel den Antisemitismus im Gefolge gehabt hat, dann wünschte man der Geschichte, die christliche Kultur hätte es in Sachen Kollaboration nicht so genau genommen und sie nicht zur Sünde schlechthin hochstilisiert.

4. Die Entschuldigung

Haben wir gesehen, daß die Kollaboration als generell böse aufgefaßt wird, so müssen wir uns damit befassen, daß sie im Einzelfall entschuld-

bar sein kann. Der Versuch, solche Einzelfälle zu generalisieren und Normen zu finden, die geeignet sind, gültige Abgrenzungskriterien zu liefern, ist uralt und kein spezielles Problem der Kollaborationsthematik. Die Frage, ob man Zugeständnisse machen kann an die Macht, die man für böse hält, wenn man sich in Not befindet, wenn es um das Wohl der Kinder geht usw. – diese Frage fällt unter das allgemeine in Ethik und Strafrecht behandelte Problem, unter welchen Voraussetzungen die Verletzung einer Norm ausnahmsweise, »notfalls«, zulässig ist. Seit der Antike erörtert man das Problem an dem Beispiel des Kampfes zweier Schiffbrüchiger um eine Bootsplanke – das Brett des Caneades; man kann diese Erwägungen auf die Kollaboration in Notlagen übertragen. Man hat in der alten Frage die Grundregel gefunden, daß man nicht gerechtfertigt, aber entschuldigt ist, wenn einem das Hemd näher ist als der Rock; auch darf man um höherwertiger (materieller oder ideeller) Güter willen weniger wertvolle Güter verletzen; aber ob dem so ist, erweist sich nur am Einzelfall und muß weitgehend dem Ermessen des Betrachters überlassen werden. Immer wird es als ethisch und rechtlich unerlaubt angesehen, ein Menschenleben zu vernichten um eines Vorteils willen, der nicht seinerseits in der Rettung eines solchen Lebens besteht; aber im einzelnen sind die Abwägungen meistens viel schwieriger vorzunehmen. Wenden wir die Regel auf Goethes Verhalten an: Zwar hat sein Verhalten ein Menschenleben gekostet – aber er sah sich sicherlich insofern als entschuldigt an, als man ihn andernfalls aus dem Amt gesetzt und ein anderer den Akt vollzogen hätte. Mit diesem Problem war ja die Justiz nach 1945 – soweit sie sich überhaupt mit Nazi-Verbrechen befaßte – beschäftigt: In den komplizierten Abwägungen hat sich so mancher Angeklagter damit herausgeredet, daß sein Widerstand gegenüber den von ihm erwarteten Handlungen nur provoziert hätte, daß ein anderer, Schlimmerer, an seine Stelle getreten wäre.[3]

Neben den moraltheoretischen und rechtlichen Erwägungen zum Notrecht gibt es natürlich gegenüber der Kollaboration, wie gegenüber menschlicher Schwäche überhaupt, die Haltung des »Nihil humanum mihi alienum« (oder des »*Mein* ist die Rache, spricht der Herr«), die verbietet, über andere zu richten, die ihre eigene Haut gerettet haben. Andrzej Szczypiorski läßt in seinem Roman *Eine Messe für die Stadt Arras* den Erzähler, der mittels Kollaboration der Lebensgefahr entgeht, so sprechen:

»Das sind meine Beine, dachte ich, meine Füße, Knie, Schienbein, Lenden. Sie bewegen sich rhythmisch; denn ich will es so, obwohl ich es nicht einmal ausdrücklich befehle. Sie selber wissen, was sie zu tun haben. Wie wundervoll kompliziert ist doch das Leben, vor allem aber der lebendige Körper eines Menschen! Ein Verräter ist, wer den eigenen Leib den

Flammen ausliefert ... Meine guten Beine, dachte ich, meine geliebten Arme, Handflächen, Eingeweide. Wie könnte ich es wagen, euch dem Verderben, dem Untergang preiszugeben! Ich bin euer Herr und euer Diener, Freund und Liebhaber, Wohltäter und Tyrann. Haltet zu mir, und gemeinsam werden wir alle Schicksalsschläge durchstehen! Nichts ist wichtiger als dieses Durchstehen.«

5. Das Doppelgesicht

Die beiden Positionen: daß Kollaboration des Teufels und daß sie eine verbreitete und – angesichts der Schwäche des Menschen – verzeihliche Sünde ist, lassen sich noch halbwegs miteinander verbinden. Mit ihnen unvereinbar ist die Auffassung, daß es Gut und Böse nicht gebe, und diese Auffassung hat in der Philosophie einen guten Stand. Sie wird am reinsten von Spinoza verkörpert.[4] Wenn man die Willensfreiheit leugnet, wenn man an die vom menschlichen Entschluß nicht durchbrochene Geltung des Kausalgesetzes glaubt und den Menschen als nicht vom Sittengesetz, sondern von Trieben regiert auffaßt, ist diese Haltung konsequent und die einzige, die sich wirklich mit dem modernen naturwissenschaftlichen Weltbild verträgt.[5] Trotzdem ist sie praktisch sehr selten. Auch hartgesottene Zyniker und Wertnihilisten haben keine Hemmungen, ihre Mitmenschen verantwortlich zu machen und zu richten. Ihnen gegenüber tut sich Heiner Müller hervor. Sein Nihilismus bewährt sich an der Kollaborationsfrage: Er urteilt in dieser Frage nicht – und will auch nicht beurteilt werden –, weil er konsequent zu seiner Auffassung steht, ethische Normen seien für ihn ungültig. Das DDR-Elend einschließlich Spitzelapparat, Mauer und Zensur sei für ihn, den Dramatiker, nichts als ein wunderbar anregendes ästhetisches Material gewesen.

Solche Konsequenz ist selten. Wir anderen neigen dazu, zwischen zwei Einstellungen zu schwanken: Wir können uns anhand unserer Einsicht in die Unterworfenheit alles Geschehens unter Kausalgesetze, anhand der Einsicht der Unterworfenheit des Menschen unter seinen Lebenswillen, unter seine strukturelle Selbstsucht ohne weiteres in eine Haltung begeben, die nicht verurteilen kann, weil die Betrachtungsweise mit der Idee der Schuld unvereinbar ist. Diese Haltung kann nicht anders als permissiv sein. Wir können dieses Weltbild aber auch verlassen, uns wie eine Ente schütteln und sagen: Und dennoch! Wir können blitzschnell zurückkehren zu der Sicht, die verantwortlich macht und zu Schuldsprüchen kommt – und wir tun das auch, ob wir wollen oder nicht. Diese Sichtweise gehört genauso in unsere anthropologische Grundausstattung wie der Lebenswille. Ohne sie würden wir einen so maßgeblichen Baustein unserer Weltkonstruktion aufgeben, daß wir jede Orientierung verlören. Ohne die Voraussetzung von Freiheit könnten wir weder mit uns

selbst noch mit anderen umgehen – wenn sie ein Irrtum ist, so ist sie doch ein ebenso kategorialer Irrtum wie der über Zeit, Raum, Kausalität – die Strukturen, die wir als objektiv gegeben auffassen, obwohl die Philosophie uns schon lange darüber aufgeklärt hat, daß es sich lediglich um die Raster handelt, nach denen unser Gehirn die Wirklichkeit faßbar macht.

So sind wir zwischen zwei Denkhaltungen hin- und hergerissen, so verfolgen wir seit Jahrhunderten ihren theoretischen Streit miteinander, und so stellen wir fest, daß ihre Trennlinie durch unser eigenes Bewußtsein hindurchläuft und unsere Auffassung manchmal in Sekundenschnelle von der einen auf die andere Seite wandert, wieder zurückkehrt usw. – und wir quälen uns dabei.

Wir quälen uns, weil wir meinen, in der einen oder anderen Richtung Partei ergreifen zu müssen. Es scheint uns durch das Gesetz vom Ausschluß der Gegensätze geboten, als kluger und geistig konsistenter Mensch auf der einen oder anderen Seite dieser beiden Hemisphären Wohnsitz zu nehmen, sie als unser Terrain anzusehen und die gegenüberliegende Seite als das feindliche Lager zu betrachten. Haben wir aber die Größe der beiden Hemisphären erfaßt, so haben wir auch begriffen, daß eine Entscheidung unmöglich ist, daß nur beide Seiten zusammen das Ganze ergeben. Wenn wir uns damit abgefunden haben, daß es in dieser wie in anderen wichtigen Fragen immer zwei gleichberechtigte Antworten gibt, die eine, die aus dem Reich kommt, in dem Subjektivität und Willensfreiheit anerkannt sind und die Perspektive des Handelnden eingenommen wird, und die andere, die aus dem Reich der Notwendigkeit kommt und alles Geschehen Gesetzen unterwirft[6] – wenn wir den Dimorphismus aller prinzipiellen Einsicht zur Kenntnis genommen haben, kommen wir aus den quälenden Widersprüchlichkeiten, zu denen die Fragestellung sonst zwingt, heraus.

Den beiden hier unterschiedenen Hemisphären hat Schiller Einstellungen zugeordnet und sie in zwei Charaktere aufgeteilt, zwei Typen des menschlichen »Genies«, und Wert auf ihre Gleichberechtigung gelegt. Er unterschied zwischen dem »naiven« und dem »sentimentalischen« Genie und benutzte für diese beiden Charaktere auch die Begriffe des »Realisten« und des »Idealisten«. Wenn wir zwischen den zum Märtyrertum und den zur Kollaboration neigenden Menschen polarisieren, können wir sie unter der Schillerschen Begrifflichkeit fassen und die Stärken und Schwächen beider Positionen erkennen. Bei dem »Realisten« stellte Schiller fest:

»In Rücksicht auf das Theoretische ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugnis der Sinne, in Rücksicht auf das Praktische eine resignierte Unterwerfung unter die Notwendigkeit der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und was sein muß.«

Den Idealisten schilderte Schiller so:

»Ein unruhiger Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im Praktischen ein moralischer Rigorismus, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen bestehet ... Das sentimentalische Genie ... ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben und sich nicht bloß, was es darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Möglichkeit zu erheben – oder zu *idealisieren*, sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen oder zu *schwärmen*. Dieser Fehler der *Überspannung* ist ebenso in der spezifischen Eigentümlichkeit seines Verfahrens, wie der entgegengesetzte der *Schlaffheit* in der eigentümlichen Handlungsweise des Naiven gegründet.«

Auch Dietrich Bonhoeffer, der ja bekanntlich kein Kollaborateur, sondern im Gegenteil ein Märtyrer war, konnte sehr wohl beide Seiten, diejenige, die zum Widerstand, und diejenige, die zur Kollaboration neigt, gleichberechtigt nebeneinander würdigen und in ihrer jeweiligen Schwäche erfassen. Er nannte sie »Radikalismus« und »Kompromiß«, wobei er darauf Wert legte, daß auch der Kompromiß eine extreme Lösung ist. Beide Haltungen betrachtet Bonhoeffer in ihrer Steigerung als »Formen des Hasses«:

»Der Radikalismus haßt die Zeit, der Kompromiß haßt die Ewigkeit; der Radikalismus haßt die Geduld, der Kompromiß haßt die Entscheidung; der Radikalismus haßt die Klugheit, der Kompromiß haßt die Einfalt; der Radikalismus haßt das Maß, der Kompromiß haßt das Unermeßliche; der Radikalismus haßt das Wirkliche, der Kompromiß haßt das Wort.«[7]

6. Die Rechtfertigung

In den beiden vorigen Abschnitten haben wir uns an einer gewissen Aufweichung der Moral beteiligt. Permissivität gegenüber Kollaboration kann allerdings auch einen ganz anderen Grund haben: Es muß sich gar nicht um Moralaufweichung handeln, sondern es kann die Ersetzung einer partikularen, Volk gegen Oberschicht absetzenden Moral durch eine universalistische Moral die Ursache sein. Unsere Generation befindet sich in dem Wechsel von zwei Zielsetzungen: Ganz leise und fast unbemerkt vollzieht sich die Ablösung der Zielsetzung, die Klassenherrschaft aufzuheben, durch die Zielsetzung, alle Mächte der Welt einer gemeinsamen Zentrale zu unterwerfen.[8] Man findet dieses Ziel ganz nebenbei, als sei es schon eine Selbstverständlichkeit, an vielen Orten erwähnt – offenbar ist man sich darüber weitgehend einig; dabei hat dieser Wechsel doch die allergrößte Tragweite und bedarf der ausführlichen Diskussion – denn wie wir schon an unserem Thema sehen werden, hat die Umorientierung die weitreichendsten Konsequenzen.

Wenn man die Vorstellung annimmt, daß es idealerweise nur eine

Machtzentrale gibt (ich spreche jetzt von dem einzig wichtigen Bestandteil der Macht: der souveränen Verfügung über militärische Kräfte), gibt man gleichzeitig die Vorstellung auf, daß man partikulare Einzelmächte zugunsten einer höheren Macht verraten könnte. Als die ideale Menschheitsentwicklung muß einem dann erscheinen, daß die weltweit diversifizierte Macht von überall her bei der UNO abgegeben wird, und Kollaboration mit dieser Weltpolizei ist dann die Unterstützung der guten Sache. Es zeigt sich tatsächlich, daß in der historischen Phase der national begrenzten Ausbildung des Gewaltmonopols (zunächst in London und Paris) ein Ideengebäude sich als förderlich erwiesen hat, das der Kollaborationsächtung ausdrücklich eine Absage erteilt. Es war das Ideengebäude von Hobbes, das den Prozeß sehr gefördert hat, und es zeigt sich, daß das pathetische Ende des großen *Leviathan*, in dem Hobbes seine Ambitionen zusammenfaßt, in dem Aufruf besteht, die Kollaboration (die bei ihm »contribution to the conquerer« heißt) als gerecht und richtig anzusehen.

Hobbes wußte, daß es bei seiner Forderung, die Macht zu bündeln und einer Zentrale zuzuweisen, darauf ankam, keine Rücksicht auf die Frage der Legitimität der Herrschaft zu nehmen. Er hatte keine Schwierigkeiten, seine Forderung nach einem unangefochtenen Staatsmonopol einmal auf den König, im anderen Fall auf Oliver Cromwell zu beziehen. Sein Hintergrund war der englische Bürgerkrieg, in dem die Herrschaft mit dem Kriegsglück umherschwappte – ein Zustand, der sich nur beenden ließ, wenn die Macht in einer Hand zusammengefaßt war. Hobbes betrachtete es als seine historische Aufgabe, ein Konzept zu schaffen, in dem die Menschen von dem mittelalterlichen Loyalitätsdenken befreit sind und sich von den partikularen Treuebeziehungen lösen; ein Konzept, nach dem die Unterstützung des neuen, zentralen Herrschers nicht Kollaboration, sondern der um des Friedens willen notwendige Gehorsam war. Hobbes war keineswegs ein zynischer Machiavelli, sondern wollte den Prozeß der Befriedung beschleunigen dadurch, daß er die Unterwerfung unter den jeweiligen Sieger als rechtmäßig und moralisch einwandfrei erklärte. Er stellte fest, daß die Bürgerkriege die Menschen weder ausreichend gelehrt haben, zu welchem Zeitpunkt ein Bürger dem Eroberer verpflichtet ist, noch was Eroberung überhaupt ist, noch wie es kommt, daß sie die Menschen verpflichtet, ihren Geboten zu gehorchen.

Nach Hobbes' neuer Morallehre tritt diese Verpflichtung in dem Moment ein, wo der Untertan sich dem Eroberer – ausdrücklich oder durch andere Zeichen – unterwirft. Wann aber kann er das tun, ohne daß darin ein Verrat liegt an seinem früheren Herrn? Er kann die Unterwerfung erklären, wenn dieser in die Macht des Feindes geraten ist, denn von

diesem Zeitpunkt an genießt er nicht mehr den Schutz seines früheren Souveräns, sondern wird von der feindlichen Partei in Schutz genommen – im Austausch gegen seine »contribution«. »Seeing therefore such contribution is everywhere, as a thing inevitable, notwithstanding it be an assistance to the enemy, esteemed lawful.« Der Gedanke ist: Wenn ich in einem Staate lebe und den Schutz genieße, den er mir bietet, so habe ich damit quasi-kontraktuell meine Unterwerfung unter seine Hoheit erklärt und bin ihm meine volle Loyalität schuldig. Hobbes unterscheidet zwischen der gewaltsamen Eroberung (victory) als solcher und der daran anschließenden Unterwerfung (conquest):

»He that is taken, and put into prison, or chains, is not conquered, though overcome; for he is still an enemy, and may save himself if he can: but he that upon promise of obedience, hath his life and liberty allowed him, is then conquered, and a subject; and not before. The Romans used to say, that their general had *pacified* such a *province*, that is to say, in English, *conquered* it; and that the country was *pacified* by victory, when the people of it had promised *imperata facere*, that is, *to do what the Roman people commanded them*: this was to be conquered. But this promise may be either express, or tacit: express, by promise: tacit by other signs.«

Man kann Hobbes' *Leviathan* als den Versuch verstehen, England dadurch zu pazifizieren, daß er die Menschen von der Befürchtung befreit, sie könnten sich der Kollaboration schuldig machen. An die Stelle des feudalistischen Treuedenkens sollte eine moderne, universalistische Moral treten. Hobbes rät den Regierungen deshalb, den Untertanen keine Anerkennung des legitimen Hergangs ihrer Etablierung abzuverlangen. Er mahnt, daß eine der allerwirksamsten Ursachen für den Tod jedes Staates die sei, daß die Eroberer von den Menschen nicht nur eine Unterwerfung für die Zukunft, sondern auch eine nachträgliche Billigung ihrer vergangenen Handlungen verlangen. Es gebe nämlich kaum eine politische Macht in der Welt, deren Anfänge vor dem Gewissen gerechtfertigt werden können.

Dieser Satz macht deutlich, daß Hobbes keineswegs als Apologet irgendeiner Macht, sondern als Vertreter des Friedens auftrat.

Haben wir uns zunächst damit befaßt, warum Kollaboration böse ist, dann damit, ob sie entschuldigt werden kann, und dann damit, ob es Gut und Böse überhaupt gibt, so finden wir bei Hobbes ein Konzept, in dem Kollaboration das moralisch Gebotene ist. In diesem Konzept gibt es Gut und Böse sehr wohl, sie schlagen sich in erster Linie als Frieden und Krieg nieder; Kollaboration dient dem Frieden und ist insofern *gut*.

Für solche Überlegungen kann man wieder mit Verständnis rechnen bei denen, die eine Weltpolizei für erstrebenswert halten. Die Neuorientierung in diese Richtung hat ja schon einen wesentlichen Bestandteil des linken Bewußtseins weggerissen: den bedingungslosen Pazifismus. Sie

hat im Golfkrieg eine geistige Spaltung bewirkt und Schmerzen ausgelöst, die wir noch nicht verwunden und deren Ursachen wir noch nicht ausreichend reflektiert haben. Die neue Zielvorstellung führt zu der »Umwertung aller Werte«. Vielleicht wird man eines Tages den Öl-Krieg der USA tatsächlich als felix culpa betrachten, als unmoralischen Auslöser eines moralischen Prozesses – entsprechend Hobbes' Mahnung, die zentrale Gewalt nicht nach der Legitimität ihrer Entstehung zu fragen. Unter der Leitung von Hobbes' Botschaft kann man sich sagen: Ich bin kein moralischer Nihilist, im Gegenteil, aber um der Moral, nämlich des Weltfriedens willen stelle ich die Moralität der Herrschaftsgewinnung mal hintan und sehe zu, welche Kraft im globalen Kräftemessen sich durchsetzt. Dieser Kraft will ich zudienen – und wenn ich mich umsehe, stelle ich fest, daß es die von den USA (zu Recht oder Unrecht) dominierte UNO-Zentrale in New York ist.

Eine solche Haltung, noch national begrenzt, ist bewußt sowohl von Menschen im Dritten Reich als auch von DDR-Bürgern eingenommen worden, die nicht aus Schlechtigkeit das Regime unterstützt haben, dessen mangelnde moralische Legitimation sie genau kannten, sondern aus der Überzeugung, daß es für das gesellschaftliche Gedeihen notwendig und hilfreich ist, den Staat zu unterstützen, und sei er vom Teufel regiert. Man sah als Alternative anarchischen Zerfall mit Bürgerkriegstendenz, wie es ja viele noch Anfang der dreißiger Jahre erlebt hatten, als die Männer sich nicht mehr trauten, als einzelne morgens zur Arbeit zu gehen, sondern sich je nach Parteizugehörigkeit in Haufen zusammenrotteten. Man hat in unseren Tagen von Flüchtlingen aus Beirut den Wunsch gehört: Woher sie auch komme – *eine* Autorität möge sich endlich durchsetzen, und ihr soll Gehorsam geleistet werden. In diesen alle traditionelle Bindung verleugnenden, bewußtseinsverändernden Prozeß müssen auch die israelisch überlagerten Araber eintreten, wenn sich der Frieden in Israel durchsetzen soll. Die Kollaborationsächtung ist dabei bisher eines der großen Hindernisse. Sie hat in historischen Situationen, in denen das Bedürfnis nach Frieden übermächtig ist, keinen Platz, der Begriff ist unangebracht und muß durch »Gehorsam« ersetzt werden.

Diese Ambivalenz spiegelt sich in der Staatslehre darin wider, daß zwei sich ausschließende Konzepte nebeneinander als *naturrechtlich* begründet geduldet werden: einmal die Forderung, daß der Staat sich an ethische Universalien wie Freiheit, Gleichheit, Menschenwürde zu halten habe und in seiner Gewalt durch diese Ideen eingeschränkt sei, zum anderen aber die Forderung, daß überhaupt ein Staat vorhanden sei und daß dieser Staat die *absolute* Herrschaft innehabe. Historisch hat sich gezeigt, daß das zweite Konzept dem ersten vorangeht; daß zunächst die Prozesse der Monopolisierung der Gewalt abgeschlossen sein müssen, daß sich

zunächst eine unangefochtene Zentrale herausgebildet haben muß, bevor das erste Konzept überhaupt greifen kann. Soweit die Befriedung einer Bürgerkriegssituation das erste Gebot ist, ist bedingungslose Unterwerfung wünschenswert, und für den moralischen Luxus der Kollaborationsverachtung ist kein Raum.

Die Vision der Auflösung aller partikularen Treueverhältnisse löst Angst aus. Wenn wir uns aus lauter Einsicht in die Notwendigkeit der Unterwerfung unter die Weltzentrale unserer gegen Herrschaft gerichteten moralischen Impulse begeben, nähern wir uns in bedenklicher Weise *Brave New World*: die Integration in Kollektive, die kleiner sind als die Weltgesellschaft, wird aufgegeben, einsam schweift das Auge von Big Brother um den Globus. In dieser Vision wird die Gefahr deutlich, daß wir mit einer solchen neuen Moral den Fehler der deutschen Einigung im vorigen Jahrhundert wiederholen: daß die Freiheit der Einigkeit geopfert wird.

Handelt es sich vielleicht um eine Versuchung des Teufels? – will man uns mit solcher Perspektive zunächst den Pazifismus und dann den Rest der Moral abknöpfen?

Anmerkungen

1 Der Totalitarismus – eben weil er »total« ist – fällt aus der Betrachtung heraus. Es ist nicht sinnvoll, im Nationalsozialismus von Kollaboration zu sprechen, da es sich bei diesem – nach der Abgrenzung von Hannah Arendt – nicht etwa um eine Diktatur, sondern um den gebündelten Willen der Massen gehandelt hat.

2 Ganz in diesem Sinne sagte Gerhard Paul in der *Zeit* (10. 9. 1993) über die Denunziation, sie gefährde die Funktionstüchtigkeit von Institutionen, begünstige Mißtrauen und führe zu paranoiden Sicherheitsbedürfnissen. Sie forciere die Entsolidarisierung der bundesdeutschen Gesellschaft.

3 In der Rechtslehre findet das Argument allerdings keine Anerkennung.

4 Was Flaubert dazu verleitete, Spinoza in der *Versuchung des Heiligen Antonius* als Teufel auftreten zu lassen.

5 Tatsächlich sind diese prinzipiellen philosophischen Fragen, wenn sie dichterisch behandelt wurden (von Klopstock bis Walter Jens), immer wieder am Beispiel des Kollaborateurs Nr. 1, Judas Ischariot, erörtert worden. Man nannte Judas auch den »notwendigen Menschen« (Günter Blöcker, 1952).

6 Kierkegaard setzt in dieser Weise »Existenz« gegen »System«, Habermas »Handlungsorientierung« gegen »Handlungsfolgen«; vgl. Sibylle Tönnies, *Der Dimorphismus der Wahrheit*, Opladen 1992, 7. Kap.

7 Dietrich Bonhoeffer, *Lesebuch*, 2. Aufl. München 1987, S. 80.

8 Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, daß man sich bereits in den letzten 15 Jahren vom Klassenkampf, der die Macht in den Händen der Arbeiterschaft bündeln sollte, auf das Ziel der Dezentralisierung der Macht (Zivile Gesellschaft) umgestellt hatte; um so dramatischer ist jetzt der Wechsel zu der Orientierung auf die Weltpolizei hin.

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Herausgegeben
für die Friedrich-Ebert-Stiftung
Chefredakteur: Peter Glotz

Thema 1/94:
Wieviel Erinnerung kann sich eine Gesellschaft erlauben?

Zygmunt Bauman
Das Jahrhundert der Lager

Friedrich Schorlemmer
Versöhnung heißt nicht:
»Schwamm drüber«

Dick Howard
Die Revolution von 1989
aus heutiger Perspektive

Adam Michnik
Im Namen der Vergebung

Die NG/FH erscheint monatlich.
Einzelheft DM 14,80/ÖS 116,–/SFr 15,80,
Jahresabo DM 99,–/ÖS 780,–/SFr 100,80
frei Haus.
Abonnements und ältere Probehefte bei:
Redaktion DIE NEUE GESELLSCHAFT/
FRANKFURTER HEFTE
Godesberger Allee 139, 53175 Bonn

Joachim
Fest

Die schwierige Freiheit

Über die offene Flanke der offenen Gesellschaft

Siedler

Joachim Fest hat vor zwei Jahren die Debatte über das Ende der Utopien mit seinem Essay »Der zerstörte Traum« eröffnet. Sein neuer Band führt den Gedankengang fort. Indem die Revolutionen die Fesseln des Totalitarismus abwarfen, setzten sie die selbstzerstörerischen Kräfte aller Demokratien frei. Das ist die offene Flanke der offenen Gesellschaft.

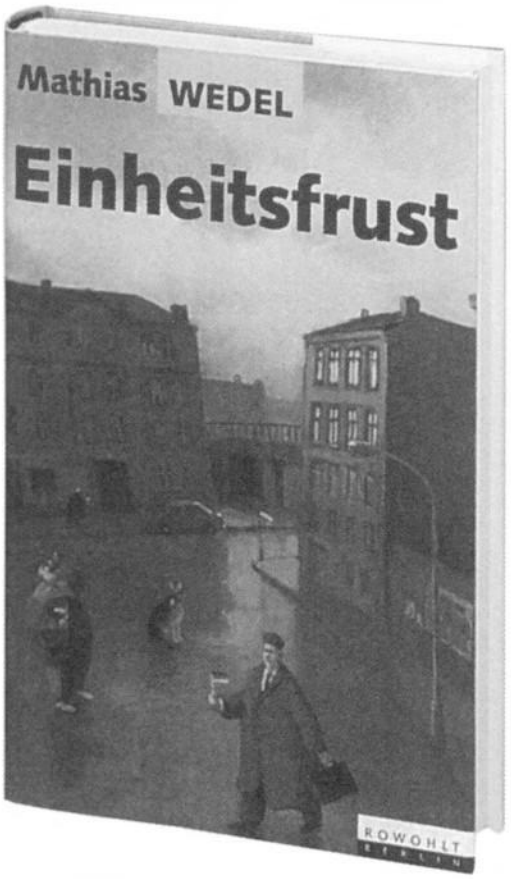
128 Seiten,
Leinen,
DM 29,80

Siedler

VENUS & KLEIN BERLIN

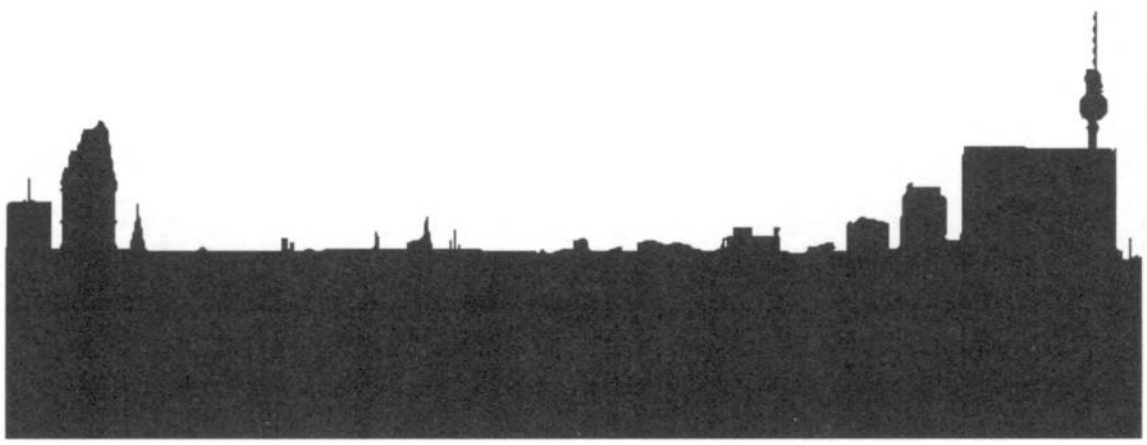
ROWOHLT
BERLIN

Vor Ossis wird gewarnt



Noch hält er sich zurück, der Neu-Bürger aus dem Osten. Aber was geschieht, wenn dieser Menschen - schlag, Typ Mitläufer, sich daran macht, das vereinte Vaterland nach eigenem Muster umzumodeln? Eine frühzeitige Warnung des Ostberliner Autors Mathias Wedel vor der drohenden Ossifizierung der Bundesrepublik.

160 Seiten.
Gebunden.
DM 26,-/öS 203,-/sFr 27,-



Irene Böhme
Mit den Waffen der Frau

Seit ich über »Frauen und Kollaboration« nachdenke, schlafe ich unruhig, träume ich schlecht, Kinder werden sexuell mißbraucht, Frauen angekettet, Kellertüren verriegelt, meine kleine Schwester wird von johlenden Männern in eine Art Sturmlokal gezerrt. Ich träume, ich muß diese aus den Fugen geratene Zeit wieder einrichten. Erwachend bemerke ich, daß mir das nicht gelang. Im Wachsein bleibe ich ebenso paralysiert wie im Traum. Ich bin nicht logisch, nicht zivilisiert, nicht emanzipiert, nicht selbstbewußt, denn Angst lähmt mein Denken. Von Handeln kann überhaupt keine Rede sein. Beim Stichwort Kollaboration komme ich einzig und immer wieder auf Krieg. Der Krieg rückt mir zuleibe. Er nähert sich mir aus Europas Süden und aus den großen Städten. Ich ahne, bald hat er meine Straße erreicht, bald tritt er über meine Schwelle, und dann ist es vorbei mit den Betroffenheitsplaudereien vor Fernsehschirmen. Ich werde das Weiße im Auge meines Feindes sehen. Plötzlich sage ich laut: »Leiden oder triumphieren / Amboß oder Hammer sein«. Diese Zeilen stammen aus einem martialischen Gedicht, das ich in der Schule lernte. Ich wähnte es vergessen. In Erwartung des noch unbekannten Feindes rüste ich mich aus meinem Erfahrungsarsenal geistig auf.

Der erste Feind, mit dem ich hätte Kollaboration treiben können, war der Amerikaner. Ich weinte, als ich unsere Straße zu seinem Empfang mit Bettlaken beflaggt sah. Ich weinte, als in ein Fenster im Nebenhaus kartätscht wurde, nur weil sich dort eine Gardine bewegte. Opa Linke war sofort tot. Ich lachte, als es uns gelang, *Sweet Chocolate* und *Chewing Gum* aus Jeeps zu klauen. Ich maulte, als uns verboten wurde, die goldverpackten Luftballons aufzublasen, die wir zu Hunderten aus einem Sanitätswagen erobert hatten. Sie schwebten weiß im schummrigen Juniabendhimmel unserer stillen Straße und entsetzten die Mütter. Der Anblick von Präservativen war ihnen wohl fremd geworden. Zur Sperrstunde, wenn man nicht einmal mehr den Kopf aus dem Fenster stecken durfte, rollte ein Jeep vor Haus Nummer fünf. Ein schicker Kerl mit

weißem Helm, weißem Koppel, weißen Handschuhen, überaus sauber, adrett und gut genährt verschwand in der schnell geöffneten Tür. Talaskas Helga ist ein Amiflittchen geworden, sagten die Frauen. Vor dem versammelten Gemeinderat behauptete der alliierte Stadtkommandant, deutsche Frauen hätten keine Ehre, sie verführten seine GI's, täten alles für ein paar Zigaretten. Unser neuer Bürgermeister stand aufrecht: »Sie und Ihre Leute haben überhaupt noch keine deutsche Frau kennengelernt, Mister Colonel.« Der hat es denen aber gegeben. Man erzählte es einander verschmitzt lächelnd. Bevor wir mit dem Feind warm wurden, packte er Patente, Kunstgegenstände, Wissenschaftler und Herren aus den Führungsetagen der Wirtschaft auf Lastwagen und verschwand wieder gen Westen.

Der nächste Feind war anhänglicher. Er blieb mir 44 Jahre erhalten und mauserte sich derweilen mehrmals. Unsere Straße begrüßte ihn mit Nazifahnen, von denen fix der weiße Kreis mit dem schwarzen Hakenkreuz abgetrennt worden war. Die roten Fahnen mit dem dunkleren Rund in der Mitte trieben mich zu Haßtränen. Ich lief in den Garten, wollte Vaters Pistole ausgraben. Doch meine Mutter hatte den Fotoapparat und die Mauser vor Wochen zur amerikanischen Abgabestelle getragen. Als sie mich graben sah, schickte sie mich zur Waschküche, das Bunte durch die Wringmaschine drehen. Damit begann das normale Leben im Schatten der Sieger.

Der siegreiche Löwe tötet die Brut seines Rivalen und schwängert die Löwin. Da sei ein Unterschied zwischen Tier und Mensch, sagt man. Jedoch nicht in Kroatien, Bosnien oder Serbien, scheint es. In Zeiten materieller oder seelischer Not zerbirst die mühsam erarbeitete Schale der Zivilisation. Wie die Glut des Vulkans brechen die ererbten Gene des Animals »Mensch« hervor. Sie schwemmen den Ballast der guten Sitten und Gebräuche hinweg. Körperkraft und Gewalt dominieren. Da haben Frauen schlechte Karten. Trainiert in Judo und Karate sind erst seit kurzem einige junge Mädchen in hochentwickelten Industrieländern. Ob ihnen die Leibesertüchtigung im Ernstfall nützt, wird sich erweisen. Im Regelfall sitzt die Frau mit drei kleinen Kindern am Hals und dem kranken Opa zur Seite vor der Flinte des Eroberers. Vom männlichen Beschützer weit und breit keine Spur. Die Frau muß, wie so oft, die prekäre Situation ganz allein managen. Sie aktiviert ihre altbewährten Waffen: Liebreiz und List. Da die Sieger im eroberten Terrain vorwiegend auf zurückgelassene Frauen und Kinder treffen, haben auch nur Kinder und Frauen Gelegenheit, ihr Überleben durch Kollaboration zu sichern. Der Volksmund sagt: »Gelegenheit macht Diebe.« Oder auch: »Gelegenheit macht Liebe.« Stimmt genau.

In Berlin-Mitte lebt eine alte Frau, sie verkündet heute noch stolz: »Mich hat kein Russe vergewaltigt.« War ein Iwan in Sicht, hat sie den Schlüpfer runtergezogen, den Rock hochgehoben, den Mann rangelassen. Mancher tapfere Krieger ergriff die Flucht. Die alte Dame lacht: »Mir kann keener!« Lieber eine höhere Charge oder ein Muskelpaket als Beschützer ins Bett gelockt, als jede Nacht der alkoholisierten Meute ausgeliefert zu sein. Gnade dir Gott, Frau, solltest du Spaß haben mit dem erwählten Beschützer. Erlaubt ist das Sich-Opfern, nicht das Sich-Verlustieren. Dabei blüht in schlechten Zeiten der Flachs. Wenn es brenzlig zu werden droht oder wenn die Gefahr vorübergezogen ist, dann müssen die Menschen einfach lachen, singen, tanzen und sich umarmen. Nie gab es mehr improvisierte Hof- und Straßenfeste als im Nachkrieg. Nie lockten häufiger das Schifferklavier, die Mundharmonika zum abendlichen Singen. Nie überließen Nachbarinnen einander so bereitwillig die Wohnungsschlüssel, die Kleider, die Geheimnisse. Nie hörte ich meine Mutter so ausgelassen juchzen und klavierspielen wie in jenen Nächten, als Viktor und Nikolai, zwei russische Offiziere, in unserer Wohnstube feierten. »Rosamunde« war der Schlager der Saison. Die Ruskis konnten gar nicht genug davon kriegen. Wir Kinder, die Nachbarn und auch meine piekfeine Großmutter hörten »Rosamunde« nächtelang. Niemand hat Anstoß daran genommen. Niemand aus unserer Familie hat jemals wieder diese Geschehnisse erwähnt. Von jenen lausigen Zeiten wird das Horror-Szenario überliefert. Verschwiegen wird, daß es auch Spaß machte, die überkommenen Regeln zu mißachten, jenseits von Schichten und Klassenschranken miteinander umzugehen, im Chaos die Freiräume auszuloten. So manche Frau hat es genossen, Chef im eigenen Hause zu sein. In unsicheren Zeiten unterscheidet sich das Leben der Geschlechter schärfer voneinander als in sicheren. Die geschlechtsspezifischen Erlebnisse werden weitgehend geheimgehalten. Kunst und Literatur lüften manchmal einen Zipfel, enthüllen eines von den tausenden Geheimnissen. Denn der Heimkehrer erzählt nicht, daß er vergewaltigte, regelmäßig ins Bordell ging, sich mit einem Blitzmädel verlobte. Er spricht auch nicht von seiner Angst. Und die Daheimgebliebene erzählt nicht, daß sie vergewaltigt wurde, monatelang einen feschen Sergeanten beherbergte, einen Flakhelfer aus der Nachbarschaft verführte. Sie spricht auch nicht von ihrer Angst.

In früher Morgenstunde am einsamen Waldsee erschien ein junger Glatzkopf, schwarzgestiefelt, Messer im Schaft, rauchend. Weit und breit kein Mensch. Angst. Ich werde doch wegen ihm meine Gewohnheiten nicht ändern, selbstverständlich schwimme ich meine Strecke. Angst. Ich lege die Sachen ab, verstecke den Autoschlüssel in der linken Bademantelta-

sche. Angst. Ich gehe auf den Skinhead zu, eröffne die Konversation. Er ist erstaunt, beinahe verwirrt, wortkarg. Ich gehe ins Wasser. Er setzt sich neben meine Kleider. Angst. Ich zwinge mich, nicht zum Ufer zu schauen. Als ich zurückkehre, ist er verschwunden. Mein Autoschlüssel steckt noch im Bademantel. Das geschah letzten Sommer.

Gegen die Angst ist kein Kraut gewachsen. Eine weibliche Methode, ihr zu widerstehen, ist, das Mundwerk zu gebrauchen. Sprache und Sprechen als Waffen. Unwichtig, ob das Frauen angeboren oder anerzogen ist, normalerweise sind sie redselig. Diese Fähigkeit macht sie zu Spezialistinnen fürs Krisenmanagement. Sie werden vorgeschickt zum Lehrer wegen des versetzungsgefährdeten Sohnes, zum Hauswirt, eine neue Badewanne zu verlangen, zum Bankangestellten, eine Ratenstundung auszuhandeln. Vorsichtige Ehemänner ließen lieber ihre Frauen Mitglied in der NSDAP werden. Ein Bauer in Holstein sandte seine Frau in die CDU-Versammlungen, denn ihm war das nix. Wissen wollte er jedoch, was dort geschnackt wird. Es ist üblich, Frauen vorzuschicken, ihre lokkere Zunge zu benutzen, um Erkundungen einzuziehen, das feindliche Terrain zu sondieren oder auch Legenden zu verbreiten. Was Wunder, daß die jungen Französinnen animiert wurden, die deutschen Besatzer auszuspähen ... So geschah's nicht nur in Frankreich. So geschieht's noch heute. Gefahr droht, bleibt der Feind nicht abstrakt. Mutiert er zur Person, wandelt er sich bald auch zum Menschen. Hinter dieser Menschwerdung lauert die Verbrüderung.

Der Bolschewist, der erklärte Erzfeind meiner Kindheit, in meiner Jugend eignete er sich die Bruderrolle an. Unser aller großer Bruder, der Kenner des Weges zur lichten Zukunft der sozialistischen Völkerfamilie. Hinter dem Schafspelz sahen wir den Wolf nicht mehr. Er konnte die Zähne blecken, wild heulen, seine Opfer reißen. Wir erkannten ihn nicht. Seine Satrapen konnten Hab und Gut stehlen, Arbeit mit Aluminium-Geld entlohnen, Landsleute schinden. Wir erkannten den Wolf im Schafspelz nicht, warnten dafür vor dem Wolfsgesetz des Kapitalismus. Ein neuer Feind, der Klassenfeind, schuldig an allem, was uns mißlang, wurde installiert. So war die Welt wieder im Lot.

Von hundertsechzig Mark Stütze kann eine Kriegerwitwe mit ihren vier Kindern im Nachkrieg nicht leben. Sie muß Geld verdienen gehen. Hört sie nun, ihre Bestimmung sei, sich in der Fabrik durch Arbeit selbstzuverwirklichen, ist ihr das nur recht. Werden ihr Weiterbildung und Aufstiegschancen in Aussicht gestellt, ihr gleicher Lohn wie den Männern gezahlt, erhält sie Prämien und Medaillen, so steigt ihr Selbstwertgefühl. Sie packt ihr Mutterkreuz in die hinterste Schublade und vergißt ihre einstige Bestimmung zur »Nur-Hausfrau«. Was sich in den

Turbulenzen der letzten Kriegswochen ankündigte, die Ausweitung der Freiräume für Frauen, scheint sich fortzusetzen. Die sowjetische Militäradministration verordnet im August 1946 die Gleichstellung der Frauen, verordnet im Oktober 1947 gleichen Lohn für gleiche Arbeit für Frauen und Jugendliche. An hoffnungsvollen Vorzeichen mangelt es nicht. Um die Gunst der Frauen und Mädchen wird gebuhlt. Wie versierte Heiratsschwindler schmeicheln ihnen die neuen Politiker, versprechen vom Himmel das Blaue. Die Verführung gelingt. Betört von schönen Worten, sind viele bereit zu schweigen und wegzusehen, wenn der Nachbar verhaftet, die Nachbarin eingeschüchtert, der Kollege entlassen wird. Übergangsschwierigkeiten nennt sich das. Viele Frauen und Mädchen werden süchtig nach der Droge kommunistische Utopie. Wunschträume lassen den tristen Alltag leichter ertragen. Kollaboration ist das nicht mehr zu nennen. Man ist dem Feind verfallen. Ihm wird bereitwillig geopfert, auf sein Lob wird demütig gewartet, er verteilt die Ausbeute nach seinem Gusto. Kindergärten, Müttergeld, Haushaltstage, Arbeitszeitverkürzungen für Mütter mit zwei Kindern, freie Tage zur berufstheoretischen Weiterbildung, alles persönliche Geschenke. Kein Wort darüber, wer sie zahlt. Viele Frauen glauben, ihren Schnitt zu machen. Mit den Jahren gewöhnen sie sich daran, ihrem Zuhälter Staat für jeden Knochen dankbar zu sein, den er ihnen zuwirft.

Der Lehrer setzt ein Kind aufs Katheder, bevor er die Klasse verläßt, und verlangt: »Schreib die Namen der Schwätzer und Faxenmacher auf.« Zum Mittag ist das Kind eine Petze und erhält Klassenkeile. Der erste Verrat hat stattgefunden. Mädchen seien anfälliger dafür, heißt es, anpassungsfähiger, obrigkeitsgläubiger, harmoniesüchtiger und eben hinterhältiger. Dieses Ammenmärchen hält sich seit Generationen. Es wird von Mann zu Mann kolportiert. Dagegen mit Zahlen und Fakten anzugehen ist zwecklos. Frauen wissen es längst, bei aller Liebe, der Mann bleibt ihnen als Feind erhalten. Die Schauspielerin Christine Kaufmann brachte es in der Talkshow »Boulevard Bio« auf den Punkt: »Die Männer sind nicht mehr im Krieg, und nun müssen sie mit uns kämpfen.« Die Frauen jedoch, die meisten jedenfalls, wollen mit Männern leben. Deshalb geben sie sich unterwürfig, dringen auf Burgfrieden, Waffenstillstand und Eiapopeia am Wochenende. Immer gewärtig, daß ein Scharmützel in ein scharfes Gefecht ausarten kann, hält die Frau sanftes Gesäusel in Reserve. Gleichzeitig prüft sie das Nadelkissen in der Rocktasche, bereitgehalten für tausend Stiche, die den Gegner tödlich treffen können.

Der Kollege legt den Arm um die junge Mitarbeiterin, drückt sie fest an sich, das gilt als Belohnung für tüchtige Arbeit. Gemeinsame Freuden

durch Körperkontakt. Die junge Mitarbeiterin sitzt mit übergeschlagenen Beinen vor dem Chefsessel und wippt mit der Spitze ihres Pumps, während sie ihr neues Projekt erläutert. Der irritierte Chefblick verspricht Verständnis für junge Ideen. Da muß niemand vorschnell von Unzucht mit Abhängigen und sexuellen Angeboten reden: Dominus und Domina testen ihre Möglichkeiten. Kluge Frauen kämpfen selten mit offenem Visier und werden dafür von militanten Frauen beschimpft.

Versteckte Vorwürfe, kaschierte Angriffe, hinterlistige Fragen – wie der Blitz aus heiterem Himmel fallen Frauen mit Wortkaskaden über friedlich ihren Interessen frönende Männer her. Was Wunder, daß diese das als infam empfinden, meinten sie doch, ihr Feierabend sei heilig, ihre Bevorrechtung gottgewollt. Im Hinterhalt lauert das Weibchen mit seinen üblen Tricks, wartet, bis der Gegner schwach oder müde wird, um ihm dann das Gift ins Ohr zu träufeln wie weiland die Königin in Shakespeares »Hamlet«. Ja, hat sie denn eine andere Chance? Frauen zerstören, was sie lieben, hinterrücks, versteckt, rachsüchtig und oft prophylaktisch aus Angst vor kommenden Kränkungen. Das Unwertgefühl, dem kleinen Mädchen früh vermittelt, ist als Erfahrung kaum abzuschütteln, nur mittels logischen Denkens zu zähmen. Immer noch ist Geschlechterkampf. Das Arsenal zur Gegenwehr kann nicht eingemottet werden. Ebensowenig das lebenslange Angebot an Männer zur Fraternität.

Herbert Will
Heil Hitler! Gez. Müller-Braunschweig

Gab es eine Kollaboration der deutschen Psychoanalyse mit dem Nationalsozialismus?

Es ging alles sehr schnell. Die Mehrzahl der deutschen Wähler hatte 1932 in einigen Landtagswahlen und am 5. 3. 1933 in der Reichstagswahl für Hitler und seine NSDAP gestimmt. Hitler war schon am 30. 1. 1933 von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt worden und hatte zielstrebig begonnen, die totalitäre Herrschaft von Führer und Partei durchzusetzen. Innerhalb weniger Monate wurden die Grundrechte aufgehoben, das Parlament entmachtet, die Länder gleichgeschaltet, Polizei und Justiz übernommen, unabhängige Parteien und Gewerkschaften verboten und die Medien zensuriert und zu Propagandainstrumenten umgestaltet. Im April 1933 wurden die ersten Häftlinge in das KZ Dachau eingeliefert und die ersten Boykotte jüdischer Geschäfte organisiert. Am 10. Mai 1933 verbrannten nationalsozialistisch gesinnte Studenten in vielen deutschen Städten öffentlich die politisch und rassisch mißliebigen Bücher, zu denen Freuds Werke gehörten. Die Formel hieß: »Gegen die seelenzerstörende Überschätzung des Sexuallebens – und für den Adel der menschlichen Seele – übergebe ich den Flammen die Schriften eines gewissen Sigmund Freud ...« Die Liste des schädlichen und unerwünschten (d. h. verbotenen) Schrifttums wurde im Lauf der Jahre komplettiert und enthielt die gesamte psychoanalytische Literatur von Bernfeld über Ferenczi zu Freud, Groddeck und Reik.

Wie reagierten die Psychoanalytiker auf diese Veränderungen? Im Jahr 1933 gab es in Deutschland 36 »ordentliche« Psychoanalytiker (d. h. Vollmitglieder der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, DPG), daneben 250 bis 300 vorläufige Mitglieder, Ausbildungskandidaten und Interessenten, die an Lehrveranstaltungen in Berlin, Leipzig und Frankfurt teilnahmen. Das Berliner Psychoanalytische Institut (BPI) war neben dem Wiener das größte und wichtigste. Fast alle maßgeblichen Psychoanalytiker dort waren »jüdischer Rasse«, einige waren (links)politisch tätig. Die Unvereinbarkeit mit der nationalsozialistischen Politik und Ideologie ist im nachhinein offensichtlich; doch anstelle einer Auflösung der Institutionen und Arbeit im Privaten begann ein Prozeß der

Selbstgleichschaltung und Selbstunterwerfung der deutschen Psychoanalyse, der durch das Bestreben geleitet war, die DPG und das Berliner Institut mit der Poliklinik, dem Ausbildungsbetrieb und der Bibliothek als Institutionen zu erhalten. Diesem Ziel wurden immer mehr Opfer gebracht. Die Hauptakteure dabei waren Felix Boehm, Carl Müller-Braunschweig und Harald Schultz-Hencke, und von England aus der (nichtjüdische) Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV) Ernest Jones.

In der Nachkriegsgeschichte der deutschen Psychoanalyse wurden dazu zwei Legenden gestrickt. Die eine (Jones) sprach von der Liquidierung der deutschen Psychoanalyse durch die Nazis. Um die Person des unbescholtenen Müller-Braunschweig habe sich eine Gruppe gebildet, die anständig, sauber, lauteren Charakters den Nationalsozialismus überstanden habe, 1950 die Deutsche Psychoanalytische Vereinigung (DPV) gründete und 1951 von der IPV anerkannt wurde. Ebenso wie mit der Internationalen der Psychoanalytiker verband sich mit der DPV die Assoziation der Reinheit, etwa in der idealen Formulierung, nach dem Kriege die »reine, unverfälschte Psychoanalyse« wieder eingeführt zu haben. Die andere Legende (formuliert von Boehm) sprach von der Rettung der Psychoanalyse während des Nationalsozialismus, auf der nach dem Krieg die wiedergegründete DPG aufbauen konnte. Tatsächlich hatte die pragmatische Politik der DPG wesentlich dazu beigetragen, daß die analytische Psychotherapie im Nachkriegsdeutschland so beispiellos gut Fuß fassen konnte, doch war sie mit dem Ruch der Kollaboration behaftet. Erst durch eine sehr emotional geführte Diskussion zu Beginn der achtziger Jahre in der *Psyche* (vgl. Lohmann 1984), durch differenzierende historische Studien von Cocks (1975, 1983) und Lockot (1985) und den großen Ausstellungskatalog zur Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland (Brecht e. a. 1985) wurden diese Legenden entzaubert. Hervor trat der banale Alltag der Selbstunterwerfung und des Durchwurstelns, der für die deutsche Psychoanalyse wie für die meisten anderen Wissenschaften und akademischen Berufsgruppen während des Nazismus charakteristisch gewesen war. Tatsache war, was der Norweger Arne Buchholtz 1936 in einem »Aufruf an alle internationalen Analytiker« geschrieben hatte: »Die Berliner Gruppe hat sich unter Leitung von Boehm und Müller-Braunschweig gleichgeschaltet und identifiziert sich somit mit dem Nationalsozialismus, trotzdem der Begründer der von ihnen vertretenen Psychoanalyse und die meisten ihrer produktiven Mitarbeiter Juden sind.« Was war in Deutschland nach Hitlers Machtergreifung geschehen?

Die Selbstgleichschaltung der Psychoanalytiker

Die erste Reaktion der Berliner war die Entpolitisierung des Instituts. Eine ganze Reihe der Psychoanalytiker war politisch aktiv gewesen: Ernst Simmel beispielsweise im Verein der sozialistischen Ärzte, Wilhelm Reich in der Kommunistischen Partei, Edith Jacobsohn in der sozialdemokratischen Widerstandsgruppe »Neu Beginnen«. Der Vorsitzende des Berliner Instituts, Eitingon, Mitglied von Freuds Komitee, verwies persönlich Reich des Hauses und ließ Simmels Namensschild abschrauben, in der Befürchtung, ihre Verfolgung und Verhaftung könnten dem Institut schaden und zu einem unmittelbaren Verbot der institutionalisierten Psychoanalyse führen – eine Gefahr, die tatsächlich durchgehend drohte. Von 1933 an galt sowohl in Berlin wie in Wien eine Art internen Unvereinbarkeitsbeschlusses: wer Psychoanalytiker sein wollte, konnte nicht gleichzeitig (links)politisch aktiv werden. Dies kam einer gehörigen Selbstbeschneidung gleich. Die Hauptgefahren für die Psychoanalyse waren, von den Nationalsozialisten mit dem Marxismus und dem Judentum in Zusammenhang gebracht zu werden und sich damit Verbot, Verfolgung und Lebensgefahr auszusetzen. Tatsächlich wurden Telefone abgehört, Veranstaltungen bespitzelt und, unsystematisch, alle Mittel totalitärer Überwachung auch der Psychoanalyse eingesetzt.

Der zweite Schritt war die »Entjudung«. Wie die meisten Vereine, wissenschaftlichen und ärztlichen Gesellschaften änderten DPG und BPI zunächst ihren Vorstand nach rassenpolitischen Gesichtspunkten. Eitingon (jüdischer Herkunft) trat zurück und schlug die Arier Boehm und Müller-Braunschweig als Vorsitzende vor. Er wurde dabei von Freud und Jones unterstützt. Die meisten Juden flohen in die Emigration. Bis Mitte 1934 hatten bereits 24 von 36 ordentlichen Mitgliedern Deutschland verlassen, die Hörerzahl am Institut ging von 222 (1931) auf 34 (1934) zurück. Nach heftigen internen Diskussionen und auf nationalsozialistischen Druck hin wurden schließlich die verbliebenen jüdischen Kollegen genötigt, »freiwillig« aus der Gesellschaft auszutreten, um diese nicht in Gefahr zu bringen. Anfang 1936 war die »Arisierung« der deutschen Psychoanalyse vollendet. Einige ausländische Besucher berichteten über die ausgesprochene Ängstlichkeit der deutschen Analytiker. Vorsicht und defensive Reaktionen auf die Bedrohung und Unterdrückung durch die Nazis standen im Vordergrund. Dies führte zu folgender Situation: Edith Jacobsohn war wegen ihrer Tätigkeit im Widerstand 1935 verhaftet worden. Mit einer Solidaritätsaktion internationaler Analytiker, mit politischem und humanitärem Druck sollte ihre Freilassung erreicht werden, doch Boehm stoppte durch dringende Telegramme an Jones die Aktion, weil er befürchtete, die DPG könnte mit dem »Fall

Jacobsohn« in Zusammenhang gebracht und aufgelöst werden. Jacobsohn wurde verurteilt, erkrankte 1937 in der Haft und mußte sich einer Operation unterziehen, für die sie Anfang 1938 Hafturlaub erhielt. Aus diesem heraus gelang ihr die Flucht über Prag nach New York.

Die Eindeutschung der Psychoanalyse

Der amerikanische Historiker Geoffrey Cocks (1983) hat auf eine Tatsache aufmerksam gemacht, welche manche deutsche Psychoanalytiker nur schwer akzeptieren mögen. In den zwanziger Jahren war in Deutschland eine mächtige ärztliche Psychotherapiebewegung entstanden, die in der romantischen Tradition, der Naturheilkunde und den aufkommenden »kleinen« Psychotherapiemethoden einen sehr deutschen »tiefen« Nährboden hatte. Sie fand ihren organisatorischen Ausdruck in der Gründung der Allgemeinen Ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie (AÄGP). Die Psychoanalytiker beteiligten sich teilweise daran, hielten als Institution jedoch Abstand. Diese Psychotherapiebewegung reagierte auf Hitlers Machtübernahme 1933 mit der Aufteilung in eine internationale Gesellschaft (Präsident C. G. Jung) und eine deutsche Gesellschaft, deren Präsidentschaft der Arzt und Psychotherapeut Matthias Heinrich Göring übernahm, ein Vetter des Reichsmarschalls Heinrich Göring. Viele der maßgeblichen Psychotherapeuten, auch C. G. Jung, standen dem nationalsozialistischen Gedankengut nahe. Matthias H. Göring, »Papa Göring«, wie er später genannt wurde, ließ seinen Einfluß spielen, hielt bis 1945 seine schützende Hand über die deutsche Psychotherapie und war maßgeblich daran beteiligt, daß diese nicht liquidiert wurde, sondern aufblühte und gedieh, professionell wie institutionell. In ihrem Fahrwasser suchten auch die Psychoanalytiker Schutz. Die Psychoanalyse wurde in das nationalsozialistische System integriert.

Wie alle Gesellschaftsbereiche sollte auch die Psychotherapie nach dem hierarchischen und totalitären Führerprinzip organisiert werden. Göring als der Führer der Psychotherapeuten strebte die Gründung eines zentralen, alle umfassenden Instituts in Berlin mit Zweigstellen in anderen Städten an. Als Boehm 1936 zum wiederholten Mal bei der Medizinalabteilung des Innenministeriums wegen einer offiziellen Lehrkonzession für die Psychoanalytiker anfragte, wurde ihm die Vereinigung mit den anderen psychotherapeutischen Gruppierungen (Jung, Adler, Künkel usw.) vorgeschlagen. Die DPG beschloß, auf diesen Plan einzugehen, und setzte sich, um gegenüber den anderen Gruppen Terrain zu gewinnen, so aktiv dafür ein, daß nicht nur im Mai 1936 das »Deutsche Institut für Psychologische Forschung und Psychotherapie« unter Leitung Gö-

rings gegründet werden, sondern dieses sogar in die Räume des ehemaligen psychoanalytischen Instituts einziehen konnte. Damit hatte die unabhängige Psychoanalyse in Deutschland sich selbst ihren Grabstein gesetzt. Gleichzeitig jedoch schlug ihre bisher defensive Haltung in eine offensive um, denn die psychoanalytische Tätigkeit sollte sich als der wesentliche Kern der neuen Organisation erweisen, wie die Berliner in der *Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse* mitteilten.

Boehm hatte diese Schritte mit Freud und Jones besprochen und hatte deren Kommentar als Zustimmung interpretiert. Anna Freud sagte später darüber: »Ich könnte noch hinzusetzen, daß mein Vater nichts tun wollte, um es den Berlinern schwerer zu machen, aber einverstanden waren wir mit deren Handlungsweise natürlich nicht.« Wie das? Die Internationalen ließen die Deutschen gewähren, sprachen ihnen sogar gut zu, aber einverstanden waren sie dann doch nicht. Die Haltung des »Jein« und der Pragmatik, deren Kosten sich erst später wirklich einschätzen ließen, war nicht auf die Deutschen beschränkt. Mir scheint es eine wohlfeile, wenn auch verständliche Verschiebung der Verantwortung zu sein, wenn der Weg der deutschen Psychoanalyse im Nazismus nach dem Krieg allein den Deutschen in die Schuhe geschoben wurde.

Das »Deutsche Institut« expandierte schnell, zog mehrmals um, gründete auswärtige Zweigstellen, etablierte die Zusammenarbeit mit vielen staatlichen und militärischen Institutionen und machte sich nützlich. 1941 hatte es in Berlin 19 feste Angestellte (darunter die maßgeblichen Analytiker), 210 Mitglieder, 110 Ausbildungskandidaten und eine große Poliklinik. Seit 1939 war die Deutsche Arbeitsfront (die zentrale staatliche Arbeitsorganisation) der Träger des Instituts, das dadurch zu einem wohlbestallten staatlichen Unternehmen wurde. Die Psychoanalyse als Teil des Instituts hatte einen professionellen und institutionellen Status erreicht wie nie zuvor in ihrer Geschichte. Doch um welchen Preis?

Die Ideologisierung der Psychoanalyse

Am schockierendsten finde ich bei der Beschäftigung mit dem historischen Material die Unterwerfung der Psychoanalyse unter die Sprache und Denkweise der Nazis, die – hatte man, wenn auch widerwillig, einmal den Weg der Zusammenarbeit gewählt – unumgänglich war. Man lasse nur den Text des Telegramms auf sich wirken, das Boehm 1938 anläßlich der öffentlichen Präsentation des Instituts durch Vermittlung seines Korpsbruders Alfred Rosenberg an Hitler sandte:

»Im Namen der Deutschen allgemeinen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie gebe ich Ihnen, mein Führer, das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue. Zugleich melde ich Ihnen die

durch den Reichsärzteführer erfolgte Errichtung eines Deutschen Institutes für Psychologische Forschung und Psychotherapie, dessen oberste Aufgabe die Arbeit für die leibseelische Gesundheit unseres Volkes im nationalsozialistischen Geiste ist.«

Dies formulierte einer der beiden Vorsitzenden der deutschen Psychoanalytiker! Der Führer erwiderte:

»Der Deutschen allgemeinen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie danke ich für ihr Treuegelöbnis und für die Meldung von der Errichtung eines Deutschen Institutes für Psychologische Forschung und Psychotherapie. Ich wünsche Ihrer Arbeit guten Erfolg. Adolf Hitler.«

Müller-Braunschweig unterzeichnete seine offiziellen Briefe regelmäßig mit »Heil Hitler! Gez. Müller-Braunschweig«. Der psychotherapeutische Reichsführer Göring hatte schon 1933 im *Zentralblatt für Psychotherapie* bei der Gründung der deutschen Psychotherapie-Gesellschaft als deren Aufgabe definiert,

»im Sinne der nationalsozialistischen deutschen Regierung alle deutschen Ärzte zusammenzufassen, ... die willig sind, im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung eine seelenärztliche Heilkunst auszubilden und auszuüben. Die Gesellschaft setzt von allen ihren schriftstellerisch und rednerisch tätigen Mitgliedern voraus, daß sie Adolf Hitlers grundlegendes Buch ›Mein Kampf‹ mit allem wissenschaftlichen Ernst durchgearbeitet haben und als Grundlage anerkennen. Sie will mitarbeiten an dem Werke des Volkskanzlers, das deutsche Volk zu einer heroischen, opferwilligen Gesinnung zu erziehen.«

Für alle gehe es nun darum, sich auf die nationale Revolution und die von Grund auf veränderte Daseinsform des deutschen Volkes umzustellen. Waren die Zugeständnisse der Psychoanalytiker an diesen Ton reine Lippenbekenntnisse, oder bekamen sie größere Bedeutung?

Müller-Braunschweig, Vorsitzender der DPG, setzte sich dafür ein, daß die Nationalsozialisten den Wert der arisierten Psychoanalyse für sich erkannten. Im *Reichswart*, einer Hakenkreuz-Zeitschrift, schrieb er über »Psychoanalyse und Weltanschauung« und verstieg sich zu folgenden Sätzen:

»Die Psychoanalyse bemüht sich, unfähige Weichlinge zu lebenstüchtigen Menschen, Instinktgehemmte zu Instinktsicheren, lebensfremde Phantasten zu Menschen, die den Wirklichkeiten ins Auge zu sehen vermögen, ihren Triebimpulsen Ausgelieferte zu solchen, die ihre Triebe zu beherrschen vermögen, liebesunfähige und egoistische Menschen zu liebes- und opferfähigen, am Ganzen des Lebens Uninteressierte zu Dienern am Ganzen umzuformen. Dadurch leistet sie eine hervorragende Erziehungsarbeit und vermag den gerade jetzt neu herausgestellten Linien einer heroischen, realitätszugewandten, aufbauenden Lebensauffassung wertvoll zu dienen. Wir geben zu, daß nicht bei allen Veröffentlichungen des psychoanalytischen Schrifttums diese positive und schöpferische Grundhaltung deutlich genug hervortritt.«

Schultz-Hencke war ein ehrgeiziger Nachwuchswissenschaftler, der schon vor 1933 eine von der Sexualtheorie und Metapsychologie gereinigte Psychoanalyse auszuarbeiten begann. Er nutzte das Vakuum nach der Emigration der jüdischen Analytiker und wurde am Deutschen Insti-

tut der Wortführer mit seiner Neoanalyse, die er den »veralteten, orthodoxen« Freudianern gegenüberstellte – ein dem nazistischen vergleichbarer Wortgebrauch von »alt« und »neu«. Seine Anhänger hießen kurz die »Neos«. Auch er verband die Psychoanalyse mit Weltanschauung. Im *Zentralblatt für Psychotherapie* erschien 1934 ein Sonderheft, in dem die neue deutsche Psychotherapie sich darzustellen versuchte. Göring hatte die totalitäre Idee, eine deutsche, völkische Seelenheilkunde auszubilden, die einheitlich das Denken der arischen Psychotherapeuten wiedergeben, die verschiedenen Schulen vereinigen und einen Kontrast zur jüdischen Psychoanalyse etablieren sollte. Ihre Grundsätze sollten nationalsozialistische sein. Das Programm der »Neuen deutschen Seelenheilkunde« war wolkig, die Durchführung gelang nie, doch für die Psychoanalyse bedeutete es, viele psychoanalytische Spezifika aufzugeben und ihre eigene Sprache und Tradition zu verleugnen. Schultz-Hencke vertrat in dem Sonderheft (zur Analyse der Texte vgl. Brockhaus 1989) den psychoanalytischen Standpunkt, doch so, daß man nicht viel Psychoanalytisches in seinem Artikel »Die Tüchtigkeit als psychotherapeutisches Ziel« entdeckt. Er diskutiert die Zielsetzungen der Psychotherapie und meint:

»In der Psychotherapie bestimmen Wertgefühl, Wille, Blut, Leben das Ziel und nicht die Wissenschaft. Auch die Gesundheit ist nicht etwa Wert an sich. Sie ist nicht unter allen Umständen ein Wert, der verwirklicht werden muß. Sie hat sich der Welt der Werte überhaupt einzufügen, wie sie ihren Niederschlag in einer Weltanschauung finden. Und diese ist stets wesentlich politisch mitbestimmt. Von dieser Seite her also hat ein Volk einen Anspruch darauf, daß auch die psychotherapeutischen Wertsetzungen der Gesamtheit der Werte eingeordnet werden.«

Den Mittelpunkt der psychotherapeutischen Zielsetzungen nennt er die Tüchtigkeit eines Menschen, die es zu fördern gelte: seine Kraft, die er für die Gemeinschaft einsetzen könne, gemäß dem nationalsozialistischen Motto »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«. Ziel jeder Therapie sei deshalb, die expansiven Kräfte des Neurotikers zu nutzen im Dienste von Zucht, Disziplin, Dienstbereitschaft und Einordnung. Wie, fragt sich der unbefangene Leser 60 Jahre später, läßt sich dergleichen vereinbaren mit der psychoanalytischen Methode, bei der es um Aufklärung, Befreiung, Individuierung, Beziehung geht?

Mehrere Zeitzeugen betonen in ihren Erinnerungen, daß Schultz-Hencke keineswegs aus politischem Opportunismus, sondern aus wissenschaftlicher Überzeugung zu seinen Gedankengängen kam, so wie es auch in anderen Ländern ohne Nazismus vergleichbare neoanalytische Entwicklungen gegeben habe. Tatsächlich bekundete er damals auch öffentlich und mit großem Mut, beispielsweise gegenüber Göring, daß er kein Nationalsozialist sei und mit Görings politischen Motiven nichts zu tun haben wolle. Was ist das für eine merkwürdige Koinzidenz, wenn

seine Theorien dennoch so gut in ihre Zeit paßten, daß sie später geradezu mit ihr identifiziert wurden?

Am Berliner psychotherapeutischen Institut war es seit 1936 erklärtes Ziel, die Besonderheiten der einzelnen Schulen zu verringern und das Gemeinsame zu vermehren, was Amalgamierung genannt wurde. Psychoanalytiker, Jungianer, Adlerianer und andere wurden angehalten, gemeinsam miteinander Fälle zu diskutieren (im sogenannten »Dreier-Seminar«). Ausbildungskandidaten konnten durch die Wahl ihres Lehranalytikers einen Schwerpunkt bilden, mußten jedoch Theorie- und Fallseminare bei allen besuchen. Viele theoretisch nicht Interessierte schätzten diese Mischung und führten sie in den Nachkriegsjahren an den DPG-Instituten fort. Die Lehranalysen fanden nicht mehr mit 4 bis 6 Sitzungen pro Woche statt wie im Vorkriegsinstitut, sondern zwei- bis dreimal wöchentlich. Auch die Behandlungspraxis veränderte sich, weg von psychoanalytischen Standards hin zum psychotherapeutischen Setting.

Obwohl die Vorstellung vom Amalgam damals viele der Beteiligten überzeugt hat und auch später die Ansicht verbreitet war, es könne doch nur gut sein, von den anderen Psychotherapierichtungen etwas zu erfahren und sich mit ihnen auseinanderzusetzen – der Psychoanalyse hat sie, sowohl in ihrer theoretischen wie in ihrer behandlungstechnischen Eigenart, geschadet. Für deren Entwicklung bezeichnend war die Abgrenzung gegenüber »Abweichungen« gewesen (Jung, Adler, Stekel, Reich, Horney usw.), die man bedauern mag. Andererseits zeigt die deutsche Geschichte seit 1933, was es heißt, auf die Eigenständigkeit der Pschoanalyse zu verzichten und die historischen Abgrenzungen rückgängig zu machen, konkret: sich mit Jung, Adler usw. und ihrer Art des Denkens und Arbeitens zu »versöhnen«. Den Schaden für eine genuin psychoanalytische Haltung, Theorie und Behandlungstechnik hat man in vielen deutschen Instituten erst in den sechziger und siebziger Jahren entdeckt, was zu einer Re-Freudianisierung ihrer Arbeit führte (Grunert 1984). Die Analytiker hatten damals aus der Not eine Tugend gemacht (aus dem nationalsozialistischen Druck die Amalgamierung), bis sie schließlich großenteils selbst davon überzeugt gewesen waren.

Das heißt, daß neben die Unterwerfung unter die Nationalsozialisten auch eine teilweise Identifizierung mit ihnen getreten war, und zwar über die gemeinsamen Kompromißbildungen. Daß die Zeit des Nationalsozialismus ein Teil der eigenen Identität wurde, könnte ein spezifisches Problem der deutschen Vergangenheitsbewältigung ausmachen; denn eigene Identifizierungen aufzuklären, durchzuarbeiten und zu lösen, ist sehr viel schwerer, als eine Unterwerfung zu beenden.

Intermezzo: Mein Onkel Heinrich

Beim Blättern in den Quellen entdeckte ich eine unangenehme Tatsache. Ich stieß auf Heinrich Will, meinen Onkel (2. Grades), bei dessen Familie ich als Kind gelegentlich zu Ferien war – ein beeindruckender Mann mit großem Bart, patriarchalisch im Gehabe, mit drei Frauen (nacheinander) und zwölf Kindern, der als naturheilkundlich orientierter Allgemeinarzt eine Praxis hatte. Ich mußte entdecken, daß er ein glühender Nationalsozialist gewesen war. Er gehörte zu den Gestalten, mit denen sich die Psychoanalyse auseinanderzusetzen hatte. Gemeinsam mit Julius Streicher gab er die Zeitschrift *Deutsche Volksgesundheit aus Blut und Boden! Gesundheitserziehung auf rassischer Grundlage* heraus. Darin entfachte er eine Kampagne gegen »Die Rolle des Juden in der Medizin«, wobei »Die Psychoanalyse des Juden Sigmund Freud« ein bevorzugtes Angriffsziel wurde. Will schreibt zur Einleitung der Serie:

»Unter dieser Rubrik bringen wir laufend eindrucksvolles Material über die zersetzende, erbrecherische Tätigkeit des Juden in der Medizin. Er hat sie als Instrument benutzt, um unerkannt Deutsche krank zu machen, zu töten, Kranke an der Heilung zu hindern, jede naturgemäße Gesundheitspflege zu unterbinden und als Arzt seine asiatische Sinnlichkeit an blonden Frauen und Kindern auszulassen. Wir führen über diese Gebiete ein Archiv und bitten unsere Leser uns ihre diesbezüglichen Beobachtungen zu berichten, damit wir nicht nur auch den letzten jüdischen Ärzten das Handwerk legen, sondern besonders auch den Judengeist und das Judenwerk aus der deutschen Medizin hinauskämpfen können.«

Wie soll man, als Nachkomme, mit solchen unglaublichen Worten zurechtkommen? (Vielleicht frage ich mich das auch, weil mein Großvater, der mir viel näher stand, ebenfalls ein überzeugter Nationalsozialist gewesen war und sich nie davon distanziert hatte, da dieses Denken viel zu tief in sein Affektleben eingegraben war.)

Das Ende der Geschichte

Nachdem die Deutschen 1938 Österreich annektiert hatten, setzte Müller-Braunschweig, der seiner beruflichen Identität nach ein »orthodoxer« Freudianer geblieben war, sich intensiv für die Rettung des Wiener Psychoanalytischen Instituts und des Verlages ein. Seine Mühe blieb erfolglos. Überdies bekam er wegen seines Eintretens für die Wiener Juden Schwierigkeiten mit Göring, erhielt schließlich Lehr-, Ausbildungs- und Publikationsverbot, mußte sich zurückziehen und durchlitt schwere Depressionen. Wegen der »Wiener Affaire« wurde er von der Gestapo verhört und lebte in großer Angst vor Hausdurchsuchungen, weiteren Verhören und vor allem Praxisverbot. Ein Angebot, in die Partei einzutreten, um sich zu »rehabilitieren«, lehnte er ab.

Boehm, Schultz-Hencke, Kemper und andere Analytiker verloren einige offizielle Verantwortlichkeiten am Berliner Institut; vor allem mußten sie Ende 1938 auf nationalsozialistischen Druck hin die DPG auflösen. Die Analytiker wurden als »Arbeitsgruppe A« am Deutschen Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie weitergeführt. Ihre einflußreiche Position im Institut konnten sie dabei erhalten und durch geschickte Personalpolitik noch ausbauen. Sie erreichten, daß die Poliklinik, das Herzstück des Instituts, ihrer Verantwortung weiter unterstellt blieb, denn sie waren seit jeher die besten Kliniker. Doch eine psychoanalytische Arbeit im klassischen Sinn war nur noch sehr eingeschränkt möglich. Im Zusammenhang der vielfältigen neurotischen Störungen bei den Soldaten des deutschen Heeres wurden die Psychotherapeuten von Jahr zu Jahr einflußreicher und wichtiger als Begutachter, Berater und Behandler.

Boehm behauptete auf dem Internationalen Kongreß 1949 wider besseres Wissen, keiner der Analytiker sei Mitglied der NSDAP gewesen. Mehrere waren Parteigenossen; aber keiner von ihnen nahm, soweit wir wissen, aktiv an nationalsozialistischen Maßnahmen der Menschenvernichtung (Rassenverfolgung, Euthanasie usw.) teil. Vielmehr konnten gerade durch die gutachterliche Tätigkeit viele Menschenleben gerettet werden. Einer von ihnen, Mitglied der DPV, berichtete später von seinem Entnazifizierungsverfahren, daß er es mit der wenig schmeichelhaften Signatur »Mitläufer. Ohne Sanktionen« bestanden habe.

Nach dem Zusammenbruch 1945 gelang es den Analytikern noch im gleichen Jahr, das Institut für Psychotherapie mit dem poliklinischen Betrieb wieder aufzubauen und die Zusammenarbeit mit den Krankenkassen zu erneuern. Die Ausbildung erfolgte weiterhin nach dem Konzept des Amalgams mit Schwerpunkt auf Schultz-Henckes Neoanalyse und räumte den anderen Richtungen (Psychoanalyse, Individualpsychologie, Komplexpsychologie) ein Mitspracherecht ein. Müller-Braunschweig rief 1945 die DPG wieder ins Leben und stellte die alten Kontakte zur internationalen Psychoanalyse wieder her. Der Streit zwischen Schultz-Hencke (»Neoanalyse«) und Müller-Braunschweig (»orthodoxe« Psychoanalyse) spitzte sich zu und gipfelte in ihrer öffentlichen Auseinandersetzung 1949 auf dem Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Zürich, wo Schultz-Hencke mit unglaublicher Blauäugigkeit seine Theorien als wichtigen Fortschritt der Psychoanalyse präsentierte und sich wunderte, keinen internationalen Beifall zu bekommen. Müller-Braunschweig trug eine Kritik von Schultz-Henckes Ansichten aus psychoanalytischem Blickwinkel vor, hatte wegen seines Einsatzes 1938 für die Wiener Analytiker international ein gutes Renommee behalten, und so kam es, daß seine 1950 gegründete DPV bald die internationale

Anerkennung erhielt, während die DPG, die sich nicht von Schultz-Hencke distanzieren wollte, als deutsche Konkurrenzgesellschaft ohne internationalen Anschluß blieb. Auf den internationalen Kongressen 1949 und 1952 war den deutschen Psychoanalytikern ihre Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten vorgeworfen worden, und zwar zweifach: bezüglich ihrer Haltung (was sich vor allem gegen Boehm richtete) und bezüglich ihrer ideologischen Angleichung (gegen Schultz-Henckes neoanalytische Theorien). Müller-Braunschweig war dabei ausgenommen worden. Boehm protestierte gegen die Personalisierung der Konflikte und die Identifizierung der DPG mit Schultz-Henckes Position, jedoch vergeblich.

Mit diesen Ereignissen verbunden war eine irrationale Bedeutungsverteilung (Ermann 1989). Wie ich oben schon erwähnte, wuchs Müller-Braunschweig und seiner Vereinigung eine Aura von politischer Unschuld zu; Boehm, Schultz-Hencke und ihre Gesellschaft gingen mit dem Stigma der Kollaboration nach Hause; und die Internationale Vereinigung lehnte sich zurück, ohne Selbstzweifel zu äußern, denn sie war in der angenehmen Position des Anklägers und Richters verblieben. Alle drei Gesellschaften taten sich in den folgenden Jahren schwer, ihre gemeinsame Vergangenheit im Nationalsozialismus zu reflektieren und in ihr Selbstverständnis, wie auch immer, zu integrieren. Statt dessen bildeten sie die oben erwähnten Legenden aus. Die Aufspaltung hatte einen hohen Verdrängungswert, der in bemerkenswerter Weise den politischen Verdrängungen im Zusammenhang der Entstehung zweier deutscher Staaten entspricht. Angesichts dieser irrationalen Momente sollte jedoch nicht untergehen, daß eine unterschiedliche Auffassung von psychoanalytischer Theorie und Therapie beide deutschen Gesellschaften voneinander unterschied.

Intermezzo: Wie machten es die anderen?

Österreich wurde 1938 von den Deutschen besetzt. Der Versuch einer Rettung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung durch Müller-Braunschweig mißlang, so daß sie im September 1938 durch den Magistrat der Stadt Wien aufgelöst wurde. Die zumeist jüdischen Analytiker flüchteten. Der »arische« August Aichhorn sammelte einen Kreis Interessierter um sich und begann, im privaten Rahmen und unter großen Schwierigkeiten und Gefährdungen, wieder eine psychoanalytische Ausbildung mit Lehranalysen, Seminaren und Kursen einzurichten.

1939 marschierten die Nazis in der Tschechoslowakei ein. Die psychoanalytische Vereinigung in Prag wurde umgehend aufgelöst. Nur B. Do-

suzkov blieb übrig, der in Prag im geheimen praktizierte und während des Krieges Psychoanalyse lehrte.

Als die Deutschen 1941 Holland besetzten, verlangten sie die Entfernung aller Juden aus der Holländischen Psychoanalytischen Vereinigung (wie aus allen anderen Gesellschaften). Daraufhin löste die Vereinigung sich selbst auf; nur der Vorsitzende und der Sekretär behielten ihre Mitgliedschaft, um eine eventuelle spätere Wiedergründung zu erleichtern. Im Privaten wurde jedoch weitergearbeitet und allmählich eine inoffizielle Ausbildung reorganisiert.

Ungarn wurde erst 1944 von den Nazis okkupiert. Doch die seit 1920 zunehmend antisemitische und faschistische ungarische Regierung brachte die Psychoanalytiker schon seit Mitte der dreißiger Jahre in Schwierigkeiten. Jede Sitzung der Vereinigung, alle Vorträge und Seminare mußten der Polizei gemeldet werden und wurden bespitzelt. Nach mehreren judenfeindlichen Gesetzen »entjudete« die Ungarische Psychoanalytische Vereinigung 1941 selbsttätig ihren Vorstand und beendete ab 1942 ihre öffentlichen Zusammenkünfte, um keine Angriffsfläche zu bieten. In Privatwohnungen wurde die Arbeit fortgesetzt. Aufgrund dieser Vorsichtsmaßnahmen mußte auch nach der deutschen Okkupation die Vereinigung offiziell nicht aufgelöst werden.

Schlußbemerkungen

Felix Boehm hatte sich von dem Züricher Kongreß 1949 erwartet, daß sein großer Einsatz für den Erhalt der Psychoanalyse in Deutschland, seine unendlichen Mühen, Kämpfe und Kompromisse gebührend gewürdigt würden. Statt dessen stieß er auf Ablehnung und mußte sich von der Holländerin Lampl de Groot fragen lassen, warum er nicht die Auflösung der DPG betrieben habe, so wie die holländische Gruppe, sondern ein Bündnis mit den Nazis eingegangen sei. Er zog sich verbittert zurück. Nur wenige der bekannteren Deutschen, Müller-Braunschweig vorneweg, haben sich selbstkritisch und öffentlich mit ihrer Haltung während des Nazismus auseinandergesetzt. Seinen oben zitierten Artikel im *Reichswart* bereute er später.

Warum haben die Deutschen weder 1933 noch später ihre Psychoanalytische Gesellschaft aufgelöst und privat, ohne öffentlich anerkannte Institutionen, weitergearbeitet, wie es die Holländer, Österreicher, Ungarn, Tschechen taten – aus der Einsicht heraus, daß psychoanalytische Theorie und Praxis mit dem Nationalsozialismus unverträglich waren? Die Antwort wäre komplex; jedenfalls gab es bei den Diskussionen dieser Frage damals immer wieder eindeutige Mehrheiten dafür, weiterzu-

machen und Kompromisse zu schließen. Diese Haltung wurde von den offiziellen Repräsentanten der internationalen Psychoanalyse zumindest geduldet, teils auch unterstützt.

Angesichts dieser Geschichte könnte man die innere Einstellung und das Verhalten gegenüber dem Nationalsozialismus auf eine Reihe bringen: Identifizierung – Kollaboration – Mitläufertum – Anpassung – Widerstand. Eine »neutrale« Haltung gegenüber einer totalitären Macht gibt es leider nicht. Die deutschen Psychoanalytiker scheinen, individuell unterschiedlich und aus verschiedenen persönlichen Motiven heraus, von allem etwas gelebt zu haben.

Ein überzeugter Nationalsozialist war schlicht identifiziert mit der Ideologie und dem Handeln seiner Bewegung, oder mit großen Teilen davon. Matthias Heinrich Göring war ein Musterbeispiel dafür, doch auch die ideologische Nähe Müller-Braunschweigs und Schultz-Henckes zu manchen Aspekten der nationalsozialistischen Weltanschauung oder Boehms offen geäußerter Antisemitismus gehören hierher. Damit trugen sie zur Ausdifferenzierung des nationalsozialistischen Systems bei. Ein Kollaborateur hingegen macht mit, wirft seine Bedenken über Bord und ist von der Güte seines Handelns oder seinem Vorteil oder seiner gezielten Bosheit überzeugt, ohne mit dem »Anderen« identifiziert zu sein. Begünstigend dafür sind Abhängigkeiten – bei Kindern kommen Kollaboration und Verrat jeden Tag vor – und die Aussicht auf Triebbefriedigungen libidinöser, aggressiver oder narzißtischer Art. Hierher paßt, finde ich, vor allem das Bemühen, die psychoanalytischen Institutionen in Deutschland, koste es was es wolle, zu erhalten. Elementare Aspekte der Psychoanalyse wurden dabei mißachtet, unter anderem ihr aufklärerischer und kulturkritischer Charakter. Diese wanderten gewissermaßen mit den Juden aus oder gerieten mit den »Politischen« ins KZ.

Ein Mitläufer des weiteren macht mit, obwohl er im Grunde weiß, daß es nicht richtig ist; doch er kann oder will nicht anders. Das Ausmaß seiner inneren Auseinandersetzung mit seinem Mitläufertum ist sehr unterschiedlich. Müller-Braunschweig scheint mir hier ein gutes Beispiel zu sein, weil er überzeugt war von dem Wert der klassischen Psychoanalyse und ihrer Behandlungspraxis und dennoch mitmachen mußte bei ihrer Verwässerung. Nach dem Krieg konnte er sich für eine Rehabilitierung der Psychoanalyse einsetzen und sein Mitläufertum reflektieren. Anpassung dagegen ist dadurch charakterisiert, daß nach einem vollzogenen Prozeß der Anpassung keine Differenz, kein Problem mehr besteht. Die Welt erscheint subjektiv in Ordnung. Ist nicht Schultz-Hencke ein Meister der Anpassung gewesen, dessen neoanalytische Theorien so gut verträglich mit dem Nationalsozialismus waren und der auch danach wenig Anlaß zu einer Infragestellung seiner selbst sah? Passiven oder

aktiven Widerstand schließlich leisteten auch einige der Analytiker, beispielsweise Bernard Kamm, ein »Arier«, der dennoch 1935 in die USA emigrierte, da er meinte, in einer Diktatur könne man nicht unbefangen analytisch arbeiten, oder E. Jacobsohn und J. F. Rittmeister, die im politischen Widerstand aktiv waren.

Doch gehört es zu den ernüchternden Ergebnissen unserer Geschichte, daß die meisten Analytiker nicht wesentlich anders gehandelt haben als ihre Kollegen und Kolleginnen in anderen akademischen Professionen und Gruppierungen. Zu einer Idealisierung der Psychoanalytiker gibt es keinen Anlaß. Doch spricht für sie, daß sie im Lauf der letzten fünfzehn Jahre eine tiefgreifende historische und emotionale Auseinandersetzung mit dieser ihrer Vergangenheit begonnen haben, die noch längst nicht beendet und mit Kränkungen und gegenseitigen Vorwürfen zwischen Alten und Jungen gespickt ist.

Zum Schluß möchte ich noch berichten, welchen Tod mein Onkel Heinrich sich gesucht hat. Als er alt und schwach wurde und Überdruß am Leben bekam, beging er Selbstmord, indem er auf die Bahngleise ging, aber nicht, um sich überfahren zu lassen. Er schritt aufrecht dem Zug entgegen, der ihn zerfetzte, als ob er ein letztes Mal sagen wollte: »Ich, gegen das Schicksal angetreten.« Kein Gedanke an den Lokführer und dessen Schicksal; eine letzte grandiose Aktion. Er konnte nicht einfach so sterben, wie es dem Menschen beschieden ist. Sehr nationalsozialistisch, diese Haltung: Größenideen, die ohne irgendwelche Rücksichtnahmen verwirklicht wurden, bis hin zum großartigen Tod. Vermutlich war es für niemanden leicht, auf eine menschliche und vernünftige Weise mit diesem Nationalsozialismus zurechtzukommen.

Literatur

K. Brecht, V. Friedrich, L. M. Hermanns, I. J. Kaminer, D. H. Juelich (Hrsg.) (1985), *»Hier geht das Leben auf eine sehr merkwürdige Weise weiter ...« Zur Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland.* Katalog und Materialiensammlung, Hamburg.

G. Brockhaus (1989), »›Seelenführung, aus den Mächten des Blutes gespeist ...‹ Psychotherapie und Nationalsozialismus«, in: H. Keupp (Hrsg.), *Verunsicherungen*, Göttingen.

G. C. Cocks (1983), »Psychoanalyse, Psychotherapie und Nationalsozialismus«, *Psyche* 37.

M. Ermann (1989), »Freud, unsere Vergangenheit und Gegenwart«, *Forum der Psychoanalyse* 5.

J. Grunert (1984), »Zur Geschichte der Psychoanalyse in München«, *Psyche* 38.

R. Lockot (1985), *Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychoanalyse und Psychotherapie im Nationalsozialismus*, Frankfurt/Main.

H.-M. Lohmann (Hrsg.), *Psychoanalyse und Nationalsozialismus*, Frankfurt/Main.

Peter Sichrovsky
Verordnete Versöhnung?
Deutsche und Juden

Von George Tabori stammt angeblich der Satz: Du sollst deinem Feind nicht zu lange in die Augen sehen, sonst hörst du eines Tages auf, ihn zu hassen.

Gibt es eine treffendere Beschreibung der Beziehung zwischen Opfern und Tätern und deren Nachkommen? Wir (die Juden), die wir heute in Deutschland oder Österreich leben, Überlebende, ihre Kinder und Enkel, haben ihnen allzuoft und viel zu lang in die Augen gesehen. Wir essen ihr Brot, wir nutzen ihr Sozialsystem, wir machen hier Karriere, gründen Familien und bauen auf für die Zukunft, als sei nichts gewesen. Als Dank dafür werden wir gehätschelt und gepflegt wie eine aussterbende Tier- oder Pflanzenart.

Doch der entscheidende Vorteil der jüdischen Re-Imigration nach Deutschland ist für sie (die Nicht-Juden) die Benutzbarkeit unserer und damit auch ihrer Geschichte. Die Tatsache der fast gelungenen Vernichtung wurde umfunktioniert zum Gütesiegel des neuen anständigen Deutschen. Nur wer bedauert, wer sich öffentlich schuldig fühlt und vor (möglichst großem) Publikum vor Erschütterung kaum ein Wort über seine Lippen bringt, hat die Prüfung bestanden. Er/sie wird aufgenommen in die Reihen der weißgewaschenen neuen deutschen Riesen.

Doch was kann helfen, einen Graben zu überwinden, in dem sechs Millionen Tote liegen?

Ein Kollaborateur, also einer, der mit dem Feind zusammenarbeitet, ist innerlich immer gleichzeitig Mitglied zweier einander widersprechender Systeme. Der Verräter kann sich unter beiden bewegen, das ist seine Chance und auch sein Verderben.

Deutsche und Juden, wo ist der Widerspruch? Das Entweder-Oder? Waren nicht Juden früher diesem Land so verbunden, wie man es nur einer Heimat sein kann, die man liebt, verehrt, für die es lohnt, in den Tod zu gehen? Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts war deutsch und Jude zu sein kein Widerspruch, sondern eine oft untrennbare Symbiose.

Beram Fischer ist heute 94 Jahre alt. Er ist der Schwiegersohn des legendären Verlegers Samuel Fischer und hat jahrzehntelang den S. Fischer Verlag geleitet. Ich habe ihn immer wieder in seinem Haus in der Toskana besucht, und zu den vielen interessanten Geschichten aus seinem langen Leben gehören auch die Umstände seines Wehrdienstes während des Ersten Weltkrieges.

Er fälschte damals sein Geburtsdatum, um für seine Heimat an die Front gehen zu können. Warum hat er das getan, damals, vor sehr langer Zeit? Weil er überzeugter Jude war? Oder fanatischer Deutscher? Konnte er damals noch beides gleichzeitig sein? Es drängt sich die fürchterliche Frage auf, ob er sich auch zwanzig Jahre später freiwillig gemeldet hätte, wenn die Nationalsozialisten keine Antisemiten gewesen wären?

Fragen, Fragen und keine Antworten. Es bohrt einem im Kopf, und man wird nicht damit fertig. Seit dem Holocaust darf Deutschland keine Heimat mehr sein für Juden. Die sechs Millionen haben es den Überlebenden und ihren Nachkommen verboten. Und doch leben sie in beiden Systemen und sind ständige Verräter. Der Jude in seinem Wahn, hier ewig auf der Hut sein zu müssen, sich ständig abgrenzend von der »Normalität« in einem Land, in dem normal sein heißt, zu jenen Barbaren zu gehören, die »damals« ...

Doch wer kann schon in einem Land leben, in dem er sich täglich abgrenzen muß? Wir sprechen dieselbe Sprache, wir essen meistens das gleiche, ziehen uns gleich an, sitzen nebeneinander in der Schule, im Bus, im Büro. Unsere Kinder verlieben sich ineinander, wir sind befreundet, wir kämpfen gemeinsam in politischen Parteien.

Ist das nicht ein Zeichen von Normalität, am Ende doch das Ergebnis der Versöhnung?

Mir kam der Anspruch der Nicht-Juden auf Versöhnung immer schon absurd vor. Ich kann jemandem verzeihen, wenn ich ihn erkenne, als Täter, als Grund meines Leidens, als Verursacher meiner persönlichen Katastrophe oder der meiner Angehörigen. Aber wen hätte ich erkennen sollen? Nach dem Krieg geboren, war ich umgeben von Erwachsenen, die es nicht getan hatten, keiner von ihnen. Schuld waren die wenigen, die sie mir auf Fotos zeigten, die schon tot waren oder auch überlebt hatten, freigesprochen, versteckt in Südamerika. Aber hier waren sie nicht, hier wo ich lebte!

Mein Nachbar? Der Polizist an der Ecke, der mich über die Straße ließ, wenn ich in die Schule ging, oder mein Lehrer? Der nette Beamte, dem ich meinen Paß zeigte? Was haben sie getan, in dieser Nacht, als die Synagogen brannten? In welchen Wohnungen leben sie heute? Seit wann wohnen sie dort?

Hat ein einziger von ihnen je gesagt, er schäme sich für sein Verhalten

damals? Oder er schäme sich nicht, stehe dazu, es sei eben passiert, aus, basta. Nichts, immer nur Schweigen. Keiner war's, keiner hat etwas gesehen. Das ist die grausigste Art der Demütigung, wenn auch später, viele Jahre später zu den Bildern der Toten keinem etwas einfällt.

Es hat den Deutschen immer genügt, wenn einer von »oben« stellvertretend die Schuld übernahm. Schön formulierte Sätze, von einem professionellen Redenschreiber aufgesetzt, wurden vorgelesen, und (fast) alle waren zufrieden.

Aber was war mit dem Nachbar? Kam er rüber zu uns, nachdem er erfahren hatte, daß wir Juden sind, und hat sich entschuldigt? Hat einer der Lehrer nur ein einziges Mal im Unterricht von seinen eigenen Taten erzählt?

Sie hatten doch alles miterlebt! Sie wußten, was passiert war, weil sie mit dabei waren. Aber die Kleingeister von damals waren nur stark, solange sie zuschlagen durften, solange ihnen die Behörde vorschrieb, wo sie hinschlagen durften, wie oft, an welchem Tag, zu welcher Stunde. Später schwiegen sie oder reagierten mit Empörung auf Vorwürfe.

Wer hätte sich mit dieser Tätergeneration versöhnen können?

Auf uns zu kamen immer nur jene, die nichts getan hatten. Sie baten um Verzeihung und sprachen von der Notwendigkeit der Versöhnung. Sie war nicht nur nicht notwendig, sie war undenkbar, undurchführbar, sogar technisch nicht machbar.

Sie war auch kein echtes Bedürfnis bei der Mehrheit der Nicht-Juden. Die Kriegsgeneration fühlte sich nicht schuldig. Die Nachkriegsgeneration schon gar nicht. Die Kriegsgeneration delegierte die Verantwortung an ihre Führer und fühlte sich »unschuldig« dazu gezwungen. Die Nachkriegsgenerationen fühlten sich nicht schuldig, weil sie nichts getan hatten, und hielten vor allem jene für schuldig, die »damals« mit dabei waren oder »heute« sich nicht schuldig fühlten.

Mit wem, verdammt noch einmal, hätten die Juden sich versöhnen sollen!

Deshalb kann für den Juden Versöhnung nur Verrat an der eigenen Sache sein. Wenn die verinnerlichte Doppelmitgliedschaft die Voraussetzung für den Verrat ist, müßte der Jude zum Nationalsozialismus konvertieren, um sich mit ihm zu versöhnen. Sein gestreiftes Gewand ablegen und in die schwarzen Stiefel schlüpfen. So wie viele nicht-jüdische Deutsche aus lauter Verzweiflung über ihre Familiengeschichte zum Judentum übergetreten sind.

Die verinnerlichte Versöhnung mit dem Feind ist dann perfekt. Ich bin heute so einer wie jene, die damals auf der anderen Seite waren. Schlußfolgerung: ich kann nicht heute so einer sein wie mein Großvater damals, ich bin doch auf der Gegenseite, gehe in die Gegenrichtung. Noch eine

Schlußfolgerung: hätte ich damals gelebt, wäre ich schon damals auf der anderen Seite gewesen. Letzte Schlußfolgerung: ich bin nicht so wie mein Großvater, ich bin anständig, ich bin gerettet.

Die Notwendigkeit für Nicht-Juden in Deutschland, sich mit ihren Vorfahren zu versöhnen, war kein Thema in den letzten Jahrzehnten. Diese Versöhnung wurde nie angesprochen. Hatte die Kriegsgeneration nicht ihren Nachgeborenen eine schwere Last mit auf den Lebensweg gegeben? Die »schuldig geborene« Generation verzweifelte oft genug an den Heldentaten ihrer Väter und Mütter, und diese als Eltern zu akzeptieren fiel vielen nicht leicht.

Ein verwirrendes Netz von Versöhnungsansprüchen. Doch was wird mit den nächsten Generationen geschehen? Wie lange noch wird die Unversöhnlichkeit weitergegeben werden, von einer Generation zur anderen?

Unter uns Juden funktioniert dieses System immer noch. Die Enkel der Opfer sind immer noch unversöhnlich in ihrer Verachtung für die Nicht-Juden in Deutschland, nicht mehr und nicht weniger als ihre Großeltern.

Es ist erstaunlich, wie wenig »Verräter« es unter den Juden in dieser Sache auch heute noch gibt. Der Schmerz wurde übertragen, schon auf die dritte Generation. Auschwitz hat die Identitätsfrage Jude und/oder Deutscher für mehrere Generationen gelöst. Wer Jude sagt, kann heute nicht mehr Deutscher sagen. Egal ob er hundert oder zehn Jahre alt ist.

Bis zur dritten Generation ist eine Kollaboration mit dem Volk, dessen Land auch wir als Heimat bezeichnet haben, nicht möglich. Es wäre in der Tat immer noch ein Verrat. So anständig die neuen Generationen sich auch geben, es blieb der Geruch von verbranntem Fleisch an ihnen hängen. Egal wie oft sie sich waschen, parfümieren und verkleiden. Uns (die Juden) kann man nicht mehr täuschen, mit keinen gut gemeinten Worten, mit keiner aufgesetzten Trauer und Erschütterung. Denn wieder geschieht mit uns, was schon mit unseren Vorfahren geschehen ist. Wieder sind die Täter die anderen. Wir werden überschüttet mit Warnungen und Drohungen der »Anständigen«, daß wir in einem Staat leben, in dem die »Unanständigen« uns bald wieder das gleiche antun könnten wie damals die »Unanständigen«. Gleichgültig, mit wem wir heute sprechen, es sind – so wird uns erklärt – wieder die anderen. *Wir* sollten uns fürchten, denn es ist wieder soweit.

Und wenn wir uns nicht fürchten? Dann nehmen wir den »Anständigen« die Waffen aus der Hand, schneiden ihnen den Zeigefinger ab, mit dem sie von sich weisen, immer in eine andere Richtung, nie in den Spiegel.

Wie sollten wir Juden uns (unerkannt) unter jene mengen, die das Schuldbekenntnis als eine Art von modernem Ariernachweis bewerten? Sie lauern auf jeden Satz, jede noch so beiläufige Bemerkung, ob sie nicht enthält, was nicht sein darf. Sind diese Moral-Polizisten die neuen Deutschen? Müssen wir Juden immer darauf achten, was einer über die Vernichtung der Juden sagt, um ihn erkennen zu können? Nicht-Juden scheinen das zu brauchen. Und die zwei Lager, die man für jeden Verrat benötigt, ergeben sie sich aus jenen, die bedauern, und jenen, die nicht oder zu wenig bedauern?

Der Verräter kann keiner mehr sein, wenn es keine zwei Lager mehr gibt oder wenn sie sich nicht widersprechen, obwohl sie sich unterscheiden. Er kann wandern über die Fronten, hin und her, und provoziert keine Widersprüche mit seiner Bewegung. Der Kollaborateur wäre also jener, der versucht, die verordnete Versöhnung zwischen Juden und Deutschen zu leben.

Aber nicht die Ewig-Gestrigen lassen dies nicht zu. Nein, es sind die »Anständigen« mit ihren permanenten Warnungen und Drohungen. Ihr – so sagen sie zu uns Juden –, ihr seid auch heute nicht sicher in diesem Land. Seht doch, was mit den Türken passiert! Dieses Land ist nicht viel anders als jenes damals.

Wollen sie uns warnen? Uns helfen? Verhindern, daß wir noch einmal wie viele unserer Vorfahren den Fehler machen, uns hier zu Hause zu fühlen? Uns daran erinnern, daß wir doch anders sind? Uns herausreißen aus dem Traum, hier ein stinknormales Leben leben zu können wie jeder von den Schreiern, die uns ständig warnen?

Sie zwingen uns in die Isolation, drücken uns voller Mitleid den gelben Stern auf die Brust und weinen dabei dicke Krokodilstränen. Doch ihre Sprache verrät sie. Versöhnlich klingt ihr Mitleid zwar, von oben herab gesprochen, doch mitleidlos ist ihr Zynismus, mit dem sie die potentiellen Opfer aus der Gesellschaft ausgrenzen.

Aber sie helfen uns Juden auch. Indem sie uns degradieren zum politischen Argument in ihrer Abwehrschlacht gegen die genetisch erworbene Vergangenheit, vertiefen sie den Graben immer wieder zwischen Juden und Deutschen.

Juden heute in Deutschland brauchen das Gefühl, daß sie *ihnen* nicht zu nahe kommen dürfen, weil das Verrat wäre. Es ist eine wichtige Grundlage ihrer Identität. Die Verhinderung der Kollaboration wird zum Lebensprinzip. Sollen *sie* doch reden von der Versöhnung, sooft sie wollen. Sollen *sie* sich gegenseitig beurteilen und verurteilen, je nachdem wie häufig und wie schmerzvoll sie sich an »damals« erinnern und sich von »jenen« distanzieren. Sollen *sie* warnen, sollen *sie* drohen, *sie* entfernen sich mit jedem Satz noch weiter von uns weg. *Uns* können *sie* nicht

täuschen und nicht verwirren. *Wir* sehen in *ihnen* Kollaborateure, die versuchen, sich unter die Haut ihrer Opfer zu stehlen, weil es ihnen nicht gelingt, ihren Wolfspelz abzustreifen. Der Verräter tut nur so, als ob die Bedürfnisse der anderen auch seine wären. Er versucht, sich unter die anderen zu mischen, und lügt und lügt und lügt. Nur wenige haben allerdings das Talent dafür, nicht gleich erkannt zu werden.

Die neu-deutschen Kollaborateure sind jene, die wieder einmal kollektiv denken, in die eine oder andere Richtung. »Wir sind alle schuld!« rief der Bundespräsident nach einem Brandanschlag gegen ein Wohnhaus von Türken. Alle? Also auch die Juden? Oder dürfen *wir* uns nicht dazuzählen, wenn er »wir« sagt? Sind *wir* mit-schuldig an den Ausschreitungen gegen Ausländer? Wenn nein, warum eigentlich nicht? Weil *wir* keine Deutschen sind? Oder nein, weil wir selbst Opfer waren/sind? Können Opfer zu Tätern werden?

Natürlich, werden jene sagen, die die Unterdrückung der Palästinenser durch die Israelis kritisieren. Aber hier in Deutschland? Wer würde auf die Idee kommen, die Juden hier unter die Täter zu reihen?

Wir sind keine Ausländer, aber auch keine Deutschen. Wir sind Verräter, immer schon gewesen, immer Mitglied zweier Gesellschaften, zweier Gruppen gleichzeitig. Der Jude war immer schon ein Verräter, weil er fast nie einer anderen als seiner eigenen Gruppe gegenüber loyal sein konnte.

Und wie gehen die Juden mit dem Problem der Kollaboration um? Gibt es dieses Verhalten auch unter ihnen? Natürlich, es muß es geben. Wenn sie von den Nicht-Juden ins Ghetto gezwungen werden, muß es auch unter ihnen den Verräter geben. Die Verdachtsmomente der Nicht-Juden gegenüber den Juden, der Nicht-Juden gegenüber den Nicht-Juden, sie existieren genauso unter den Juden. Nichts Schlimmeres kann daher ein Jude tun, als seine Feinde nicht konsequent genug zu bekämpfen.

Ein fast schon symbolisches Beispiel: die Waldheim-Affäre. Vor kurzem erschien in den USA ein Buch über die Beziehung zwischen Simon Wiesenthal und Ex-Präsident Waldheim. Wiesenthal wird darin vorgeworfen, Waldheim in Schutz genommen oder zumindest ihn nicht konsequent genug bekämpft zu haben. Ein schwerer Vorwurf. Nicht für Bundeskanzler Kohl oder die Österreichische Volkspartei oder wer ihn sonst noch verteidigt hatte. Schlimm für Wiesenthal, weil Jude. In diesem Sinne reagierte auch Wiesenthal auf den Vorwurf: daß er von alten und neuen Nazis kritisiert werde, sei er gewöhnt, von Juden so behandelt zu werden, schmerze ihn sehr.

Ob Waldheim ein Kriegsverbrecher gewesen ist, steht hier nicht zur Debatte, sondern nur, daß einer, der es bezweifelt – und noch dazu Jude

ist –, ein Verräter sein muß. Juden erwarten von Wiesenthal, daß er ein »jüdischer« Nazijäger sei. Nicht die Tatsachen, wie er sie sieht, sollen ihn bei seinen Handlungen leiten, sondern seine Herkunft, seine Abstammung, seine Geschichte, sein schlechtes Gewissen jenen gegenüber, die von dort herkommen, wo er auch herkommt. Oder nicht kommen konnten.

Wird ein Jude nachlässig bei der Verurteilung der ehemaligen und neuen Nazis, so begeht er Verrat, Verrat an der jüdischen Sache, die eine Sache von Toten und Ermordeten ist. So wird auch der Jude von Juden beurteilt: auf der Grundlage seiner pausenlosen Abgrenzung gegen das Gestrige. Auch er ist nur einer der »Anständigen«, wenn er wie ein Spürhund nach allem schnüffelt, was braun riecht und braun aussieht.

Diese Verpflichtung wurde weitergegeben von einer Generation an die nächste und die übernächste. Als hätten die sechs Millionen nur einen einzigen Auftrag an ihre Nachkommen: Laßt unsere Kinder, Enkel und Urenkel nicht einen einzigen Tag nicht an das denken, was mit uns geschehen ist!

Und es vergeht auch kein Tag. Mit Wünschelruten ziehen *wir* durchs Land, und sie schlagen aus in unseren Händen, wo sich nationales und judenfeindliches Gedankengut versteckt. Und verdammt sei der, der nichts mehr davon hören will! Der vielleicht die Fantasie hat, daß jüdische Identität heute vielfältiger sein könnte als reine Vernichtungs- und Überlebensgeschichte. Wäre nur ein Jude auf Waldheim zugegangen und hätte gesagt: Gleichgültig, was Sie einmal waren oder getan haben, heute sind Sie der Vertreter einer demokratischen politischen Partei, gewählt von der Mehrheit eines Volkes. Ich akzeptiere, was Sie sind und wer Sie sind, und möchte, daß auch Sie mich akzeptieren. Er wäre ausgeschlossen worden aus dem Kreis der Juden, geächtet und verdammt. Einen Kollaborateur hätte man in ihm gesehen, der ins Lager der Feinde übergelaufen ist.

Sind wir (Juden) also doch so wie die Deutschen? Quälen wir uns mit kleinkarierter Vergangenheitsbewältigung? Klammern wir uns an eine Vergangenheit, die nur noch ganz wenige von uns erlebt haben, als einziges Bindeglied, das uns zusammenhält? Haben wir Angst, diesen Zusammenhalt zu verlieren, der uns zu einem Kollektiv der Opfer und ihrer Nachkommen macht?

Es ist schwer mit dieser Versöhnung. Vielleicht wäre es besser, ohne sie zu leben. Jeder fühlt sich als einer der anderen, nach dem Prinzip des Mosaiks, in dem sich völlig verschiedene Steine zu einem Bild ergänzen und dennoch ihre Form behalten.

Vielleicht hören die Nicht-Juden einmal auf, die Juden vor ihren Mördern zu warnen. Vielleicht entdecken die Juden in Deutschland wieder

den deutschen Anteil in sich selbst. Vielleicht hält ein deutscher Politiker einmal eine Rede, in dem das Dritte Reich nicht vorkommt. Und vielleicht fällt es keinem auf.

Vielleicht gibt es einmal keine Verräter mehr unter den Juden und den Nicht-Juden. Vielleicht wird einmal ein Nicht-Jude nicht mehr danach beurteilt, wie sehr er den Holocaust bedauert. Vielleicht wird irgendwann einmal ein Jude auch dann nicht von anderen Juden verurteilt, wenn er nicht bei jedem antisemitischen Rülpser aufschreit. Vielleicht vertrauen einmal die deutschen Juden den deutschen Nicht-Juden. Vielleicht gibt es sogar einmal wieder die Zeit, in der sich Juden in Deutschland als Deutsche fühlen. Vielleicht hat einmal ein deutscher Nicht-Jude kein schlechtes Gewissen, wenn er mit einem Juden spricht. Vielleicht muß ein deutscher Nicht-Jude eines Tages nicht mehr demonstrativ zeigen, daß er gegenüber Juden kein schlechtes Gewissen hat. Vielleicht gibt es einmal in Deutschland keine Deutschen mehr.

Klett-Cotta im Frühjahr

Die neuen Sachbücher. Eine Auswahl.

Aus dem Englischen von Ulrich Enderwitz
232 Seiten, Linson mit Schutzumschlag,
DM 36,–/öS 265,–/sFr 36,80

In Toraja haben die Kinder spitze Ohren, wie Mister Spock vom »Raumschiff Enterprise«. Nigel Barley, hellhörig, packt seinen Rucksack und macht sich auf. Gummihühner bis Moskau, Transvestiten in Singapur, kuschelsüchtige Indonesier während nächtlicher Busfahrten zeichnen seinen Weg, bis der Urwald ihn schluckt. Als er wieder auftaucht, läuft er Johannis in die Arme..

Aus dem Französischen von Rolf Schubert und Bodo Schulze
252 Seiten, kartoniert,
DM 36,–/öS 265,–/sFr 36,80

Die »gefährliche Klasse« ist wieder da, seit unsere Gesellschaft ihre integrative Kraft verloren hat. Wir teilen wieder ein in Drinnen und Draußen, Zentrum und Peripherie, sozial nützliche und nicht nützliche Menschen. Zwei Soziologen haben einen Ausweg gesucht aus dieser neuen Sicht des alten Überlebenskampfes.

Klett-Cotta

REIHE DER VILLA VIGONI
Deutsch-Italienische Studien

Goethe und Manzoni
Deutsch-italienische Beziehungen um 1800
Herausgegeben von WERNER ROSS
1989. VII, 113 Seiten. Kart. DM 32.–. ISBN 3-484-67001-0 (Band 1)

Literaturgeschichtsschreibung in Italien und Deutschland
Traditionen und aktuelle Probleme
Herausgegeben von FRANK BAASNER
1989. VIII, 197 Seiten. Kart. DM 48.–. ISBN 3-484-67002-9 (Band 2)

Deutschland – Italien 1943–1945
Aspekte einer Entzweiung
Herausgegeben von RUDOLF LILL
1992. VI, 194 Seiten. Kart. DM 36.–. ISBN 3-484-67003-7 (Band 3)

Renaissance und Renaissancismus von Jacob Burckhardt bis Thomas Mann
Herausgegeben von AUGUST BUCK
1990. V, 103 Seiten mit 16 Abb. Kart. DM 28.–. ISBN 3-484-67004-5 (Band 4)

Kunstliteratur als Italienerfahrung
Herausgegeben von HELMUT PFOTENHAUER
1991. VI, 327 Seiten. Kart. DM 78.–. ISBN 3-484-67005-3 (Band 5)

Die Brentano
Eine europäische Familie
Herausgegeben von KONRAD FEILCHENFELDT und LUCIANO ZAGARI
1992. VI, 330 Seiten. Kart. DM 78.–. ISBN 3-484-67006-1 (Band 6)

Der Europa-Gedanke
Herausgegeben von AUGUST BUCK
1992. V, 147 Seiten. Kart. DM 38.–. ISBN 3-484-67007-x (Band 7)

Die Mylius-Vigoni
Deutsche und Italiener im 19. und 20. Jahrhundert
Herausgegeben von FRANK BAASNER
1992. VII, 153 Seiten und 49 Abb. Kart. DM 42.–. ISBN 3-484-67008-8 (Band 8)

Niemeyer

Elisabeth Bronfen
Nur über ihre Leiche
Tod, Weiblichkeit und Ästhetik

Deutsch von Thomas Lindquist,
ca. 600 Seiten
mit zahlreichen Illustrationen,
ca. DM 78,–

Literarische Schilderungen und bildliche Darstellungen von Tod und weiblicher Schönheit wirken ästhetisch anziehend und abstoßend zugleich. Vor allem aber spiegeln sie Normen westlicher Kultur wieder.
Elisabeth Bronfen zeigt in ihrem provokanten Buch, daß die Repräsentanz einer weiblichen Leiche weit über sich hinaus weist, Auskunft gibt über andere Bereiche – vor allem über den männlichen Künstler und die »Gemeinschaft der Überlebenden«.
Anhand von Untersuchungen der Werke von Dickens, Flaubert, Merimee, Nabokov, Virgina Woolf und Ingeborg Bachmann, durch historische Anekdoten, sozialgeschichtliche und anthropologische Forschungsergebnisse ist es ein Anliegen dieses Buches, den schauerlichen Genuß bei der Vorstellung einer schönen Leiche ernstzunehmen und zu fragen, welche Lüste und welche Ängste sich dabei in der (Männer-) Phantasie manifestieren.

Verlag Antje Kunstmann
Georgenstraße 123 · 80797 München

Oliver Fahrni
Frankreich – vom richtigen Gebrauch der Résistance

Eroberungen haben es so an sich, daß der Unterjochte mit dem Sieger kollaboriert. Das böse Wort meint Verrat und pragmatische Beziehungen zu beiderseitigem Nutzen. Der Widerstandskämpfer ist die Randfigur. Kommt mit der Befreiung endlich seine Zeit, ist es in der Regel für ihn auch schon zu spät.

Danach war alles ganz anders. In der 25. Stunde wird auch jener Schankwirt ein kaltblütiger Résistant, der einem Landser für den Rosé 20 Centimes über Preis abgenommen hat. Er nennt es wirtschaftliche Sabotage des Feindes und läßt seine Frau durch die Straßen treiben und scheren, weil sie mit dem Fremden schlief. Exorzismus: Hat sie nicht, hätte sie gerne. Daß der Kneipier die ganze Zeit über Eichelmehl ausgeschenkt und den zurückbehaltenen Kaffee mit 600 Prozent Gewinn an die Intendanz des Besatzers verschoben hat, ist eine andere Geschichte.

Danach läßt sich mit dem Résistant viel Staat machen. Er ist der Schlüssel zum Vergessen und hat auch sonst mancherlei nützliche Eigenschaften.

Ich weiß nicht, wie die doppelten Deutschen das halten – die Franzosen haben einen obsessionellen Umgang mit der eigenen Geschichte: Fragen wie jene, ob die Große Französische Revolution denn nötig war, scheinen ihnen bizarrerweise Sinn zu machen. Aktuelle politische Krisen werden mit Vorliebe als historisches Psychodrama ausgetragen. Zu diesem Behufe darf die Geschichte revidiert und verbogen werden, dem wohlfeilen Axiom Orwells folgend, wer die Vergangenheit kontrolliere, beherrsche auch die Gegenwart. Als im vergangenen Jahr die Republik wieder einmal in Verruf kam, wg. Arbeitslosigkeit & Demokratiedefizit, tingelte eine Theatergruppe durchs Land, die den Prozeß gegen Marie-Antoinette (der so nie stattgefunden hat) in einem Riesenspektakel darbrachte – Abend um Abend sprachen die Zuschauer ganz ernsthaft die Königin frei.

Die Résistance gegen Nazi-Deutschland hält den hohen Rang einer

Nationalen Zwangsvorstellung. Das verdankt sie Charles de Gaulle. Der General machte die Fälschung, das ganze französische Volk habe dem Besatzer unter seiner Führung siegreich widerstanden, zum Gründungsmythos der Nachkriegsrepublik. Wie bei allen Neurosen meldet sich seither die verdrängte Erinnerung in periodischen Krisen zurück. Sie ist langsames Gift in den Köpfen: Bilder einer trüben und faszinierenden Vergangenheit explodieren in Prozessen und Polemiken, einer langen Reihe von Affären. In diesen Tagen schickt sich Frankreich an, das 50jährige Jubiläum der *Libération* zu feiern.

Am 25. August 1944, das Azorenhoch hatte sich pünktlich eingefunden, zog General de Gaulle ins befreite Paris ein. Die Alliierten hätten die Stadt gerne rechts liegen lassen, um den Vorstoß im Nordosten nicht zu bremsen. Mit dem deutschen Kommandanten war ausgemacht, die Hauptstadt nicht zu verheeren, kann sein, daß von Choltitz Proust mochte oder wenigstens das Moulin Rouge. Aber die Pariser Résistants unter Führung der Kommunisten hatten am 19. August den Aufstand gegen die *boches* losgetreten. Noch in der Nacht wurden die meisten Rathäuser und Kommissariate besetzt und über 600 Barrikaden errichtet. In der Brasserie Bofinger wurde die Dekoration gewechselt. De Gaulle drängte die Alliierten, Paris zu nehmen und dabei der 2. Panzerdivision der französischen Exiltruppen unter General Leclerc den Vortritt zu lassen. Das machte doppelten Sinn: Die Befreiung der eigenen Hauptstadt brachte ihn an den Siegertisch, begründete gleichsam die gaullistische Legitimität und hinderte zugleich die Résistants der FFI (Forces Françaises de l'Intérieur) daran, eine Neuauflage der Commune zu wagen. Letzteres sahen auch die Amerikaner ein.

De Gaulle richtet sich sogleich im Kriegsministerium ein. Irritiert erfährt er, daß Leclerc und der kommunistische Partisanenchef Henri Rol-Tanguy gemeinsam die Kapitulationserklärung der Deutschen entgegengenommen haben. Der Chef ruft die Stäbe der FFI ins Ministerium, belobigt sie und dekretiert ihre Auflösung, obwohl noch weite Teile des Landes besetzt sind. Dann eilt er ins Stadthaus, wo die Widerständler ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Die Pariser erwarten ihn. De Gaulle hält seine erste Rede: »Paris! Geschundenes Paris! Gebrochenes Paris! Gemartertes Paris! Aber befreites Paris! Befreit aus eigener Kraft, befreit von seinem Volke mit Hilfe der französischen Armeen, mit der Unterstützung ganz Frankreichs, des kämpfenden Frankreich, jenes einzigen Frankreich, des wirklichen Frankreich, des ewigen Frankreich.« Kein Wort über die FFI. Die Résistants schlagen vor, nun die neue Republik auszurufen. De Gaulle giftet zurück, dazu gebe es keinen Anlaß: »Die Republik hat nie aufgehört zu existieren. Vichy war immer und bleibt

null und nichtig.« Exit Vichy, exit die »Nationale Revolution« von Marschall Pétain, exit das andere Frankreich. Die Umschreibung der Geschichte beginnt in der Stunde Null.

Tags darauf feiert ganz Paris. Die Sieger begehen die Champs Elysées, die sie den flanierenden deutschen Offizieren entrissen haben. Zwei Millionen jubeln. Georges Bidault, Vorsitzender des Nationalrates der Résistance (CNR), stellt sich am Arc de Triomphe neben de Gaulle auf. Mit einer harschen Handbewegung scheucht ihn der General ins zweite Glied zurück.

Da sind die Résistants schon ihrer Geschichte beraubt. Instant-Amnesie im Dienste des Gaullismus. Ihre Taten werden beweihräuchert, balsamiert, Sabotage und Heldenmut sind der Paravent, vor dem das komplizierte Spiel der Mythenbildung beginnt. De Gaulles Problem: Er sucht die Macht über ein tief zerrissenes Land. Wesentliche Teile der politischen Vorkriegs-Elite, der Bourgeoisie und der Bevölkerung haben mit dem Besatzer kollaboriert. Die Säuberungen laufen an, 3300 *Collabos*, die sich nicht rechtzeitig nach Sigmaringen abgesetzt haben, werden mit oder ohne Gerichtsurteil zu Tode gebracht. Die Deportierten sind noch nicht zurück. Der General schüttet den Graben mit der Lüge zu, nur eine Handvoll Vichy-Verräter habe mit dem Feind paktiert. Da stört naturgemäß die persönliche Erinnerung der Partisanen und ihr Wunsch, radikal mit der Vergangenheit zu brechen. Sie werden entwaffnet, demobilisiert, mit Orden behängt, den regulären Truppen einverleibt, zum Gattungsbegriff Résistance verflüchtigt. An die Stelle der Kämpfer tritt ein mythischer Held: Jean Moulin. Der Spiegel wird blind. Marguerite Duras wartet auf ihren Mann, der nach Dachau verschleppt worden war: »Da hat de Gaulle diesen kriminellen Satz gesagt: ›Die Tage der Tränen sind vorbei, die Tage des Ruhmes sind zurückgekehrt.‹ Wir werden ihm das nie verzeihen.« Wieder nur ein Beweis dafür, daß Erinnerung, diese Wüste immensen Schmerzes, nicht Geschichte ist.

»Paris, 14. Juli 1942. Sehr geehrter Herr Generalkommissar. Ich habe die Ehre, Sie zu informieren, daß die Familie Avimelef, wohnhaft an der Rue Bréguet Nummer 41, elftes Arrondissement, wo auch ich wohne, seit langem im Schwarzmarkt tätig ist. Sie handelt im Café Béhar, Rue Popincourt 17, und wenn sie erfahren, daß im Quartier eine Judenrazzia stattfindet, verstecken sie sich bei ihrer verheirateten Tochter, Madame Laudrigue, Rue Sedaine 57. Bitte befreien Sie uns, sehr geehrter Herr Generalkommissar, von diesen Leuten...« (Denunziationsbrief von M. L., in der Postzensur geöffnet)

Jean Moulin, Kriegsname »Rex«, springt in der eiskalten Nacht vom 1. auf den 2. Januar 1942 mit dem Fallschirm über Salon-de-Provence im nicht besetzten Teil Frankreichs ab. Er bringt Weisungen de Gaulles mit und den klingenden Titel »Persönlicher Gesandter des Oberkommandierenden und Delegierter des Französischen Nationalkomitees«. Die Résistance hatte ihn im Oktober nach London geschleust. Er sollte Waffen, Geld und Funkgeräte besorgen und erkunden, welche Bewandtnis es mit jenem General habe, der über BBC als rechtmäßiger Vertreter des Freien Frankreich sprach. Moulin findet de Gaulle in einem überheizten Hotelzimmer, isoliert und gereizter Stimmung. In langen Monologen geifert er gegen die Alliierten, die sich nicht entschließen können, in ihm den Retter seines Landes zu sehen. Churchill behandelt ihn mit leiser Verachtung, die Amerikaner hoffen, Vichy werde sich zu gegebener Zeit samt Flotte auf ihre Seite schlagen. Sie verkennen, daß Pétain in Südfrankreich nur ein Protektorat Hitlers leitet. (Die Flotte versenkt sich ein paar Monate später im Hafen von Toulon selber.) Bis kurz vor Kriegsende wird Roosevelt alles daransetzen, den langen Franzosen auszuschalten.

Moulin ist konsterniert. Der frühere Präfekt der Volksfrontregierung steht noch ganz im Bann des deutschen Überfalls. In Chartres hatte er sich dem Befehl zweier Wehrmachtsoffiziere, ein Massaker an Frauen und Kindern schwarzen französischen Soldaten (Tirailleurs sénégalais) zuzuschreiben, durch Selbstmordversuch entzogen. London erscheint ihm als absurdes Theater. Zwischen Bombenalarm und Tea Time wird »Rex« klar, daß sich hier alle Intrigen allein um die Frage drehen, mit welchen politischen Kräften *nach* dem Krieg in Westeuropa der Kapitalismus restauriert werden kann. Churchill warnt ihn diskret vor den diktatorischen Versuchungen de Gaulles. Derweil verbluten im russischen Winter Hunderttausende.

Auch der General spricht, mit herrschaftlichem Zungenschlag und steifem Genick, nur von der Zeit *danach*, und er hat sich die Hauptrolle zugedacht. Er traut der Résistance nicht über den Weg. De Gaulle fürchtet die Unwägbarkeiten der Befreiung, die revolutionären Pläne der Partisanen. (Er wird mehrmals Waffenlieferungen an die kommunistischen Franc-Tireurs verhindern. Die müssen sich dann per Handstreich in den gaullistischen Depots bedienen.) Andererseits braucht er die Résistance, um sich bei den Alliierten als Chef Frankreichs durchzusetzen.

Wir wissen nicht, wieweit er sich Moulin anvertraut hat. Aber der Präfekt landet in der Provence als Gaullist. Er hat den Auftrag, die drei Widerstandsbewegungen *Libération, Combat* und *Franc-Tireurs* zu vereinen, sie dem militärischen und politischen Kommando de Gaulles zu unterstellen und eine Geheimarmee (AS) zu gründen.

Die Partisanen fügen sich widerstrebend. Sie freuen sich zwar über

Francs & Flinten und sehen auch keinen Tort darin, sich der militärischen Kompetenz des Generals zu beugen. Aber sie erkennen die Absicht, eine Résistance, die noch gar keine ist, unter politische Kontrolle zu nehmen. Die Widerstandskämpfer leben in völliger Klandestinität. Sie sind kaum 5000, verstreut und gejagt, verfügen gerade über ein paar Revolver, Jagdgewehre und Radios. Die Rekrutierung ist schwierig. Im besseren Fall stoßen sie auf Indifferenz, manchmal werden sie denunziert. Erst der obligatorische Arbeitsdienst in Deutschland wird der Résistance viele junge Kämpfer zutreiben, Arbeit macht frei. (Anfang 44, die Befreiung steht an, und in Paris wird »Antigone« gespielt, sind 40 000 im Untergrund. Der spätere Premier Michel Debré: »Wir waren selbst nach der Landung der Alliierten eine kleine Minderheit.«) Tristes Frankreich, weit weg vom Chanson-Klischee des burlesken, alltäglichen Widerstandes.

Moulin meldet im März den Huldigungseid der Résistance-Chefs nach London. Im Terrain aber beharren die Freischärler auf ihrer politischen Autonomie, weil sie geschworen haben, die alte politische Kaste nicht mehr an die Macht zu lassen. Sie wollen weder eine Republik des Säbels noch eine Republik der korrumpierten Parteien. Der Schock des krachenden Zusammenbruchs von 1940 sitzt tief. Innerhalb weniger Wochen, Premiere in der Geschichte der imperialen Mächte, hatte die Generalität kapituliert, waren die Strukturen des Landes zerfallen, die nationalen und lokalen Eliten zusammengebrochen. Die Soldaten sprachen von einer gewollten Niederlage. Viele Résistants sahen darin einen Verrat der herrschenden Klasse, gleichsam eine Revanche für die Volksfront-Zeit, ihre Gesetze über die Organisation der Produktion und die antifaschistischen Streiks. 1938 verging kein Cafébesuch, ohne daß sich ein Bourgeois über das Thema »Lieber Hitler als Léon Blum« ausließ, und während der letzten Parlamentsrede des Sozialistenchefs tönten, nicht nur von den Hinterbänken, »Tod den Juden«-Rufe. Das Kartell der 100 Familien hatte die Republik weggeworfen und vor Hitler-Deutschland die Beine breitgemacht. Was, bittere Konstante dieser Art von Hingabe, den Invasor nicht hinderte, grausames Regiment zu führen.

Die Partisanen, de Gaulle und Pétain wußten, was heute die offizielle französische Historiographie negiert: Die Résistance ist *Bürgerkrieg*, ein weiterer Bürgerkrieg in einer langen Reihe, kaum kaschiert als Kampf gegen einen Besatzer ausgetragen.

Vichy, das Frankreich der staatlichen Kollaboration, verkörperte nicht nur die französische – gemilderte – Version des benachbarten Faschismus, sondern auch die konterrevolutionäre Tradition eines starken Teils der Bourgeoisie. Nicht ohne einen gewissen Eclat stellt diese Fraktion der gallischen Herrschenden immer wieder die Republik in Frage, die von ihren Freunden regelmäßig neu durchgesetzt werden muß. 1790–99,

1830, 1848-51, 1870/71, 1917, 1943-45, 1956-60 (1968?) erfuhr diese Auseinandersetzung eine krisenhafte Zuspitzung, wobei die Erinnerung an die vorige traumatische Sequenz jeweils die folgende nährte: Die Französische Revolution nährte die Affäre Dreyfus und die Commune, Dreyfus Vichy, die Commune den Widerstand etc.

Das ist der Grund, weshalb die Republik in Frankreich zugleich tief verwurzelt und hoch fragil erscheint: Keine bedeutende Vorlage geht durchs Parlament, keine soziale Änderung geschieht, ohne daß der permanente Bürgerkrieg mitschwelt. Der Streit entzündet sich an den immergleichen Fragen: Laizität vs. Klerus, Menschenrechte vs. Vorrechte, direkte Demokratie vs. politische Oligarchie. Da lassen sich dann Republikaner, die eben noch mit viel *langue de bois* diese oder jene Errungenschaft der Revolution verteidigten, beim Mißtritt beobachten. Im Dezember 1993 etwa erlitt die bürgerliche Regierung von Edouard Balladur (»Ihro höfische Süffisanz« nennt ihn der *Canard enchainé*) einen schweren klerikalen Rückfall: Mit einem parlamentarischen Handstreich setzte sie die Bevorzugung der privaten Konfessionsschulen durch. Balladur rührte damit an das Tabu der École républicaine und setzte bei den darniederliegenden Sozialisten unversehens eruptive Energien frei.

In diesem jahrhundertealten Faux-Pas-de-deux haben die herrschenden Familien ihren Besitz, also ihre Macht weitgehend unbeschadet über die Zeiten gebracht. Nirgendwo sonst in Europa sind die sozialen Beziehungen in der Arbeitswelt so rückständig, die Gewerkschaften so schwach, die Verfügungsgewalt des Kapitals derart ungebrochen. Da liegt die Vermutung nahe, diese Beständigkeit der Oligarchie sei die Ursache des kriegerischen Reigens.

Tatsächlich füllten die Revolutionäre von 1789/1830/1848 den eroberten Staat mit republikanischen Prinzipien samt zivilisatorischer Mission (was den kolonialen Aktivitäten nicht abträglich war), mußten aber die Macht über die Ökonomie mit den alten Herrschenden teilen. Die Institutionen der Republik wurden der Ort, wo dieser Kompromiß reguliert wird. Das erklärt das doppelte Gesicht der Französischen Republik: Einerseits ist sie fortschrittlichste Staatsform in Europa – Deutschland hat eine Republik im französischen Sinne nie gekannt –, zum andern sind in ihr feudale und elitäre Mechanismen bewahrt, wie etwa die hermetische soziale Abschottung der Führungsriegen (Beamtencorps, Unternehmenschefs etc.).

Neigt sich der republikanische Kompromiß eher dem progressiven Lager zu, pflegt ein Teil des Bürgertums das Register des Ausstiegs aus der Republik zu ziehen. Hübsches Paradox, daß die Permanenz einer starken konterrevolutionären Kraft den Franzosen den unverdienten Ruf eingetragen hat, ein aufrührerisches Volk zu sein.

Maréchal Philippe Pétain forderte dieses reaktionäre Erbe ein, als er am 10. Juli 1940 im Casino von Vichy die »Nationale Revolution« ausrief. Die republikanische Losung »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« fiel und wurde durch die Dreifaltigkeit »Arbeit, Familie, Heimat« ersetzt. Der Haß auf alle Formen direkter Demokratie, der Kult der ständischen Gesellschaft und der naive Agrarromantizismus waren nicht importiert, sondern stützten sich auf den antirepublikanischen Reflex der lokalen Kleriker und Notablen – Bodensatz der abgetriebenen Großen Revolution.

Selbst der Antisemitismus Vichys wurzelte tief im eigenen Boden. Das ist ein weitgehend verdrängtes Stück französischer Geschichte. Er habe, sagte Pétain mit der Verve des Platzhirsches, »in Sachen Antisemitismus von den Deutschen keine Lektionen zu erhalten«. Ohne von Berlin genötigt zu werden, dekretierte er 1940 ein »Judenstatut« und entfernte die »Israeliten« aus Verwaltung, Armee, Presse, Erziehung und zahlreichen Berufen. Die Franzosen billigten das: Zwei Wochen später ging der Vichy-Chef auf eine triumphale Tour de France.

Noch bevor die Nazis die Belieferung der Holocaust-Maschine mit »Menschenabfall« (Vichy-Premier Pierre Laval) einforderten, waren in französischen Internierungslagern 3000 jüdische Menschen gestorben. Pétain, Laval & Co. gefielen sich in vorauseilendem Gehorsam. 1941 begann das Zusammentreiben der Juden in Lagern wie Drancy. 1942 wurde die Verpflichtung eingeführt, den Gelben Stern zu tragen, mit dem erhellenden Verbot, gleichzeitig Orden der *anciens combattants* aus dem Ersten Weltkrieg anzuheften. Ein paar Tage darauf ging der erste Konvoi nach Osten. Das »andere Frankreich« lieferte 76 000 Juden an die Nazis aus, von denen weniger als drei Prozent überlebten.

»Monsieur le Haut-Commissaire, ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich am Kauf von Gütern interessiert bin, die Juden in der Seine-et-Oise gehören. Ich hätte gerne genauere Information über die Besitzungen von Monsieur David Weil in Pontchartrain, Montfort-l'Amaury und La Queue-des-Yvelines. Selber Gutsherr in Orgerus, würde ich auch gerne Genaueres über drei weitere jüdische Güter erfahren: das Château des Ifs von Madame Bufnoir (eine amerikanische Israelitin), das Manoir du Parc von Monsieur Lucien Feist und das Pré-Bois von Monsieur Maroni. Hochachtungsvoll, Ihr Maurice L.« (von der Postzensur geöffnet)

Paris, Frühsommer 1942. Die Kollaboration ist ein breiter, träger Fluß. Music-Halls, Theater und Kinos haben Zulauf. Im Rex, das deutschen Soldaten und ihren französischen Begleiterinnen vorbehalten ist, wird »Jud Süß« gespielt, im Imperial läuft »Bel Ami«, Regie Willy Forst, im

Sheherazade strippen die Schönen. Die Gestapo hat sich im Hotel Lutetia eingerichtet. Besatzer und *Collabos* haben ihren Stammtisch bei Bofinger. Tischgespräch sind Heydrichs Paris-Besuch und ein gewisser François Mitterrand. Der arbeitet im Kriegsgefangenen-Kommissariat von Vichy, nachdem er aus dem Stalag IX A ausgebrochen ist, und steht im Verdacht, für die Résistance den NAP aufzubauen, den Dienst zur Infiltrierung der französischen Verwaltung. Heydrich sitzt mit dem SS-General Oberg und René Bousquet zusammen, dem Polizeichef Vichys. Sie planen die Judenrazzias. Bousquet zeigt sich eilfertig: Auf französische Anregung hin wird beschlossen, auch Kinder unter 16 Jahren zu deportieren.

An der Rue de Presbourg 19 ist Grande Soirée bei Michel und Hélène Szkolnikoff. Unterteller in Gold, erlesene Bilder, zehn Bedienstete, die beste Tafel in Paris. Er ist Jude russischer Abstammung, Hélène heißt in Wirklichkeit Elfrieda. Das Duo ist das Top der Pariser Schwarzhändler. Ihr erstes gemeinsames Geld haben sie mit dem Verrat von Fabius Finkelmann gemacht, einem Geschäftsfreund von Elfriedas erstem Mann. Die Gestapo hat ihnen die Waren und ein Haus Finkelmanns überlassen. Szkolnikoff arbeitet für das Büro Otto, das auf Görings Befehl die Plünderung Frankreichs organisiert. Die Einkaufsbüros, eine Form staatlichen Schwarzmarktes, sammeln vom Schuhbändel über Fleisch, Prêt-à-porters und Camions bis zu Diamanten und Ingres-Gemälden alles ein, was Deutschland und der Reichsmarschall begehren. Bezahlt wird mit den fünf Milliarden Francs, die Frankreich monatlich für die Besatzungskosten abgepreßt werden. Göring: »Ich sehe die Kollaboration der Herren Franzosen nur so: Sie liefern, bis sie nicht mehr können. Tun sie's willig, nennen wir es Kollaboration. Fressen sie alles alleine . . .« Die Einkaufsbüros haben eine zweite, klandestine Funktion, die 1943 ihre zentrale Aufgabe wird: Weil sie über exzellente Informantennetze verfügen, arbeiten sie als getarnte Außenstellen der Gestapo. Unter den Gästen bei Szkolnikoffs sind an diesem Abend eine Handvoll SS-Offiziere, etliche Damen aus der Halbwelt, ein französischer Schriftsteller und die Schuhindustrielle D. aus Lyon, die am Nachmittag Szkolnikoff ihre gesamte Jahresproduktion verkauft hat. Während sie mit ihm den Preis aushandelte, hatten zwei *Collabos* einen übel gefolterten Résistant ins Büro geschleppt und an den Heizkörper gekettet. Das scheint dem Appetit von Madame D. keinen Abbruch zu tun. Atmosphère, Atmosphère.

Derweil pflegten der General und die Partisanen ihre Mesalliance auf Zeit. Moulin hatte die Führung der Résistance von den republikanischen Absichten de Gaulles überzeugt. Kann sein, daß die schlimme Lage im Zweifrontenkrieg gegen Vichy und Wehrmacht die Einsicht befördert hat. Christian Pineau, ein Gewerkschafter-Résistant, rang de Gaulle in

London gar ein klärendes Manifest ab. Die erste Fassung geriet zum Racheakt an der Vorkriegsrepublik. Als Pineau schon in die einmotorige Lysander nach Paris stieg, überbrachte ein Motorradbote eine neue Fassung – die erste innenpolitische Erklärung des Generals: »Während sich das französische Volk für den Sieg eint, sammelt es sich auch für eine *Revolution*... Wir definieren die Kriegsziele: Wiederherstellung des französischen Territoriums in seiner Ganzheit, des Imperiums und der vollen Souveränität der Nation über sich selber... Das System von Partikularinteressen, das bei uns gegen das nationale Interesse gewirkt hat, muß für immer gestürzt werden... Die nationale Sicherheit und die soziale Sicherheit sind gekoppelte und imperative Ziele... Wir werden siegen!«

Ein ziemlich opakes Stück Demagogie, aber die Résistance war's zufrieden. *Danach* wird es keinen Pfifferling wert sein, die Repressionsopfer des Renault-Streiks von 1947 könnten uns was erzählen. De Gaulle hatte die Nachkriegsordnung längst entworfen: Er befahl Moulin, einen Nationalrat der Résistance (CNR) einzurichten, in dem neben den Partisanengruppen die Gewerkschaften und Parteien saßen. Bittere Pille für die Freischärler. Gegen die Präsenz der KP hatten sie nichts einzuwenden, weil die den Widerstand im Inneren in starkem Maße mittrug – auch wenn die hartnäckig verbreitete Parteilegende von den 75 000 Füsilierten eine Mär ist. Die vier bürgerlichen Parteien aber standen im Verdacht, ein gebrochenes Verhältnis zur Republik zu haben, und sie waren im Widerstand, abgesehen von Einzel-Persönlichkeiten, auch kaum aktiv. Moulin räumte die Einwände mit eiserner Hand beiseite, und am 27. Mai 1943 hielt der CNR mitten im besetzten Paris, in der Rue du Four 47, seine erste Sitzung ab. Am Abend ging ein Kabel nach London: »Wie auch immer die Verhandlungen ausgehen, de Gaulle bleibt für alle der einzige Chef der französischen Résistance.« Das Telegramm wurde von der britischen Zensur unterschlagen, bewirkte aber wahrscheinlich de Gaulles Durchbruch bei den Alliierten.

Jean Moulin hatte seine Rolle erfüllt. Drei Wochen später wird er verraten und bei einem klandestinen Treff in Caluire verhaftet. Er stirbt unter der Folter des Lyoner Gestapochefs Klaus Barbie. Aber der blutige Klaus ist nicht der letzte Mann, der Hand an Moulin gelegt hat: »Rex« beginnt eine bewegte Existenz als historischer Mythos.

Nach dem Tode Moulins spürt die Résistance, wie die Geschichte eine merkwürdige Beschleunigung erfährt. Die Kommunisten wollen endlich den Nationalen Aufstand auslösen. Die Alliierten zwingen die Partisanen zum Stillhalten. Sie sollen die Landung in der Normandie abwarten. In einer Charta proben die Widerstandskämpfer noch einmal die Revolte: Sie fordern soziale Demokratie, Zerschlagung der großen Trusts, Ver-

staatlichungen, Mitbestimmung. Aber die nationale Erhebung, auf die Zeit kurz vor der *Libération* verschoben, scheitert. Die Revolution findet auch 1944-46 nicht statt.

Dann geht alles sehr schnell. Noch bevor sich's die Résistance versieht, ist sie schon durch den Exil-Widerstand an den Rand gedrängt (eine weitere Konstante in der Geschichte der Befreiungsbewegungen). Gleichzeitig beginnt die Rehabilitierung des Vichy-Regimes: Der Kalte Krieg, der Aufstand in den Kolonien und die Restauration des Kapitalismus erfordern die nationale Einheit. Noch 1945 erscheinen die ersten rechtsradikalen Blätter, '46 beginnt die Kampagne gegen die Säuberungen, '47 die politische Eliminierung der Kommunisten. 1948 werden die ersten Résistants vor Gericht gezerrt, '49 spricht das Sondergericht im letzten Vichy-Prozeß den Judenjäger Bousquet frei, wg. nicht näher erläuterten Verdienstes um die Résistance (!). 1950 sagt ein Berater de Gaulles, Vichy und London seien nur zwei Sehnen am selben Bogen des freien Frankreich gewesen. 1951 geht das erste Amnestiegesetz durchs Parlament, '53 schlägt Asterix die Goten, '54 fällt Dien Bien Phu, und der Algerienkrieg beginnt. Zwei Jahre später wird der *Collabo* und künftige Medienzar Robert Hersant in die Kammer gewählt (in seinem Leibblatt *Figaro* buhlt er um die Gunst der Pinochets und Stroessners). 1959 beschließt de Gaulle den makabren Tanz: In Vichy ruft er »Vive Vichy«. Biographielücken werden schick. Die Erinnerung der Résistance ist hin, oder wie der Philosoph Alain Finkielkraut schreibt, »veine« – vergeblich.

Allein »Rex« behält seinen hohen Gebrauchswert. Mitte der sechziger Jahre hat der General wieder eine Mission für den toten Helden. Die Lage ist vertrackt. Das Imperium ist zerfallen. Frankreich ist erneut tief zerrissen. Der Algerienkrieg ist unrühmlich zu Ende gegangen. Frankreichs Soldaten, darunter zahlreiche Ex-Résistants, haben eine Million Algerier umgebracht. Und schließlich hatten rechte Offiziere der OAS das alte Spiel gespielt, einen Bürgerkrieg angezettelt und den Staatsstreich versucht – unter offenem Bezug auf Vichy.

Moulin war die Asche der Stunde. Am 19. Dezember 1964 fuhr er ins Panthéon ein (republikanische Heiligsprechung), und de Gaulle machte daraus eine Huldigungs- und Versöhnungsfeier zugleich. Nicht daß der Ort für einen Mann vom Schlage Moulins ein empfehlenswerter wäre. Man ruht in schlechter Gesellschaft, von Voltaire, Rousseau et al. abgesehen. Zwar machten die Revolutionäre von 1789 die Kirche Sainte-Geneviève zum Panthéon, um Mirabeau zu ehren. Doch die meisten Revolutionäre sind längst wieder entfernt. 1794 wurde Mirabeau durch ein Seitenportal weggeschafft, während Marat durchs Hauptportal reingetragen wurde – für fünf Monate. 41 der 66 Halbgötter hat Napoleon der Ewigkeit empfohlen, drei Kardinäle, denen doch anderswo Hausrecht

gewährt wäre, eingeschlossen. Unter der neoklassizistischen Pariser Kuppel liegen nur je 1 Frau, 1 Jude, 1 Neger.

Ärger noch: Durch eine merkwürdige Mechanik verliert der zum Ruhme Gebettete seine Essenz. Voltaire als Exempel: Die Kirche hatte ihn eiligst verscharrt – aus den Augen, aus dem Sinn. Das erhöhte seine Wirkungskraft. Die Glorie von Candide aber war nicht zu vereinen mit der Wiederauferstehung Jesu und noch weniger mit der Monarchie. Die Revolutionäre holten ihn am 11. Juli 1791 ins Panthéon, brüskierten damit zwar den fallenden König, erwiesen Voltaire aber einen schlechten Dienst. Sein Werk hat sich, so scheint's, seither in unbestimmte Höhen verflüchtigt.

Von de Gaulles Kulturminister André Malraux, Résistant auch er, Herold der Schanghaier Kommune, Spanienkämpfer und Plünderer der Khmer-Schätze, ist anzunehmen, daß er von diesem Zusammenhang wußte. Malraux besorgte die Inszenierung der moulinschen Himmelfahrt. Er richtete die Sache so, daß die defilierenden Militärs und Gäste in einem Halbkreis erst an Moulins Katafalk, dann an de Gaulle vorbeigingen. Der Tote ward geehrt, um einen Lebenden zu feiern.

In einer halluzinierenden Rede hob Malraux den »gefolterten König des Schattens« ins Licht. Kein Wort darüber, daß die französischen Militärs eben an Tausenden von Algeriern erprobt und verfeinert hatten, was sie bei den Deutschen leidend gelernt: vom Elektroschock über die Schaukel bis zur Badewannen-Folter, das ganze Arsenal. Die Nation war wieder um den Mythos der eigenen Résistance versammelt, mildes Vergessen konnte erneut einsetzen.

Dann hatte Moulin Ruhe – bis ihn Mitterrand in die Pflicht nahm. Der knüpfte 1981 am Bürgerkrieg an und versprach den Bruch mit dem Kapitalismus. Um der Ambition Nachdruck zu verleihen, feierte Mitterrand seinen Wahlsieg mit einer sakralen und programmatischen Inszenierung. Die Rose in der Hand, schritt er zu intimem Zwiegespräch mit den Altvorderen ins Panthéon. Im ersten Grüftl meditierte er lange vor den Gebeinen Victor Schoelchers, des Kämpfers gegen die Sklaverei, legte die Rose nieder und entschwand dem Blick der Kamera. Als sie ihn wieder einfing, unterwegs zum Sozialisten-Vater Jean Jaurès, trug Mitterrand eine neue Rose. Wieder Meditation. Moulin war die dritte Station. So meditierte sich der französische Präsident durch die Geschichte, und die Rosen wuchsen aus seiner Hand (auf die sorgsam hinter Wegbiegungen versteckten Assistentinnen fällt auch in dieser Geschichte kein Licht).

Die wundersame Verehrung fand nur am Fernsehen statt. Bereits zwanzig Monate später schwenkte Mitterrand unter dem Druck der kapitalistischen Verhältnisse zuerst auf einen sozialdemokratischen, dann gar auf neoliberalen Kurs. Die Arbeitslosigkeit stieg, und darob sollte

sich einer von Mitterrands Paladinen das Leben nehmen. Die Revolution wurde auch diesmal abgesagt. Mit einer feinen Nuance: Mitterrand, ursprünglich ein Rechtskatholik, inszenierte seine eigene Konterrevolution. Seitdem bekränzte er jedes Jahr das Grab von Pétain.

Gewiß kein Versehen Mitterrands, dem ein hochentwickeltes Gespür für das kollektive Unterbewußtsein nachgesagt wird. Als ihn die jüdische Gemeinde zur Rede stellte, antwortete der Präsident, er habe nicht den Vichy-Chef geehrt, sondern den Helden von Verdun. Damit wiederholte er einen schlauen Kunstgriff de Gaulles: Die Geschichte Frankreichs zwischen 1914 und 1945 wird zum dreißigjährigen Kampf gegen den deutschen Aggressor umgedeutet. Der permanente Bürgerkrieg fand nicht statt. Mitterrand besetzte damit symbolisch de Gaulles Platz in der Geschichte. Er weiß, daß er nicht, wie die Pharaonen, einen Mythos (de Gaulle) durch eine Namensänderung (Vorschlag: »Das lange Elend«) tilgen wird. Aber er kann einen Gegenmythos (Pétain) mobilisieren.

Der Streit um das Grab auf der Insel d'Yeu kam 1992 noch einmal auf, als Mitterrand trotz einer Blockade durch eine jüdische Gruppe die Kranzniederlegung erzwang: Am Abend des 11. November, das letzte Schiff war mit den Pétain-Gegnern zum Festland zurückgefahren, landete der Präfekt der Vendée bei Nebel in einem Helikopter und brachte das Gebinde des Präsidenten dar.

Das war auch den Sozialisten zuviel. Sie rangen Mitterrand das Versprechen ab, die Ehrung künftig zu unterlassen. Die Zeit für eine echte Trauerarbeit schien gekommen, und die florierende Buch- und Filmproduktion der letzten zwei Jahre stützte die Vermutung, Frankreich werde sich jetzt endlich über seine Kollaboration und seinen originären Antisemitismus beugen. 50 Jahre schienen eine gute Halbwertzeit des Selbst-Ekels.

Der zweite Prozeß gegen Polizeichef Bousquet, diesmal wegen Verbrechen gegen die Menschheit, drängte sich als Szenerie für ein reinigendes Psychodrama auf. Bousquet hatte seit seinem Freispruch in der Bank Indosuez Karriere gemacht und ein Regionalblatt geleitet. Das Elysée verzögerte offenbar den Prozeßbeginn. Ein Geistesgestörter löste das Problem: Er paßte den Vichy-Schergen in Paris ab und erschoß ihn.

Markus Heiniger
Das helvetische Paradox

Die Schweiz und das Dritte Reich

> »Sechs Tage in der Woche arbeiten die Schweizer für Hitler, am Sonntag beten sie für den Sieg der Alliierten.« (Zeitgenössischer Spruch)

Herbst 1989 in der Schweiz. Mit seinen Jubiläumsaktionen zum 50. Jahrestag der Kriegsmobilmachung der Armee am 2. September 1939 hat das Eidgenössische Militärdepartement nicht nur Zustimmung geerntet. Es finden lebhafte Debatten statt. Bei diversen Veranstaltungen referiere ich über die Ambivalenz zwischen wirtschaftlicher Kooperation und politisch-militärischer Distanzierung der Schweiz gegenüber Nazi-Deutschland 1939-1945. Drei Reaktionsmuster sind zu beobachten:

1. *»Warum wußten wir bisher nichts von den Wirtschaftsverflechtungen?«* – Gewisse »Veteranen« (die Minderheit) sind erstaunt darüber, wie eng die wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen der Schweiz und dem Dritten Reich waren. Das hätten sie damals nicht gewußt. Das sei doch Kollaboration: Zusammenarbeit mit dem Feind! Einige von ihnen sind erschüttert, fühlen sich betrogen. Sie haben 1939-1945 dem Staat die Aussage geglaubt, die Schweiz sei autonom, könne rundum antinazistisch handeln.

2. *»Das war ja alles Kollaboration!«* – Viele »Junge« reagieren empört auf die Tatsache der Wirtschaftsverflechtungen. Sie sehen darin vor allem eine umfassende Kollaboration der Schweiz. Der Historiker erklärt einschränkend, daß auf der politischen Ebene eine Eigenständigkeit gewahrt wurde, daß ideologisch ein beträchtlicher Widerstand gegen den Nationalsozialismus lebendig blieb, ferner, daß die Alliierten eine Schweiz, welche völlig im Lager des Dritten Reiches gelandet wäre, wohl kaum unverschont gelassen hätten. Auch die »Jungen« sind fälschlicherweise von einer vollständigen Handlungsfreiheit des Kleinstaates ausgegangen.

3. *»Mag schon sein, aber was zählt, waren der intakte Schweizer Abwehrwille und die Armee.«* – Andere »Veteranen« (die Mehrheit) und Jüngere, ihnen Geistesverwandte, bestreiten zwar zumeist die wirtschaftliche Ko-

operation kaum, spalten sie aber ab: Was im nachhinein zähle, sei die aufrechterhaltene politische Selbständigkeit, gestützt wesentlich von der Armee. Daß der bezahlte wirtschaftliche Preis so groß gewesen sei, habe man nicht gewußt, aber das sei wohl unvermeidlich gewesen. Bestimmte, zu weit gehende Zugeständnisse werden Einzelpersonen angelastet, zum Beispiel dem damaligen Vorsteher des Politischen Departements (Außenministerium), Marcel Pilet-Golaz. Der Historiker, der darauf beharrt, daß nicht nur die politisch-ideologische Distanz zu Hitler, sondern auch die wirtschaftliche Verflechtung mit der deutschen Kriegswirtschaft zur Rolle der Schweiz im Krieg gehörte, wird als zu kritisch, einseitig, zu links, zu pazifistisch bezeichnet.

Diese Reaktion Nummer 3 ist geprägt von der jahrzehntelangen Fixierung auf die Fragestellung »Anpassung oder Widerstand«, welche die Nachkriegsdiskussion über die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs dominierte. Da die Schweiz nicht erobert wurde, war nicht festzustellen, ob dies den »Widerständlern« um General Guisan oder den »Anpassern« zu verdanken war. Kollaborateure in dem Sinn, wie es sie in den besetzten Ländern gab, findet man in der Schweiz wenige (vor allem verurteilte Landesverräter). Die Abrechnung nach Kriegsende erfolgte entsprechend weniger heftig, für eine effektive Aufarbeitung des Verhaltens verschiedener Gruppen fehlte weitgehend der Druck im Unterschied zu den während des Krieges besetzten Staaten. Die meisten konnten sich im nachhinein ungestraft den »Widerständlern« zurechnen. Ausgewählte »Anpasser« wurden als Kollaborateure bezeichnet und entsprechend geächtet.

Abschied von der Fixierung auf »Anpassung« oder »Widerstand«

Die Formel »Anpassung oder Widerstand« hatte eine eindeutige zeitgenössische politische Bedeutung im Sinne einer *Zielsetzung*: Abstand vom faschistischen Modell oder Bereitschaft zum Arrangement. Nachträglich versperrt die ausgeprägte Entweder-oder-Fragestellung differenzierten Betrachtungen der effektiven wirtschaftlichen, politischen und kulturellen *Praxis* eher den Weg: Der »Widerstand« hatte sich bewährt. Das »Hitlerreich« war das absolut Böse gewesen, damit hatten wir schon als freiheitliche Willensnation und Kleinstaat rein nichts zu tun. Bis 1989 wurde das Bild einer Insel Schweiz gepflegt, die 1939-1945 erfolgreich den »Alleingang« praktizierte, eine Strategie, welche ihr auch weiterhin wohl anstehe. Das schweizerische Nein zur Öffnung gegenüber Europa bzw. zur Teilnahme am Europäischen Wirtschaftsraum EWR vier Jahre später, am 6. Dezember 1993, dürfte wesentlich von einer Verlängerung dieses illusionären Geschichtsbildes in die Zukunft geprägt worden sein.

In den ersten beiden Fällen hingegen entstanden interessante Diskussionen, die regelmäßig ins Zentrum der hier zu erörternden Fragen gelangten: Im Gegensatz zur Meinungsgruppe 3 wurde man sich einig, daß ein begrenzter Handlungsspielraum des Kleinstaates, speziell in Kriegszeiten, ideale Verhaltensweisen ausschließt. Alle Neutralen lavieren 1939-1945, ihre Politik richtet sich auch nach dem Frontverlauf. Es gibt überall eine Vor- und Nach-Stalingrad-Zeit, alle überlebenden Neutralen sind »viel mehr neutral gegenüber den Achsenmächten als gegenüber den Alliierten« (Johan Galtung).

Im Staatsverhalten gibt es 1939-1945 weder totale »Anpassung« noch absoluten »Widerstand«, Kooperationen sind für den Kleinstaat existentiell, Konzessionen sind nötig – aber bis zu welchem Punkt? Welche Kriterien können festgesetzt werden, um nicht einer Beliebigkeit der Bewertung zu verfallen? Wo kippt der Kompromiß in die Korruption, wo die passive wirtschaftliche Kooperation aus Not in eine freiwillige Kollaboration? Bestehen Alternativen? »Wo liegt die Grenze zum Bösen? Wann summieren sich viele kleinere Übel zur großen Schuld?« (Karl Markus Michel) Und: Wer schwingt sich mit welchem Recht zum Richter über wen auf? Welche moralisch verwerflichen Konzessionen sind verhältnismäßig, welche entspringen einer Überanpassung, welche zu großer Angst – und welche kommerziellen Interessen oder gar einer Übereinstimmung der Ziele?

Die wirtschaftliche Kollaboration 1939-1945 ist zwar eine Tatsache, aber keine Doktrin, aufgrund deren man nachträglich die Taten beurteilen könnte. Ich sehe zwei mögliche Kriterien:

1. Die Taten des Staates sind mit der formulierten Neutralitätspolitik bzw. dem Neutralitätsrecht zu vergleichen.

2. Die Taten des Staates sind daran zu messen, ob sie den Zielen einer möglichst geringen Zusammenarbeit mit dem »Feind« und dem möglichst baldigen Kriegsende entsprechen. Das ist zwar ein vages Kriterium, berücksichtigt aber immerhin sowohl die zeitgenössische wie die rückblickende Optik.

Zu lange offengehaltener Transit

Während über dem Boden die Alpenübergänge durch das Reduit-Bollwerk der Armee gesperrt sind, stellen im Untergrund die Eisenbahntunnel ein Scharnier zwischen den faschistischen Mächten der Achse dar. Die freie Verbindung zwischen Deutschland und Italien wird mit zunehmender Kriegsdauer immer bedeutender, denn im Unterschied zur Brennerlinie sind Gotthard- und Simplon-Tunnel vor alliierten Bomben geschützt. Eine Reduzierung der durchgelassenen Warenmengen erfolgt

sehr langsam und nur auf Druck der Alliierten, für die der Transit eines der größten Ärgernisse im Verhalten der Schweiz während des Weltkriegs ist. Nicht nur zivile Güter durchqueren die Schweiz in den Eisenbahnzügen von Deutschland und Italien. Heute ist bekannt, daß bis zum Oktober 1941 Kriegsmaterial durch die neutrale Eidgenossenschaft in den Süden gelangt und daß noch 1943 zwangsrekrutierte italienische Arbeiter ins Dritte Reich transportiert werden.

Für die Alliierten handelt es sich um »unmoralischen« Transit. Seit 1942 verlangen sie Einschränkungen. Nach der Besetzung Oberitaliens durch die Wehrmacht im September 1943 verfrachten die Deutschen in großen Mengen Produkte der Schwerindustrie sowie ganze Fabrikanlagen nach Deutschland. Erst Ende 1943 erläßt die Schweiz ein generelles Durchfuhrverbot für Requisitionsgüter. Im März 1944 wird die Durchfuhr von Waren mit »militärischer Verwendungsmöglichkeit« beschränkt, und Ende 1944 werden endlich die Eisen- und Lebensmittelkontingente gesenkt. Die Alliierten weisen darauf hin, daß der Alpen-Transit einer der Hauptgründe für das Andauern des Krieges in Oberitalien seien. Am 9. Februar 1945 stellt die Schweiz den Kohlentransit ein. Am 27. Februar unterbindet sie auch den Verkehr aus Oberitalien nach Deutschland.

Kollaboration? Die Schweiz kappt die Nachschubachse der faschistischen Truppen eher spät und nur unter starkem Druck. Dabei bedeutet in den letzten Kriegsmonaten, als es klar ist, daß das Reich den Krieg verliert, jeder Tag, um den der Krieg früher beendet wird, die Rettung vieler Menschenleben. Hier, so scheint es, ging die Kollaboration weit, aber wie weit zu weit?

Intensiver Handel – ohne Alternative?

1937 gehen noch 15,5 Prozent aller Schweizer Exporte ins Deutsche Reich, 1940 sind es bereits 21,6 Prozent. Der Anteil steigt 1942 sogar auf 41,7 Prozent (655 Mio. Franken). Die Schweiz liefert hauptsächlich Industrieprodukte: Waffen, Munition, weitere »kriegswichtige« Güter, aber auch Fleisch, Milch, Käse und Obst. Die Eidgenossen importieren auch hauptsächlich aus Deutschland, von allen 1944 importierten Waren 36,5 Prozent (433 Mio. Franken). Eingeführt werden in erster Linie Kohle, Eisen, Düngemittel, Saatgut, chemische Produkte. Berücksichtigt man die Achsenmächte und die von diesen kontrollierten Gebiete, wird die Außenhandelsverflechtung noch augenfälliger: Mehr als zwei Drittel aller Exporte werden 1942 in diesen Wirtschaftsraum geliefert und sogar über 80 Prozent aller Waren von dorther eingeführt.

Die Umlenkung fast des gesamten »kriegswichtigen« Warenstroms

nach Deutschland vom Sommer 1940 an hat zwei Konsequenzen: Die industrielle Kapazität der Schweiz wird weitgehend in die deutsche Kriegswirtschaft integriert, und die Abwendung von Hitler-Deutschland nach 1943 geht wegen der enormen wirtschaftlichen Verquickung überaus schleppend vor sich. Ein besonderer Vorteil des »High-Tech«-Produktionsstandorts Schweiz ist für die Nazis, daß er dem alliierten Einfluß entzogen ist. Hier fallen keine Bomben. Hier herrscht überdies kein Arbeitskräftemangel. Die Schweiz ist als »Oase der Produktion« für Deutschland von großem wirtschaftlichen Interesse. Historiker schätzen, daß 40 Prozent der in der Maschinenindustrie Tätigen, die Hälfte der in der optischen Industrie Beschäftigten und gar 60 Prozent der Angestellten in der Waffenindustrie im Krieg für Deutschland arbeiten.

Kollaboration? Ja, aber der Handlungsspielraum scheint eng zu sein. Die Verflechtung ist struktureller Natur, alternative Exportmärkte sind kaum erkennbar. Eine Umstellung auf weniger absatzträchtige Produkte, d. h. der Verzicht (aus politischen Gründen) auf die lukrativen Verkäufe nach Deutschland wird – verständlicherweise? – nicht erwogen. Im Gegenteil: »Arbeit, koste es, was es wolle«, ist die Devise nach der krisenhaften Zwischenkriegszeit. Man will – und hat im Vergleich mit Europa – Hochkonjunktur und sozialen Frieden.

Waffenhandel

Die von der Schweiz 1940 bis 1944 gelieferten Waffen sind im Urteil führender Stellen Großdeutschlands »besonders wichtige technische Speziallieferungen«. Deutsche Soldaten schießen mit Bührle-Oerlikon-Kanonen auf alliierte Truppen, während die Mehrheit der Schweizer auf den Sieg der Anti-Hitler-Koalition hofft. 1935 belaufen sich die Kriegsmaterialexporte wertmäßig auf etwas über 3 Mio. Franken, 1938 steigen sie auf 40 Mio. Dann erklimmen sie absolute Rekordhöhen, z. B. 152 Mio. 1940. Hauptsächlich gehen diese Waffen ins Deutsche Reich und nach Italien. 1941 ist (wertmäßig) eines von sieben Produkten, das die Schweiz verläßt, eine Waffe oder ein Bestandteil für ein Kriegsgerät.

Staatliche Kriegsmaterialexporte von Neutralen sind laut Völkerrecht seit 1907 (Haager Abkommen) verboten, private werden erlaubt, doch gilt das Gleichbehandlungsgebot. Als der Zweite Weltkrieg ausbricht, untersagt der Bundesrat die Kriegsmaterialausfuhr. Das Verbot gilt aber nur während sechs Tagen. Unter dem Druck der Rüstungsindustrie und potenter Käufer – vor allem England und Frankreich – nimmt es die Regierung am 8. September 1939 schon wieder zurück. Dieser Schwenk mit seinen gravierenden langfristigen neutralitätspolitischen Folgen geschieht ohne übermächtigen äußeren Druck, wie ihn später Deutschland

ausüben kann. Hingegen ist die inzwischen gewachsene Rüstungsindustrie mit dem Argument der Arbeitsplatzsicherung zur Stelle. Bei der Bundesratssitzung vom 8. September wird gesagt, daß die Beachtung des Beschlusses vom 14. April zwar »ohne Zweifel die moralische Situation unseres Landes stärken würde. Andererseits könnte eine strikte Einhaltung des darin ausgesprochenen Verbotes nur um den Preis ernstester wirtschaftlicher und finanzieller Schwierigkeiten durchgesetzt werden, die sich gesellschaftlich auflösend auswirken würden.« Im Sommer 1940 wäre wegen der neuen strategischen Lage in Europa erneut nur ein Kriegsmaterialexportverbot eine neutralitätspolitisch voll vertretbare Regelung gewesen. Angesichts der Übermacht der Nationalsozialisten, des Lieferdrucks der Rüstungsindustrie und des Schwenks vom 8. September 1939 ist aber an ein Totalverbot in dieser Situation nicht mehr zu denken. Der Bundesrat gestattet unter großem deutschen Druck die Freigabe der gesamten Schweizer Waffenausfuhren an die Achsenmächte.

»Der Strom der Kriegsmateriallieferungen ging fortan ins Achsengebiet – eine abrupte Wende, die die Glaubwürdigkeit der Neutralitätspolitik nachhaltig erschüttert hat«, faßt der Historiker Klaus Urner zusammen. Das Neutralitätsrecht wird verletzt. »Die Kollaboration mit Deutschland ging so weit, daß selbst die Minimalbestimmungen der Haager Abkommen in mindestens fünffacher Weise verletzt wurden«, zieht der Historiker Peter Hug Bilanz. Im Vordergrund steht die Finanzierung der privaten Rüstungsexporte nach Deutschland durch die staatlichen Clearing-»Vorschüsse« (vgl. S. 165).

Schon früh verlangen die Alliierten einen vollständigen Abbau der Schweizer Rüstungszusammenarbeit mit Hitler-Deutschland. Trotzdem kommt es erst am 1. Juli 1943 zu Beschränkungen. Am 29. Juni 1944 wird festgelegt, daß die Lieferungen 20 Prozent der Ausfuhr von 1942 nicht überschreiten dürfen. Endlich am 29. September 1944 verbietet der Bundesrat wegen des äußeren Drucks die Kriegsmaterialausfuhr an kriegführende Staaten – zum selben Zeitpunkt, als die alliierten Truppen die Schweizer Westgrenze erreichen.

Kollaboration? Neutralitätsrecht bzw. -politik werden mißachtet, zuerst eher ohne Not. Hier liegt wohl ein Fall von »unforced error« (selbstbegangener Fehler im Tennis) bzw. eine zu weitgehende Kollaboration vor. Der moralische und neutralitätspolitische Preis für diese Form der »Dissuasion« ist zu hoch. Es zeigt sich vor allem, wie wichtig eine langfristige kriegsmäßigende Politik ist: Bei einem bereits in den dreißiger Jahren und von Kriegsbeginn an durchgesetzten Waffenausfuhrverbot hätte der deutsche Druck im Juni 1940 in dieser Frage keinen so guten Ansatz gefunden.

Milliardentribut

Während des Krieges »bevorschußt« der Bund schweizerische Exporte nach Deutschland im Wert von mehr als einer Milliarde Franken. Zusätzlich zu den übrigen wirtschaftlichen Leistungen muß sich die Schweiz die Verschonung also buchstäblich erkaufen. Auf heutige Werte umgerechnet, bedeutet dies die stolze Summe von mehr als 10 Milliarden Franken. Die »Clearingmilliarde« steckt die Schweiz indirekt in Hitlers Aufrüstung, denn im Kern handelt es sich um Kredite für aus der Schweiz nach Deutschland geliefertes Kriegsmaterial. Darlehen – oder Investitionen in den Endsieg?

Obschon die Kredite zinslos und nicht amortisierbar sind, gibt man sich nach außen – auch mit der Bezeichnung »Vorschüsse« – der Illusion hin, die Beträge würden irgendwann wieder zurückbezahlt. Aus Schweizer Sicht werden sie als Vorschüsse an Deutschland zur Bezahlung sogenannter »unsichtbarer Exporte« bezeichnet: Zinsen und Dividenden schweizerischer Kapitalien in Deutschland, die seit langem dort investiert sind, Honorare und ähnliches. Es steht aber fest, daß, entgegen dieser offiziellen Verharmlosung, die Kredite von deutscher Seite konsequent als Vorschüsse für gelieferte strategische Waren, meist Kriegsmaterial, betrachtet werden. »Vorschußkredite für Heereslieferungen«, so und ähnlich heißt es in den Dokumenten. Daß die nach innen integrierende Wirkung nach außen eine Hilfe an Hitler ist, kann heute nicht mehr verdrängt werden. »Sie stellte im Grunde einfach den Tribut dar, den die Schweiz dem Reich auf der Höhe seiner Macht hatte entrichten müssen«, sagt der Politologe und Historiker Daniel Frei.

Es habe sich bei der Clearingmilliarde nicht um unnötige Zugeständnisse gehandelt, beteuert der Sozialdemokrat Emil Klöti, Mitglied der ständerätlichen Vollmachtenkommission nach dem Krieg. Die Konzessionen erfolgten »zur unmittelbar nötigen Rettung der physischen und wirtschaftlichen Existenz der schweizerischen Bevölkerung ... Sozusagen immer wurden die vom Bundesrat gemachten oder beabsichtigten Zugeständnisse finanzieller Natur einstimmig gutgeheißen, obwohl wir alle oder fast alle den Nationalsozialisten feindlich gegenüberstanden und nicht mehr an den Sieg Hitlers glaubten.«

Für einige Diplomaten und Industrielle sind die Zahlungen aber eine Art Hilfe an Hitler. Zum Beispiel für Minister Hans Frölicher, Schweizer Gesandter in Berlin. Im Januar 1941 erklärt er gegenüber Staatssekretär von Weizsäcker, die Kredite seien Investitionen in den Endsieg: »... die offizielle Schweiz habe soeben mit der Regierung einen Wirtschaftsvertrag gemacht, welcher den Vorschuß der Schweiz gegenüber Deutschland im Clearing auf 450 Millionen Franken bringe. Stünde die offizielle

Schweiz auf der Seite unserer Gegner, so hätte sie das gewiß nicht getan. Sie setze vielmehr auf den deutschen Sieg, denn sonst wären diese 450 Millionen doch in den Rauchfang geschrieben.«

Kollaboration? Moral und Neutralitätsrecht werden verletzt: Gerade weil die Vorschüsse mit der Kriegsmaterialausfuhr eng verbunden sind, sind sie neutralitätsrechtlich nicht haltbar. Es besteht allerdings kaum die Möglichkeit, die Kredite grundsätzlich zu verweigern. Störend ist (wie bei den Waffenausfuhren), daß nach dem Krieg die offizielle Schweiz weiterhin behauptet, keinerlei Konzessionen gemacht zu haben.

Goldwaschen

Die Schweiz kauft der deutschen Reichsbank bis zuletzt große Mengen Gold ab und zahlt dafür in harten Schweizer Franken; die Deutschen brauchen diese freien Devisen zum Kauf kriegswichtiger Rohstoffe. Auch die Alliierten decken so ihre Devisenbedürfnisse. Außer der Schweizerischen Nationalbank nimmt aber von 1943 bis 1945 fast keine Bank in Europa mehr der Deutschen Reichsbank Gold ab, denn dank alliierten Warnungen ist bekannt, daß es sich teilweise um von den Nazis unrechtmäßig erworbenes Gold handelt. Dennoch sträubt sich die Nationalbank mit Rückendeckung des Bundesrates noch Anfang 1944 gegen eine ernsthafte Reduktion der Goldabnahmen. Die Goldabnahme ist die Fortsetzung der Krediterteilung an Hitler, der »Clearingmilliarde«, denn die Kreditsumme, die bis Frühling 1943 auf eine Milliarde Franken gestiegen ist, kann wegen des alliierten Drucks nicht weiter erhöht werden. Der Gold-Dreh funktioniert nur, solange die Schweiz formal unabhängig ist. Das Dritte Reich erhält durch diese Schweizer Vermittlung Devisen in Höhe von 1,7 Milliarden Franken.

Kollaboration? Auch hier muß wohl von zu vielen »unforced errors« gesprochen werden. Die Nationalbank erspart, als die Goldgeschäfte in den achtziger Jahren (!) endlich bekannt werden, der damaligen Nationalbank-Führung den leisen Vorwurf nicht, sie habe »unpolitisch« gehandelt und eine »naive Gutgläubigkeit« gezeigt. Doch weil im Prinzip den Verantwortlichen damals sowohl die Exklusivität der Schweizer Goldabnahme als auch der Devisenhunger der Diktatur im Norden bekannt sein mußte, ist die Bezeichnung »Naivität« eher schönfärberisch. Wie in kaum einem anderen Bereich der Wirtschaftsbeziehungen hat die Schweiz bei der Goldpolitik in zu großem Ausmaß und zu lange mitgemacht.

Refugium der Plutokratie?

Für Geld ist die Schweizer Grenze 1939 bis 1945 offen. Tresor, internationales Finanzzentrum, harte Währung – der Finanzplatz Schweiz floriert. Er ist nützlich für die Alliierten, denn auch ihr Bedarf an Devisen, an harten Schweizer Franken, ist beträchtlich. Vor allem aber ist er das »Ausfalltor« des abgeschotteten Nazi-Reichs zum freien Weltmarkt. Die Alliierten verlangen deshalb eine Einschränkung der schweizerisch-deutschen Finanzbeziehungen. Erst die konsequente Finanzblockade (15 Milliarden Schweizer Franken Auslandsvermögen liegen im alliierten Raum) und massiver Druck der Alliierten zwingen die Schweizer Behörden bei Kriegsende zu Einschränkungen der zuvor fast grenzenlosen Bankenfreiheit.

Reichsbank-Vizepräsident Emil Puhl hat den Schweizern schon 1940 indirekt signalisiert, daß ein für alle Transaktionen möglichst freier Finanzplatz eine zentrale Bedingung für die Sicherheit der Schweiz sei: »Daß die Schweizer keine Devisenrestriktionen einführen, ist auch wichtig unter einem politischen Gesichtspunkt, denn es ist einer der Gründe, die Schweiz frei zu lassen.« Während die Schweiz sich militärisch und geistig »einigelt«, fließt der grenzüberschreitende Geld- und Kapitalverkehr munter weiter. Am 7. Dezember 1942 wird zwar die Ein- und Ausfuhr von Gold von einer Bewilligung der Nationalbank abhängig gemacht. Aber Banknoten, die in besetzten Ländern unrechtmäßig gehandelt, gefälscht oder gestohlen sind, werden in der Schweiz weiterhin in Umlauf gebracht. Die Alliierten verlangen von den Schweizern während des Zweiten Weltkriegs wiederholt, den Handel mit fremden Banknoten zu verbieten. Die Bankiervereinigung wehrt sich aber bis zum März 1945 erfolgreich gegen jegliche Einschränkung des Notenhandels.

Die deutschen Guthaben in der Schweiz werden für 1940 auf über 600 Millionen Franken geschätzt, obschon Hitlers Devisenregime zum Ziel hat, möglichst viel Kapital in Deutschland zu behalten. Während des Krieges steigt diese Menge beinahe auf das Doppelte: Die von den Amerikanern erzwungene Inventur deutscher Guthaben in der Schweiz ergibt 1946, daß 1022,2 Millionen Franken an privaten Kapitalien bei Schweizer Banken liegen. Der neutrale Finanzplatz spielt bei den Rettungsprogrammen für Vermögen der Nazi-Elite gegen Kriegsende eine wichtige Rolle. Ein Instrument zur Tarnung deutscher Vermögen ist ihre »Verschweizerung«. Deshalb bestehen die Amerikaner darauf, die eingefrorenen schweizerischen Konten in den USA zu durchleuchten, um darin verborgene deutsche Vermögen zu orten. Diese nach dem Krieg vorgenommene »Zertifizierung« bringt 42 Fälle anrüchiger Geschäfte im Gesamtbetrag

von 12 Millionen Franken ans Licht. An den Finanzgesellschaften und Tarnfirmen in der Schweiz sind während des Zweiten Weltkriegs meistens deutschfreundliche Schweizer Bürger in Schlüsselstellungen beteiligt.

Der Schweizer Diplomat Walter Stucki betont am 9. Februar 1945, die Schweiz werde für »das letzte Refugium der Plutokratie gehalten«. Unter dem Druck der Alliierten folgen 1945 endlich die Schweizer Zugeständnisse. Der Bundesrat blockiert die deutschen Vermögen (allerdings nur die privaten) in der Schweiz (16. Februar), ordnet die Ausscheidung des Schweizerbesitzes in den in den USA blockierten schweizerischen Vermögen an (20. Februar), verbietet den Handel mit ausländischen Banknoten (2. März) und beschließt die Identifizierung der deutschen Vermögenswerte in der Schweiz (27. April, 29. Mai).

Kollaboration? Sehr bedenklich ist, daß die Behörden die diversen, an Wirtschaftskriminalität gemahnenden Aktivitäten von Schweizer Bürgern zur Tarnung von Nazivermögen im neutralen Ausland – vor allem in den Jahren 1944 und 1945 – nicht unterbinden. Zweitens: Warum hat sich die Schweizer Finanz-Außenpolitik derart in eine neutralitätspolitische Sackgasse manövrieren lassen? Nicht einzusehen ist, warum nicht früher eine griffigere Kontrolle des Devisen- und Goldhandels beschlossen wird, die allein eine Planung und damit die Unterstellung der Finanzbeziehungen unter die Außenpolitik erlaubt hätte. Am weitesten fortgeschritten sind die Diskussionen darüber bezeichnenderweise im Winter 1939/40, als die Nationalbank-Leitung wegen der Kapitalflucht eine Devisenkontrolle erwägt. Als jedoch später das Kapital in die Schweiz zurückströmt, sind die Banken gegen jede derartige Regelung. Der Einfluß der Banken reicht weit ...

Verdienst und Verteidigung ...

Die wirtschaftliche Kollaboration hat auch eine sicherheitspolitische Bedeutung. Allerdings werden Exporte, Goldankäufe und Bankgeschäfte zunächst nicht aus sicherheitspolitischen Gründen unternommen, sondern aus kommerziellen. Die Diplomatie realisiert aber bald, daß diese einträglichen Geschäfte einen gewissen handelspolitischen und damit auch sicherheitspolitischen Stellenwert dem Dritten Reich gegenüber besitzen. Deshalb wird ihnen im nachhinein eine neutralitätsschützende Funktion zugesprochen. Die Haltung der Schweiz entspricht damit weder purem Profitstreben, noch dient sie ausschließlich wirtschaftlicher Existenzsicherung. Es ist aber doch die Kombination von Verdienen und Verteidigen, die das Wirtschaftspotential der Schweiz zum rettenden Anker macht, verbunden mit Gewinnen für die Unternehmer. Darin liegt

eine gehörige Portion Zynismus, und das Paradox wird oftmals lieber verdrängt.

... aber auch: Geschäft und Gefährdung

In der letzten Kriegsphase zeigt sich, daß es auch ein Zusammenspiel zwischen Geschäft und Gefährdung geben kann. Die Leistungen des Finanz- und Transitlandes Schweiz und seine Waffenausfuhren werden in den Beziehungen zu den siegreichen Alliierten ebenso zur Belastung, wie sie zuvor – gegenüber Hitler – ein Fundament der Abhaltepolitik waren. Auch die Rüstungsindustrie ist nicht nur Schweizer Trumpf, sondern ebensosehr einer der Nazis. Die Waffenschmieden werden zu einem Brückenkopf für Hitler. Der Historiker Edgar Köppel gelangt zu der Auffassung, »daß die Existenz einer potenten Rüstungsindustrie, die immer wieder als Schutzschild gegen eine deutsche Invasion betrachtet wird, gerade einer der Hauptgründe war für die Erpressungen, die sich das Ausland – vor allem Deutschland – gegenüber der Schweiz im Zweiten Weltkrieg leistete«.

Umstieg erst unter Druck und im letzten Moment

Am 9. April 1944 verlangen die USA den sofortigen Abbruch des Wirtschaftsverkehrs mit der Achse. Besonders ungehalten sind sie, weil trotz gegenteiliger Zusagen der Export nach Deutschland im Sommer 1943 weiter gestiegen ist. Die Schweiz kann sich aber auf keinem Gebiet – Transit, Handelsbeziehungen, deutsche Guthaben in der Schweiz – zu substantiellen Beschränkungen der wirtschaftlichen Beziehungen zu Nazi-Deutschland entschließen, obschon ihre Handlungsfreiheit wieder beträchtlich ist, wie der Wirtschaftshistoriker Walter Spahni erläutert: »Der Zerfall der deutschen Militär- und Wirtschaftsmacht beschleunigte sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 dermaßen, daß eine eigentliche Pression auf die Schweiz nicht mehr möglich war. Sowohl bei den Handelsbeziehungen als auch bei der Transitfrage hatte Deutschland letztlich mehr zu verlieren als die Schweiz.« Eine Ausnahme bildet als punktuelle Maßnahme das Waffenausfuhrverbot vom 1. Oktober 1944. Ohne formellen Bruch mit Deutschland – dieses ist gegen Kriegsende lieferunfähig und kann die Handelsvereinbarungen nicht mehr einhalten – lösen sich die Transit- und die Exportfrage 1945 von alleine im Sinn der Alliierten. Die Schweiz ist im letzten Moment »umgestiegen«.

Weitere bekannte Konzessionen der Schweiz, die an Kollaboration grenzen, in knapper Auswahl:

– Am 20. Juni 1940 befiehlt General Guisan auf deutschen Druck nach heftigen Luftkämpfen mit deutschen Fliegern den schweizerischen Fliegertruppen das Ende des »Neutralitätsschutzes« im Luftraum.

– Vom 7. November 1940 bis zum 12. September 1944 gilt die Verdunkelungspflicht von 22 Uhr bis morgens 6 Uhr. Die Verdunkelung ist eine klare Konzession an Deutschland, können sich doch in der Dunkelheit die alliierten Flieger bei ihren Angriffen weniger gut orientieren.

– Noch am Weihnachtstag 1944 schießt die Schweizer Armee bei Würenlingen im Kanton Aargau einen amerikanischen Bomber ab. Die Maschine ist stark beschädigt, fliegt nur noch auf 1000 m Höhe und sucht einen Landeplatz. Drei Besatzungsmitglieder kommen dabei ums Leben. Tödliche Schüsse auf die Befreier zu diesem Zeitpunkt – eine unerträgliche Vorstellung! Die Schweizer Fliegertruppen schützen ihren Luftraum während des Kriegs aus »Neutralitäts«-Gründen sowohl gegen deutsche als auch gegen alliierte Flieger: Insgesamt fallen mindestens 16 Amerikaner und 20 Briten dem Schweizer Luftkrieg zum Opfer.

Die Schweiz ist während des Krieges keine Insel der reinen Humanität und direkten Demokratie inmitten totalitärer Staaten. Der Preis für die Ruhe an der inneren Front ist hoch. Konzessionen nach außen und ein rechtslastiges autoritäres Regime im Innern prägen das Bild. Stichworte sind Notrecht, Pressezensur, Militärdominanz, Abweisung vom Tod bedrohter Flüchtlinge, Übergewicht von Wirtschaftsverbänden und Verwaltung über Parlament und Souverän. Keine Kollaboration, aber auch diese »Anpassungen« müßten daraufhin untersucht werden, ob der Grad der Entfernung von den demokratischen Idealen gerechtfertigt war.

Die Zensur wird meist mit dem Argument verlangt, man solle Hitler keinen Vorwand für einen Angriff geben. Die Einflußnahmen aus Deutschland gegen das »Giftgas aus der Schweiz« bleiben trotz Zensur groß. Das Hauptmotiv der deutschen Führung ist es wohl, ihr Volk von anderen Informationsquellen als der eigenen Propaganda abzuschneiden. Aber in der Schweiz selbst werden ebenfalls Zensurmaßnahmen verlangt, aus »anpasserischen« Kreisen, zum Beispiel durch den Gesandten in Berlin, Frölicher, und die Eingabe der »200«, aber auch aus militärischen Gründen: Seit dem Juni 1940 verlangt General Guisan mehrmals die Einführung der allgemeinen Vorzensur. Der Bundesrat ist dagegen. Wenn in der Frage der Medienzensur zu ängstlich gehandelt wurde, dann also auf äußeren Druck, aber auch wegen rechtskonservativem und militärischem Einfluß im Innern.

Noch viel mehr innengeleitet ist die Flüchtlingspolitik: Die Schweiz betreibt 1939-1945 eine sehr harte Asylpolitik, und zwar nicht auf ausdrücklichen Wunsch Hitlers. 1938/1939, als die Nazis die österreichischen Juden loswerden wollen, steht die Schweizer Nichtaufnahmebereitschaft sogar im Widerspruch dazu. Die Grenzschließungen von 1942 bewirken für viele Menschen, die in die Schweiz flüchten wollen, endgültig den Tod. Verantwortlich für die harte Flüchtlingspolitik sind vor allem die maßgeblichen Kreise der Schweiz sowie die Armee, welche immer wieder einschränkende Maßnahmen verlangt.

Armeerückzug in die Alpen

Nach der Niederwerfung Frankreichs durch Hitlers Wehrmacht entläßt die Armeeleitung Anfang Juli 1940 das Gros der Schweizer Armee nach Hause. Am 25. Juli gibt General Guisan bei seinem spektakulären Rapport auf dem Rütli bekannt, daß die Schweiz weiterhin Widerstand leisten wolle und daß sich die Armee zu diesem Zweck in ein »Reduit« im Alpenraum zurückziehe. Mit der Reduit-Verteidigungskonzeption gibt die Truppe das Mittelland mit den Industrieanlagen und dem Großteil der Bevölkerung einem allfälligen Angreifer weitgehend preis. Der Zivilbevölkerung aber wird nach den Abwanderungsbewegungen aus den großen Städten im Mai 1940 die Flucht in die Berge praktisch verboten. Dennoch wirkt mittelfristig der Reduit-Entschluß nicht als Konzept zur Selbstverteidigung der Armee, sondern als entscheidende Widerstands-Motivationsspritze für die im Sommer 1940 in politischer Hinsicht stark auseinanderdriftende Schweiz. Begründet wird die Demobilisierung vor allem mit der nahenden Ernte in der Landwirtschaft. In Tat und Wahrheit handelt es sich um einen Kniefall vor Hitler. Der Militärhistoriker Hans Senn erklärt: Die »Armee geriet nicht bloß in eine höchst schwierige strategische Lage; sie wurde gleichzeitig zu zwei Dritteln demobilisiert, um die Siegermächte nicht zu reizen«. Im Hintergrund steht das Interesse Deutschlands an der für die Kriegswirtschaft des Dritten Reiches arbeitenden Produktionsstätte Schweiz.

Helvetisches Paradox: Durchhalten dank offenen Grenzen

Die Armee-Festung in den Alpen, das Reduit, und die »Anbauschlacht«, der forcierte und propagandageladene landwirtschaftliche Mehranbau, werden als die entscheidenden Pfeiler der schweizerischen Unabhängigkeit während des Weltkriegs betrachtet. Beide symbolträchtigen Werke sollen dank der Geschlossenheit, der guten Organisation und dem Milizeinsatz der Bevölkerung zustandegekommen sein. Die Steigerung der

militärischen Abwehrkraft und die Erhöhung der Selbstversorgung wären mithin Produkte der eigenen Hände Arbeit. Aber: Die Alpenfestung der Armee, gegen Hitlers Truppen errichtet, wird mit deutscher Kohle und deutschem Eisen gebaut. Und ohne aus Deutschland eingeführte Düngemittel und Saatgut wäre die Steigerung der Lebensmittelproduktion undenkbar. Die beiden Schlüsselwerke der »Unabhängigkeit« fußen also gerade nicht auf einer Einigelung, sondern auf wirtschaftlicher Verflechtung. Zudem sind, trotz aller Autarkiepropaganda, auch viele Arbeitsplätze und damit der relative Wohlstand der Schweizer vom Handel mit Hitler abhängig.

Wer weiß was?

Der durchschnittliche Zeitgenosse hat kaum eine Ahnung davon, daß von 1940 bis 1944 für rund eine Milliarde Franken Waffen nach Nazi-Deutschland geliefert werden. Im Februar 1940 wird die Veröffentlichung der Außenhandelsstatistik eingestellt, es werden nur noch Totalzahlen bekanntgegeben. Jahrzehnte vergehen, bis Historiker nach und nach Licht in diese Affäre bringen. Die Schweizer Mitwisser (Fabrikanten, Diplomaten, Politiker) schweigen beharrlich. Bemerkenswert ist allerdings, daß in der Frage der Waffenausfuhren auch nach dem Krieg kein öffentlicher Druck Aufklärung verlangt. Ein verdrängtes kollektives schlechtes Gewissen? Der »kleine Mann« weiß zwar weniger, aber um wieviel weniger wird er mitschuldig? – Schließlich sei ausdrücklich darauf verwiesen, daß es neben dem hier betrachteten staatlichen Verhalten eine große Vielfalt abweichender Taten von privater Seite gibt (Flüchtlingshilfe, politische Widerstandsaktionen, Opposition gegen Zensur, aber auch weitgehende Kollaborationen), die darzustellen hier aber nicht der Platz ist.

Kollaboration oder Konfrontation? – Kollaboration und Konfrontation!

Das Verhältnis der Schweiz zum Dritten Reich kann wie folgt charakterisiert werden: Auf wirtschaftlicher Ebene beobachten wir eine funktionale Kooperation oder Kollaboration, basierend auf der Nützlichkeit der formell unabhängigen Schweiz; politisch/militärisch dominiert eine Distanz ohne Affront (»Neutralität«; die Politiker distanziert, die Diplomatie etwas »diplomatischer«); ideologisch bleibt Platz für eine gewisse Konfrontation (»Widerstand, koste es was es wolle«).

Es ergibt sich ein Bild von ineinandergreifenden Zahnrädchen kultureller, wirtschaftlicher, militärischer und politischer Art. Der wichtigste Eindruck ist, daß der Krieg die Schweiz erstaunlich wenig verändert. Vor

allem besteht ein recht hoher materieller Spielraum. Der Widerstandsgeist bleibt nicht zuletzt dank der funktionierenden Versorgung mit Lebensmitteln, Kohle und Rohstoffen intakt. Die Einfuhren werden mit nützlichen Wirtschaftsleistungen erhandelt. Die Exportwirtschaft und der Finanzplatz können aber diese Leistungen nur so lange weiterproduzieren, wie die Verteidigung nicht grundlegende Änderungen der volkswirtschaftlichen Struktur verlangt. Das Räderwerk läuft deshalb reibungslos, weil die Armee auf die Verteidigung der Grenzen verzichtet und die Kriegswirtschaft die »Selbstversorgung« nicht in erster Linie mit dem Einsatz von Arbeitskräften, sondern mittels technischer Modernisierung anstrebt. Das Arrangement führt zum Ziel. Während der Kriegsjahre wird das Paradox nicht problematisiert, daß die relative Autonomie und der relative Wohlstand der Schweiz 1939 bis 1945 nicht auf dem Igelverhalten, sondern auf der internationalen Verflechtung beruhen. Die Strategie der Eidgenossen – als solche weder beschlossen noch propagiert – besticht durch ihre Ambivalenz. Der Historiker Jakob Taner: »Anbauschlacht, réduit national und auch die korporativistisch-autoritären Ideen von Vereinigungen wie dem Gotthard-Bund waren eben grundsätzlich mit der nationalsozialistischen Ideologie kompatibel und hätten – falls sich das Blatt der Weltgeschichte auf die andere Seite gewendet hätte – als prospektive Reorientierung der schweizerischen Wirtschaft (Außenhandel, Goldkäufe, Agrarpolitik), Politik (Trend zur autoritären Regierungsform) und Gesellschaft (etatistisches Kulturverständnis, Volksrhetorik) auf die im Entstehen begriffenen neuen Realitäten umgedeutet werden können – genauso wie sie sich schließlich im Rahmen einer Widerstandskonzeption als Manifestation nationalen Selbstbehauptungswillens zusammenfügen ließen.«

rowohlts enzyklopädie: Kritische Rückblicke, kluge Diskurse

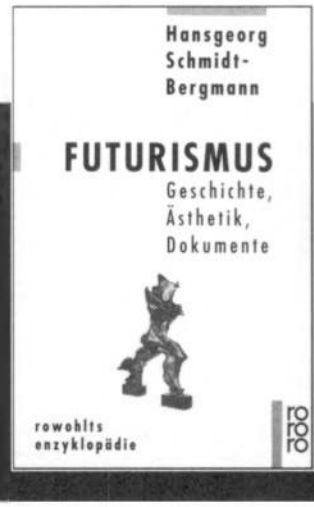
548 ★ DM 22,90
öS 179,- / sFr 23,90

Dogma der Sünde

Das Buch zeigt, wie Ideen, die sich auf Sexualität, die moralische Autonomie und den Wert des Menschen beziehen, als Ausdeutungen der biblischen Schöpfungsgeschichte nicht nur die christliche Ethik beeinflußt haben.

«Tod dem Mondschein!»

Der italienische Futurismus feierte Maschinen, Geschwindigkeit, Krieg, Kampf und Aktion und verband Avantgarde, Totalitarismus und radikalen Technizismus. Das Buch gibt Auskunft zu seiner Geschichte, Ästhetik und Programmatik.



535 ★ DM 25,90
öS 202,- / sFr 26,90

541 ★ DM 22,90
öS 179,- / sFr 23,90

Glück und Zeitlichkeit

Es ist offenbar notwendig, daß der Mensch an der Welt und an sich selbst leidet. Melancholie ist zugleich ein Kulturphänomen, wie die umfassende Studie über die reiche Geschichte der Traurigkeit im Abendland darlegt.

Ist das Wissen relativ?

Hilary Putnams Aufsätze haben der analytischen Philosophie der letzten dreißig Jahre eine neue Richtung gewiesen. Die zehn Texte dieses Bandes (1973 bis 1992) bieten einen Einstieg in seine Sprachphilosophie und Erkenntnistheorie.

539 ★ DM 26,90
öS 210,- / sFr 27,90

rororo

Richard Wagner
Osteuropa oder die permanente Kollaboration

1. Kollaboration und Normalität

Der ehemalige rumänische Securitate-Oberst Filip Teodorescu, der wegen der Repression im Dezember 1989 in Temeswar inhaftiert war und naturgemäß längst wieder frei ist, hebt in einem Buch, das 1992 in Bukarest erschienen ist[1], zwei Gründe hervor, die zum Niedergang Rumäniens seit den späten siebziger Jahren geführt hätten. Der eine sei 1978 das Überlaufen des Generals Pacepa, Chef der Spionage, zu den Amerikanern gewesen, der andere das Aufbauen von Dissidenten durch die westlichen *und* östlichen Geheimdienste. Nach dem Auftreten von Gorbatschow sei Ceauşescu für den Westen uninteressant geworden und für die Sowjetunion ein Ärgernis. Wir haben hier das zentrale Problem Osteuropas, dargestellt in der Sprache des Geheimdienstlers.

In jeder Debatte mit einem Osteuropäer fällt von vornherein das Wort Geschichte – nicht als Stichwort, sondern als magisches Wort. Als sei Geschichte nichts weiter als der fortgesetzte Versuch, aus dem Mythos der ewigen Wiederkehr, wie ihn Mircea Eliade beschreibt, herauszutreten. Im Rumänischen gibt es den Ausdruck »sub vremi«, zu deutsch wörtlich »unter den Zeiten«, aber er bedeutet mehr. Und dieses Mehr an Bedeutung, dem man allerorten begegnet, ist der Kern der Fragwürdigkeit. Es macht alles mehrdeutig. Der zitierte Ausdruck entstammt dem Satz eines moldauischen Chronisten aus dem 17. Jahrhundert: »Nicht die Zeiten sind unter dem Steuer des Menschen, vielmehr ist der arme Mensch unter den Zeiten.« Das Osteuropäische ist nicht zu fassen. Was-ist-Kollaboration und Was-ist-schon-Kollaboration sind zu nahe beieinander.

Der Osteuropäer erzählt die Geschichte als Blockade des freien Willens. Die Unmöglichkeit des Handelns ist der Horizont seiner Erzählung. Sie beginnt in der Regel im 19. Jahrhundert und springt dauernd ins Mittelalter. Irgendwann in dunkler Vorzeit war Größe, und diese Größe wurde von der Geschichte aufgehoben. Das Genaueste, was man darüber weiß, ist Literatur.

Schlafwandlerisch tastete man sich zwischen den Großmächten hin-

durch. Das Sich-Einrichten zwischen den Großmächten Rußland, Habsburg, Osmanisches Reich, Preußen/Deutsches Reich begrenzt die selbergemachten Höhenflüge und erzwingt gleichzeitig die eigene Perspektive, jene des 19., des 20. Jahrhunderts.

»Ich habe mit der bäuerlichen Einfachheit des Philosophierens die Überzeugung erlangt, in meinem Leben unter türkischen Panduren und österreichischen mercenaires, daß die beste Medizin für alle Mißgeschicke unseres Volkes ein eigener Staat ist. Von dort erklärt sich mein Patriotismus von damals, wie eine Art des Wahnsinns«, schreibt der serbische Schriftsteller Miloš Crnjanski im Hinblick auf Jugoslawien.[2]

Kollaboration wird zum Vorfeld des Eigenen, das Eigene zum Mythos des Eigenen. Die Notwendigkeit des Sich-Einrichtens zwischen den Großmächten macht den Osteuropäer zum Kollaborateur und verleiht dem Begriff zugleich einen veränderten Sinn. Sie gibt ihm eine Perspektive. Der Kollaborateur nimmt die Idee, die als Idee der Großmacht aufscheint, nicht ernst, er simuliert sie. Schwejksam.

Es ist die Idee der Moderne, die er simuliert. So kann die Moderne nicht wirksam werden, weil die Begegnung mit dem Fremden unter den Bedingungen der Simulation nicht kreativ sein kann. Der ohnmächtige Osteuropäer verteidigt das Eigene *gegen* die Moderne. Es ist sein Unglück in den letzten zwei Jahrhunderten, daß er nur so tut als ob. Demokratie als ob, Warenproduktion als ob, Menschenrechte als ob. Die Begegnung mit allem Fremden bleibt ein Kollaborat. So verliert das Kreative seinen Reiz, es wird suspekt. Die Suspektierung alles Fremden, aus der Kollaboration heraus, ist der Nährboden für das reaktionäre Denken in Osteuropa.

Das Gewicht des Fremden, das als Übergewicht empfunden wird, läßt für die kleinen Völker Osteuropas nur Kollaboration zu. Die Folge ist eine hysterische Ausdrucksform des Eigenen, die politisch in diesem Jahrhundert in Autoritarismus und Faschismus umkippt. »Es entstand«, wie der ungarische Historiker István Bibó sagt, »jener hysterische Zustand, in dem es kein gesundes Gleichgewicht zwischen Tatsachen, Möglichkeiten und Wünschen mehr gab.«[3] Die Kollaboration beschreibt die Grenzen der osteuropäischen Normalität als Grenzen des Widerstands gegen die Kollaboration. Was aber ist Widerstand? Seine Froschperspektive erscheint in Josef Škvoreckýs Roman »Feiglinge«, der die letzten Kriegstage im Mai 1945 in der tschechischen Provinz schildert. Die Personen darin agieren aus vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Ängsten heraus. Die Deutschen sind auf den Misthaufen der Geschichte zu verabschieden, die Russen als Garanten der Zukunft zu feiern. Es kommt darauf an, im richtigen Augenblick das Richtige fürs Überleben zu tun.

Widerstand erscheint als Vorform von Kollaboration, er ist ein Vorgriff auf die nächste Kollaboration. Es ist das Bild der unendlichen Säule von Brancusi über der südrumänischen Stadt Tîrgu Jiu. »Die Völker hier sind nicht imstande, gegen die eine oder andere Periode ihrer Geschichte dauerhaft Groll zu hegen. Zur Natur des nationalen Selbstbewußtseins gehört die Fähigkeit, sich selbst im nachhinein zu rechtfertigen. Insbesondere trifft das für Nationen mit verletztem Selbstwertgefühl zu, und in unserer Region leben vor allem solche Nationen. Die verschiedenen Formen des europäischen Faschismus waren allesamt die Artikulation nationaler Bestrebungen, die nach der Natur der Sache teils echte Interessen und teils Fieberphantasien waren. Beispielsweise schuf die deutsche Expansion im Zweiten Weltkrieg für Slowaken und Kroaten Gelegenheit zu separaten Staatsgründungen. Das ist das Unglück der Zuspätgekommenen: Sie sind ungeduldig, bei der Annahme von Hilfe sind sie nicht wählerisch.« So György Konrád in einem Aufsatz von 1990, »Die Melancholie der Wiedergeburt«.[4]

Hilfe? Es ist der Lauf der Welt, in den sich diese Völker mißverständlich einzunisten suchen. Die Slowaken hatten durch Hitler die Chance, den eigenen Staat zu gründen, sie haben die Chance wahrgenommen. So ist Tiso nicht nur der Kollaborateur und Faschist, sondern auch der Staatsgründer. Nicht anders verhält es sich mit Ante Pavelić und den Kroaten. Die Osteuropäer organisieren bis heute ihr Überleben. Ein Prager Wortspiel der Kriegszeit für Protektorat war »Protentokrát«, was »für diesmal« bedeutet. Im August 1944 ist es zu mehreren Gesprächen zwischen dem rumänischen Diktator und Hitler-Verbündeten Antonescu und dem demokratischen prowestlichen Politiker Iuliu Maniu gekommen. Es ging um die Zukunft Rumäniens angesichts des Vormarschs der Roten Armee. Antonescu soll gesagt haben: »Die Mission Rumäniens, seit es dieses Land gibt, war, die östliche Grenze der Zivilisation zu verteidigen, und nur in der gläubigen Erfüllung dieser Mission rechtfertigt es seine Existenz.« Darauf soll Maniu geantwortet haben: »Unsere einzige Mission ist, die Zukunft dieses kleinen Volkes zu sichern.« Und nochmals Antonescu: »Herr Maniu, wenn die Russen unser Land besetzen, werde ich als erster erschossen, und Sie sind als zweiter an der Reihe.«[5] Damit sollte er natürlich recht behalten. Antonescu wurde 1946 in einem Schauprozeß als Kriegsverbrecher verurteilt und hingerichtet, Maniu starb in Sighetul Marmatiei, einem stalinistischen Gefängnis. Der Dialog der beiden ist abgedruckt in einer Geschichte der rumänischen Legionärsbewegung, die 1951 von einem orthodoxen Priester und Mitglied der Eisernen Garde im Exil in Buenos Aires veröffentlicht wurde

und 1993 in Rumänien in einem Bukarester Verlag neu erschienen ist. Die hier genannten Personen haben zwei Dinge gemeinsam. Erstens machten sie sich Gedanken über ihr Volk und ihr Land und versuchten, diese auch politisch zu realisieren, zweitens sind sie einwandfrei Großmächten zuzuordnen und auch als Kollaborateure denunzierbar.

Die Slowaken haben nicht nur ihre hitleristische Staatsgründung zu verantworten, sie haben auch einen kommunistisch manipulierten Aufstand im Frühherbst 1944 organisiert, sozusagen zum Empfang der Roten Armee. Aus diesem Aufstand sind Figuren wie Gustav Husák hervorgegangen, der später, nach dem Prager Frühling, für die Normalisierung der Tschechoslowakei im Zeichen Moskaus mitsorgte. Böhmen und Mähren waren von Hitler besetzte Gebiete, aber die Tschechen haben mit einer eigenen Verwaltung unter dem Dekorativ-Präsidenten Emil Hácha die Kriegsjahre hinter sich gebracht. Die Rüstungsindustrie arbeitete bis zuletzt für das Dritte Reich, und unter den Industriearbeitern des Protektorats gab es so gut wie keinen Widerstand. Auch die Kommunisten haben sich bis zum Überfall auf die Sowjetunion 1941 still verhalten. Sie haben das gründlich verdrängt und diese Verdrängung nach außen hin überzeugend vermittelt. In und für Polen kämpften im Weltkrieg zwei Armeen und noch eine. Die Heimatarmee hatte ihre Führung in der Londoner Exilregierung, die des Lubliner Komitees der Nationalen Befreiung wurde von Moskau aus dirigiert. Außerdem gab es die aus dem rechtsradikalen »Eidechsenbund« hervorgegangenen »Nationalen Streitkräfte«. Sie sahen in der Sowjetunion den gefährlicheren Gegner. Nach dem russischen Einmarsch gewann natürlich die Befreiungsarmee die Oberhand. Aus ihr stammten Leute wie Jaruzelski, der spätere General, der 1981 als Nationalheld auftrat, indem er die Demokratisierungsbewegung der Solidarność, die das Land erfaßt hatte, niederschlug. Alle Beteiligten gerierten sich als Retter. Jaruzelski konnte sich als der darstellen, der größeres Unheil abgewendet hatte. Er habe die sowjetische Intervention verhindert, behauptet Jaruzelski bis heute, obwohl jüngst aufgetauchte Moskauer Dokumente dies mindestens zum Teil in Frage stellen. Gerettet hat er in jedem Fall die Nomenklatura. Kádár kam 1956 mit den russischen Panzern nach der Niederschlagung des Budapester Aufstands an die Macht. Er hat in den ersten Jahren die sowjetische Repressionspolitik hundertprozentig durchgeführt und die Hinrichtung der Aufstandsregierung von Nagy und Maléter legitimiert, danach aber einen Pragmatismus etabliert, der die Begriffe »Gulasch-Kommunismus« und »lustigste Baracke im sozialistischen Lager« in die Journalisten-Sprache brachte.

Die Grenzen zwischen Kollaboration, Pragmatismus und Heroismus waren in Osteuropa immer schon unscharf. Antikommunismus und Fa-

schismus waren zeitweise deckungsgleich. Ebenso Kommunismus und Kollaboration. Wir stehen auf dem offenen Feld der Denunziation. Der Zagreber Erzbischof Stepinac hatte ein ambivalentes Verhältnis zum Ustaša-Regime in Kroatien. Einerseits trug die katholische Kirche wesentlich zur Legitimation dieses Regimes bei, andererseits hat der Erzbischof 1943 in einem Hirtenbrief gegen die Verfolgung Andersgläubiger und Angehöriger von ethnischen Minderheiten protestiert. 1946 wurde er von den Titoisten zu sechzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Für seine Richter und deren Auftraggeber war die Verbindung zur Ustaša ein willkommener Vorwand für die Ausschaltung des Kirchenmannes. Den Kommunisten ging es um die Zerschlagung des Machtfaktors katholische kroatische Kirche. Heute im unabhängigen kroatischen Staat Tudjmans ist Stepinac rehabilitiert. Was aber war wirklich geschehen?

Die Ereignisse entfernen sich mit rasender Geschwindigkeit. Sie hinterlassen weiße Flecken in den Köpfen, die sich unaufhaltsam mit Zeichen füllen. Deren Bedeutung ist fast nebensächlich. Ein »Waldbruder« im Baltikum galt zuerst als antikommunistischer Kämpfer, später als Faschist, und jetzt ist er wieder ein antikommunistischer Kämpfer. Meuternde Freiwilligenkorps im heutigen Litauen, die 1991 gegen die Omon-Sondereinheiten der Sowjet-Besatzung kämpften und sich jetzt von der postkommunistischen Regierung von Brasauskas verschaukelt fühlen, bezeichneten sich im Sommer 1993 stolz und symbolversessen als Waldbrüder. Der Vorgang hat in der Wiederholung durchaus parodistische Züge.

Erkennbar ist eine ideologische Denunziation allen Aufbegehrens. Die rumänischen antikommunistischen Gebirgsguerilleros der fünfziger Jahre wurden in den Akten der Securitate als Legionäre geführt. So kommt es, daß ehemalige politische Häftlinge jetzt, in der postsozialistischen Zeit, wenn sie von der Staatsanwaltschaft eine Bescheinigung über ihre politische Verfolgung einholen, den aktenmäßig korrekten Vermerk »Legionär«, also Faschist, erhalten. Waren sie's aber wirklich?

Immer ist von Verrat die Rede, von Verrat und Kollaboration. Die Zeit des Standgerichts und der Schnellverfahren erreicht um 1945 einen Höhepunkt, den sie nur zögernd verläßt. Die schnellen Urteile ersparen die kollektive Reflexion, sie halten aber auch die Geschichte in Gang. Wieso Verrat, warum Kollaboration?

Wo sich das Aufbegehren artikulierte, wurde es abhängig organisiert. Es gibt in Osteuropa keine unabhängigen kommunistischen und faschistischen Bewegungen. Aber darüber hinaus hatten sich alle Größen in Beziehung zu den von außen kommenden Zeitströmungen zu setzen, dadurch sind alle gewissermaßen auch klein, romantisch klein. Antonescu wie Horthy. Von Beneš nicht zu reden.

Kollaboration macht den Begriff der Loyalität diffus. Sie kreiert eine Art Sub-Loyalität, die sich an den vermeintlichen Interessen der Nation mißt. Die Interessen der kleinen Nation werden zum Freibrief. Kollaboration dreht sich gewissermaßen in einem romantischen Kreis, in dem die Größe sich vielschichtig selbst interpretiert. Widerstand ist nur ein Partikel des Gesamtkunstwerks Nationalgeschichte.

3. Kollaboration und Fatalismus

Der Kommunismus hat einen Legitimationsdiskurs. Er läßt sich nicht aufbrechen. Jedes Sich-Einlassen darauf ist Kollaboration. Aus diesem Wissen heraus kann es nur um das Funktionierbarmachen von Kollaboration gehen, um ihr Funktionalisieren. Die Osteuropäer haben gelernt, das Beste aus der Situation zu machen. Dieser Konsequenz entspricht ein sarkastischer intellektueller Diskurs. Witz und Sprichwort grundieren ihn folkloristisch. Den gebeugten Kopf trifft das Schwert nicht, sagt ein rumänisches Sprichwort. György Dalos erzählt in seinem Buch vom Ende des Ostblockwitzes folgendes: »Nach einer Preiserhöhung schimpft ein Kunde lautstark im größten Budapester Lebensmittelladen auf das Regime. Ein anderer Mann tritt zu ihm, zieht einen Dienstausweis aus der Tasche und sagt: ›Sie kommen mit.‹ Der Betreffende zückt ebenfalls einen Dienstausweis und antwortet: ›Ich komme nicht mit.‹«[6]

Der Osteuropäer spricht im Mantel des Fatalismus. Es ist ein sehr spezieller Fatalismus. Er nimmt den Betroffenen weder die Hoffnung noch die Perspektive. Es ist ein Fatalismus des Weges zur Verheißung. Er stellt nichts in Frage, er leuchtet die Misere bloß aus. Das macht Tragik noch möglich, wo längst die Parodie das Spiel regiert. Es geht um nicht mehr und nicht weniger, als der Kollaboration standzuhalten. Dieses Standhalten ist orthodox. Der osteuropäische Intellektuelle faßt die Ikone ins Auge und zuckt mit den Achseln. Der Weg ist unwichtig, sagt er, es war immer so. »Leidenschaft darf es geben, Liebe nicht. Namenloses Heimweh kann es geben, aber eben namenlos, ohne Gesicht, nicht individualisiert. Humor kaum, Ironie auch nicht, dafür erbarmungslose, grobe Bauernspäße. Die Balkanesen nennen sich Christen, sie sind aber keine, fast keine. Sie haben eine Art Glauben, einen nicht psychologischen Glauben, ihr Glaube ist so etwas wie eine einmal getroffene Entscheidung. Vor allem fehlt ihnen die Nächstenliebe.« Diese bösen Sätze über den osteuropäischen Hinterhof Balkan schrieb der aus Rumänien stammende Eugène Ionesco in sein Tagebuch.[7]

Der osteuropäische Intellektuelle spricht im Namen der Kollektivität. So rekurriert er auf die Geschichte, nicht auf die Moral. Wo es keinen

verbindlichen Horizont einer individuellen Verantwortungsethik gibt, ist die Frage nach der Kollaboration eine technische, wie jene nach der Macht. Es findet eine selbstverständliche Substitution von Ethik durch Geschichte statt. Die fortdauernde Substitution dieser Art macht die Kollaboration instrumental. Die Geschichte legitimiert individuell nur über das Kollektiv. Die Kollaboration wird für den Einzelnen als Teil der »geschundenen« Nation plausibel. So wird Kollaboration produktiver Teil der Identität. Sie gehört zu den Fallen der Identität, die als solche nicht mehr wahrgenommen werden. Kollaboration wird zum stillen Teilhaber der Identität. Das erklärt vielleicht die fehlende Stringenz in der Betrachtung der Realität.

Der Osteuropäer ist auf seine Zukunft bestens vorbereitet. Als der ewige Spielball der Großmächte kommt er sich so bedeutungsvoll vor, daß er die eigene Nichtigkeit durch Kollaboration zu sublimieren imstande ist. Der Osteuropäer arbeitet an der Überhöhung der Kollaboration. Er betrachtet das Spiel mit den Augen des Balls, der zwar ins Netz gestoßen wird, aber selber im Netz landet. Und darauf kommt es an, sagt er sich im Rumor der Geschichte. Darauf kommt es an.

Literatur

1 Filip Teodorescu, *Un risc asumat. Timisoara decembrie 1989*, Editura Viitorul Românesc, Bukarest 1992, S. 11-28.

2 Miloš Crnjanski, *Kommentare zu »Ithaka«*, edition suhrkamp 208, Frankfurt am Main 1967, S. 101.

3 István Bibó, *Die Misere der osteuropäischen Kleinstaaterei*, Verlag Neue Kritik, Frankfurt am Main 1992, S. 56.

4 György Konrád, *Die Melancholie der Wiedergeburt*, edition suhrkamp 1720, Frankfurt am Main 1992, S. 172.

5 Stefan Palaghită, *Istoria mișcării legionare, scrisă de un legionar*, Editura Roza Vînturilor, Bukarest 1993, S. 238.

6 György Dalos, *Proletarier aller Länder, entschuldigt mich! Das Ende des Ostblockwitzes*, Edition Temmen, Bremen 1993, S. 73.

7 Eugène Ionesco, *heute und gestern gestern und heute. Tagebuch*, Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin 1969, S. 152 f.

ROWOHLT
BERLIN

Die Bonner Republik wird besichtigt

Horst Ehmke, streitlustiger Akteur der Bonner Politik, führt in diesem Buch unkonventionell und beschlagen durch ein Vierteljahrhundert Bonner Republik – von der Großen Koalition bis zur Deutschen Einheit. Der farbige Bericht von einem, der sich die Lust an der Herausforderung Politik bewahrt hat.

448 Seiten.
Gebunden.
DM 42.-/öS 328.-/sFr 42.-

Falco Werkentin
Der Mensch ist schlecht

Wie das Problem der Denunziation zu lösen wäre

Längst ist dem Volksmund die Autorenschaft für Zeilen zugeschrieben, die einst Hoffmann von Fallersleben in den Druck gab (*Politische Gedichte*, Leipzig 1843): *»Der größte Lump im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant.«* Der Autor der bundesdeutschen Nationalhymne dachte zu seiner Zeit an jene, die ihn zum Zwecke des »Bundesverfassungsschutzes« belauschten – wie vor 1848 Klemens von Metternich die staatliche Zwecksetzung der geheimen politischen Überwachung nannte. Verstohlen Nachricht über die Gesinnungslage der Deutschsprachigen gaben sie – die »Confidenten« – dem »Frankfurter Zentraluntersuchungsausschuß« des Deutschen Bundes, der einst zur »Demagogen«verfolgung eingerichtet wurde. Bei seiner Auflösung im Jahre 1843 waren in den Karteien kaum 2000 gefährliche Gesinnungen vermerkt – welch bescheidene Dimension!

Heute spricht des Volkes Mund mit Verachtung von jenem Heer aus über 170 000 inoffiziellen Mitarbeitern, die vom Ministerium für Staatssicherheit zum Zeitpunkt des Zusammenbruchs als geheime Zuträger geführt wurden. Im Schatten öffentlicher Aufmerksamkeit stehen hingegen jene, die in der alten/neuen Bundesrepublik als klandestine Zuträger den Ämtern für Verfassungsschutz, dem Militärischen Abschirmdienst und dem Bundesnachrichtendienst gefällig sind. Anders als beim MfS läßt sich ihre Zahl präzise kaum benennen. Eindeutig ist nur, daß sie – wie auch die Schar der hauptamtlichen Mitarbeiter bundesdeutscher Dienste – weitaus niedriger ist.

Es bleibt als Gemeinsamkeit aller politischen Systeme seit der nachnapoleonischen Restaurationsperiode, daß Spitzel offenbar systemübergreifend zu den unverzichtbaren Elementen einer staatlichen Grundausstattung zählen – wie der Steuerinspektor, das Ehrenmal, die Volksschullehrerin und das Militär. So ist mit dem Spitzel auch Hoffmann von Fallerslebens volkstümlich gewordenes Diktum aus dem Jahre 1843 bis heute lebendig geblieben. Doch steckt in dem Urteil eine Erkenntnisfalle. Sie läßt aus dem Blick geraten, was die conditio sine qua non politischen

Denunziantentums ist: Es bedarf der Nachfrage, erfordert einen öffentlich-rechtlichen Auftraggeber.

Dem diplomierten Politologen und Regierenden Bürgermeister von Berlin verdienstvoll anzurechnen ist es, daß er im Januar 1993 vor der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur DDR-Geschichte darauf verwiesen und die bisher eindimensionale Diskussion erweitert hat:

»Spitzeldienste geleistet zu haben, ist eine schmutzige Angelegenheit. Doch wenn wir uns nur mit diesen Leuten beschäftigen, verlieren wir leicht das Wesentliche aus den Augen: die Partei, die die Menschen dazu ermuntert und verführt hat, so zu handeln.«

Was bisher nahezu ausschließlich als Frage individueller Moral und persönlichen Fehlverhaltens gesehen wurde, erhält eine neue Perspektive. Sie bekommt insbesondere dort Gewicht, wo der Blick zurück nicht nur der Historiographie dienen will, sondern einer aufklärerischen Hoffnung verpflichtet ist – vom Regierenden Bürgermeister in die Worte gefaßt:

»Wir möchten wissen, was sich ereignet hat, wer dafür Verantwortung und Schuld trägt. Damit ist das Vergangene nicht mehr zu ändern oder zu ›bewältigen‹. Aber wir können durch Verstehen mehr Gewißheit über uns und über unsere Mitmenschen gewinnen, und wir können – im glücklichsten Fall – Fehler, die wir erkannt haben, künftig vermeiden.«

Durch die Auseinandersetzung mit der Geschichte der DDR »Fehler ... künftig zu vermeiden« kann dem Wortsinn nach nichts anderes bedeuten, als daß, ungeachtet der qualitativen Differenzen zwischen dem untergegangenen politischen System der DDR und dem überlebenden System der Bundesrepublik, letzteres auch in Fehlern des politischen Systems der DDR wie im Vergrößerungsglas eigene Fehler deutlicher erkennen und daraus Reformgewinn ziehen könnte.

Erinnernswerte Einsichten aus einem alten Fehlurteil

Ein solcher altbundesdeutscher Fehler ist in einer seltsamen Mischung aus Einsicht und etatistischer, vordemokratischer Verblendung angesprochen in einem Jahrzehnte zurückliegenden Urteil des Landesarbeitsgerichts Kiel. Anlaß war die Klage eines freiberuflichen Mitarbeiters des Landesamtes für Verfassungsschutz in Schleswig-Holstein. Dieser Spitzel hatte vom Amt eine Arbeitsbescheinigung erbeten, nachdem die Behörde seine mit einer Pauschale von monatlich 500 DM abgegoltenen Dienstleistungen nicht mehr hatte in Anspruch nehmen wollen. Doch die Bescheinigung wurde verweigert, so daß der »feste Freie« gehindert war, Arbeitslosenunterstützung zu beantragen. Denn die hat den Nachweis

eines zuvor bestehenden Arbeitsverhältnisses zur Voraussetzung. In zweiter Instanz belehrte ihn das Landesarbeitsgericht (*Spiegel*, 26/1957, S. 30):

»Auf Treu und Glauben könne ein V-Mann im Umgang mit seinem Geschäftspartner nicht rechnen, denn er mache ja gerade seine Treulosigkeit gegenüber Organisationen und Personen, deren Vertrauen er sich verschafft hat und deren Mitglied er ist, zu Gelde, indem er dem Landesamt für Verfassungsschutz mitteilt, was ihm andere anvertraut haben. Solche Menschen werden gebraucht, aber man kann nicht von Treu und Glauben ... ihnen gegenüber reden ... Für den Staat gilt jedoch: ›Der Staat entschuldigt die Mittel.‹«

Und weiter heißt es in dieser Entscheidung, daß ein Arbeitsvertrag zwischen einem Verfassungsschutzamt und einem V-Mann mit den guten Sitten nicht in Einklang stehen könne, denn:

»Gegenstand des Vertrages wäre die ausschließliche und planmäßige Täuschung des Vertrauens durch Unwahrheit. Die Verwerflichkeit eines derartigen Verhaltens wird nicht dadurch beseitigt, daß es sich gegen Personen und Personenkreise richtet, deren Verhalten von der Rechtsordnung mißbilligt wird. Der ethische Gehalt der vom Kläger begangenen Treuelosigkeit wird dadurch nicht berührt.«

Das Urteil, mit dem die Richter als staatliche Praxis billigten, was sie dem Bürger zum Vorwurf mit negativen Rechtsfolgen machten, liegt mehr als 35 Jahre zurück. Jene 500 DM, damals in Schleswig-Holstein das Monatssalär für einen »festen Freien«, entwickelten sich in den achtziger Jahren zum Tagessatz für einen Bericht über eine politische Abendveranstaltung. In den Protokollen des Berliner Abgeordnetenhauses aus den Endachtzigern ist festgehalten, daß eine Spitzenkraft aus dieser Gilde der »festen Freien« vom Landesamt für Verfassungsschutz gar ein Weingut in Italien spendiert bekam und der für Dienstleistungen dieses Mannes insgesamt aufgebrachte Betrag sich auf nahezu eine Million DM summierte. Offiziell nicht benannt wurde hingegen, wie hoch das Salär für jene 60 Leute war, von denen in Protokollen des Berliner Abgeordnetenhauses zu lesen stand, daß sie sich die »Treulosigkeit gegenüber der Alternativen Liste« vom Landesamt bezahlen ließen. Informiert sind wir nur über Gaben des MfS an seine »festen Freien« innerhalb der AL.

Das Landesarbeitsgericht Kiel entschied vor 36 Jahren: »Der Staat entschuldigt die Mittel.« Die sittenwidrige Verwerflichkeit des Vertragsverhältnisses zwischen dem Verfassungsschutz-Spitzel und der Behörde galt dem Urteil zufolge nur für eine Seite. Der Staat als Animateur ethisch wie bürgerlich-rechtlich verwerflichen Handelns bewegt sich im sittlichen Niemandsland, folgte man dieser Rechtsauffassung.

Gelegentlich bewegte er sich gar auf einem strafrechtlich bedeutsamen

Terrain. Wenige Jahre liegt's zurück, daß der Berliner Datenschutzbeauftragte in den Akten des Landesamtes für Verfassungsschutz die Durchschrift einer Strafanzeige fand, mit der die Bestohlene einen Einbruchdiebstahl in ihrem PKW unter konkreter Beschreibung der gestohlenen Gegenstände der Polizei mitgeteilt hatte. Offenbar kannte die Polizei den Hehler, denn unmittelbar neben der Strafanzeige lagen in den Akten die in der Anzeige als gestohlen gemeldeten Unterlagen. Soweit bekannt, führte der Bericht des Datenschutzbeauftragten weder zu Ermittlungen wegen Strafvereitelung im Amt noch wegen Besitznahme offensichtlichen Diebesguts.

Ein kleiner sprachgeschichtlicher Exkurs

Daß in der Behördensprache jene, die im staatlichen Auftrag vorsätzlichen und planmäßigen Treuebruch betreiben, seit jeher und bis zur Gesetzessprache des Jahres 1990 »Vertrauensleute« heißen (vgl. § 8, Abs. 2, Satz 1 Bundesverfassungsschutzgesetz von 1990), ist ein hübsches Beispiel dafür, wie sich die Dichotomie von Staat und Gesellschaft sprachlich widerspiegelt.

In jüngerer Zeit ist der bundesdeutsche Gesetzgeber immerhin in der »Wahl der Worte« sensibler geworden. Im neuen Berliner »Allgemeinen Sicherheits- und Ordnungsgesetz – kurz: ASOG« vom Jahre 1991 wurde aus jener Figur, die umgangssprachlich, d. h. aus der Perspektive der Gesellschaft seit Jahrhunderten Spitzel oder Denunziant heißt, aus staatlicher Perspektive hingegen seit Jahrhunderten Confident oder Vertrauens-Person, die sprachliche Kunstfigur der »Person, deren Zusammenarbeit mit der Polizei Dritten nicht bekannt ist«. Zwar löst diese Wortwascherei das Problem der Wahl der (verfassungsgemäßen) Mittel nicht, doch solche semantischen Tricks signalisieren immerhin Schamhaftigkeit, hinter der nichts anderes als das Wissen, zumindest eine Ahnung von dem Problem steht, das per »Begriffssäuberei« aus der Welt geschafft werden soll.

»Der Zweck heiligt die Mittel«

– ein einst in diffamierender Absicht den Jesuiten als Inbegriff ihrer verwerflichen Moral zugeschriebenes Wort. Als es nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr kommod war, Jesuiten zu beschimpfen, wurde lustvoll eine andere Quelle zur Illustration politischer Unmoral zitiert: »Wer für den Kommunismus kämpft, hat von allen Tugenden nur eine, daß er für

den Kommunismus kämpft.« Und ohne Zweifel könnten diese Brechtschen Zeilen das Motto von Mielkes Tschekisten gewesen sein.

Für vordemokratische, für verbrecherische und totalitäre politische Systeme der deutschen Geschichte warf die Wahl der Mittel nur Zweckmäßigkeitsfragen auf. Doch wie steht's mit der Bundesrepublik, die seit 1949 einem Grundgesetz verpflichtet ist?

Das Kieler Landesarbeitsgericht entschied vor Jahrzehnten sinngemäß: »Wer als Staatsdiener zum sittenwidrigen Verhalten anstiftet, hat von allen Tugenden nur eine, daß er Staatsdiener ist.« Doch enthält das Urteil immerhin einen sittlichen Fortschritt. Dem Bürger (sofern er nicht Beamter war) wurde zum rechtsabträglichen Vorwurf gemacht, daß er staatlichen Verführungen unterlag. Wem jedoch der Zweck erlaubt ist – im konkreten Fall den Diensten, so das Arbeitsgericht in bundesdeutscher grauer Urzeit –, dem sind auch die Mittel erlaubt.

Die jüngere Gesetzgebungstechnik der Bundesrepublik geht einen anderen Weg. Der Kurzschluß vom gesetzlichen Auftrag (Zweck) auf entsprechende Befugnisse (Mittel) wird schlechtestenfalls noch in Geheimdienst-Gesetzen praktiziert (siehe das erste BND-Gesetz der Bundesrepublik aus dem Jahre 1990). Ansonsten wurde begriffen, daß vertretenswerte Zwecke durch schlechte Mittel desavouiert werden können. Die jüngere Gesetzgebungstechnik verlangt im Regelfall die getrennte Normierung von Aufgaben und (restriktiv zu fassenden) Befugnissen.

Und selbstverständlich: Vergleicht man bundesdeutsche Dienste und ihre gesetzlichen Befugnisse mit Befugnissen und Praxis des MfS – harmlos und von bescheidener Niedertracht wirkt in der Gegenüberstellung, was bundesdeutschen Diensten aus vierzig Jahren Praxis anzukreiden ist. Doch sollten wir uns auf diese Elle einlassen – das SED-Regime und dessen »Schild und Schwert« als Maßstab der politischen Integrität und grundrechtlichen Konformität bundesdeutscher Institutionen akzeptieren?

Der vom Regierenden Bürgermeister angeregte Perspektivenwechsel – der Blick vom verachtungswürdigen Spitzel auf die Auftraggeber – stellt die Frage der Bewertung in radikaler Weise neu. Was ist von Institutionen in einem auf Pluralismus und Demokratie verpflichteten politischen System zu halten, die erst durch ihre planmäßige und systematische Nachfrage jene »verachtungswürdigen Spitzeldienste« schaffen, wie Eberhard Diepgen es so trefflich nannte?

Im Gegensatz zur Kieler Entscheidung aus dem Jahre 1957 sollte nach diesem Perspektivenwechsel auch für Beamte nicht mehr gelten: »Wer für die freiheitlich-demokratische Grundordnung kämpft, hat von allen Tugenden nur eine, daß er für die freiheitlich-demokratische Grundordnung kämpft.«

Der Mensch ist schlecht!

Daß der Mensch verführbar und erpreßbar, zu jeder Un- und Schandtat willig und bereit ist, so der Staat sie lizensiert – die Jahre der nationalsozialistischen Diktatur haben es in singulärer Weise demonstriert. Die papierenen Fäkalien des MfS erinnern erneut daran – wenngleich die seit drei Jahren offengelegten Verbrechen und Gemeinheiten niedlich wirken, gemessen an der gesamtdeutschen (nationalsozialistischen) Vorgeschichte. Doch sollte dies der Maßstab sein?

Die unterschiedliche Nachkriegsentwicklung beider deutscher Staaten hat weiteres gelehrt. Den Menschen zu ändern, durch eine »Erziehungsdiktatur« den neuen, »besseren« Menschen zu gestalten, mißlang. Nichts nützte es, daß im realsozialistischen Versuch die Antifaschisten der ersten Stunde mit Rückhalt ihrer Schutzmacht zum gewaltigen Elitenaustausch schritten und ungleich mehr aus Amt und Würden jagten als die Bundesrepublik. Ein gutes, ein besseres Beginnen, so schien es, und so war's versprochen. Das Ergebnis – fürchterlich!

Und auf bundesdeutscher Seite? Kaum hatten die Besatzungsmächte auf der Suche nach Verbündeten im Kalten Krieg die Lust an Reeducation und Elitenaustausch verloren, kamen die alten Eliten erneut in Amt und Würden. Der Blutrichter oder -staatsanwalt des »Dritten Reiches« fand zur halbwegs rechtsstaatlichen Berufspraxis zurück. Der Arzt, der einst im Konzentrationslager Kindern Phenol in die Blutbahn spritzte, wurde wieder zum verehrten Familienarzt, der die Nacht sich um die Ohren schlug, wenn es galt, der Gebärenden zu helfen.

Die daraus zu ziehende politische Lehre ist einfach. Nicht Menschen im Dienste einer höheren Moral und besseren Gesellschaft umzuerziehen ist der Weg, um der moralischen Insuffizienz unserer Gattung zu begegnen. Institutionelle Bedingungen sind zu schaffen, die staatliche Angebote zur Unmoral dispensieren.

Marktwirtschaftliche Lehren

Allenthalben wird nach dem Zusammenbruch des realen Sozialismus von den heilsamen Kräften der Marktwirtschaft gesprochen. Nehmen wir sie ernst! Wir wissen es aus der Volkswirtschaftslehre: Es ist die – kaufkräftige – Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen, die Produzenten und Angebote schafft. Legale wie illegale Märkte demonstrieren es tagtäglich. Und gleichermaßen gilt es für jene Marktsegmente, die kaufkräftige Nachfrage nach unmoralischen Dienstleistungen bedienen – der Markt der Hurerei, der Stricher und der Dirnen.

Da der Staat hier nur repressiv eingreifen kann – mit Instrumenten jenseits des Marktmechanismus –, sind seine Erfolge gering. Bestenfalls führen sie zur zeitweiligen Verknappung des Angebots, werden in der Folge Preise hochgetrieben mit dem Effekt, daß die nun realisierbaren Extraprofite neue Produzenten und Anbieter anlocken.

Wie ungleich erfolgversprechender die Situation bei jenem Marktsegment, um das es uns geht: der Markt für politische Spitzeldienste. Seit Jahrhunderten ist »Der Staat« Nachfragemonopolist und könnte mit marktkonformen Mitteln eingreifen!

Ein Spitzel wäre nur potentieller Denunziant, nur virtueller Zuträger, gäbe es keine öffentlich-rechtlichen Konsumenten für seine Dienstleistungen. Wenn die Behörden-Nachfrage nach Dienstleistungen entfiele, deren Essenz der Vertrauenserwerb zum alleinigen Zwecke des Vertrauensbruchs ist, verbliebe jene menschliche Bereitschaft zur Denunziation im Stadium der Latenz, liefe ins Leere. Wenn der Staat sich von diesem Markt zurückzöge, würde die Dienstleistung »politische Denunziation« entfallen.

In einer Paraphrase auf ein böses Wort von Karl Kraus über die Lehre Sigmund Freuds sagte der spätere Minister von Merkatz 1954 in einer Bundestagsdebatte: »Bei dem Verfassungsschutzdienst ist es wie bei der Psychotherapie. Die Psychotherapie ist nämlich die Krankheit, die man damit heilen will. Und ich habe ein bißchen das Gefühl, daß der Verfassungsschutz selber die Krankheit ist, die man heilen will. Das muß mal ein Ende finden.« (Protokoll, 16. 9. 54)

Wäre es nicht Zeit, es anzupacken?

Anmerkungen der Redaktion

Wolfgang Engler, geb. 1952, Soziologe, lehrt Kultursoziologie am Institut für Schauspielregie in Ostberlin. Zuletzt erschien von ihm: *Selbstbilder. Das reflexive Projekt der Wissenssoziologie*, Berlin 1992.

Jürgen Fuchs, geb. 1950, lebt in Berlin. Der hier vorgelegte Text stammt aus Vorarbeiten zu einem dreiteiligen Buchprojekt mit dem Arbeitstitel »Landschaften der Lüge«.

Udo Tietz, geb. 1953, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu Berlin im Fachbereich Theoretische Philosophie.

Stefan Welzk, geb. 1942 in Leipzig, Physiker, Philosoph, Ökonom; arbeitet z. Zt. als Wirtschaftsreferent bei der Landesvertretung Schleswig-Holstein in Bonn. Zuletzt erschien von ihm; *Europa '93: Flop oder Fortschritt?* (Köln 1992).

Sabine Sauer und Detlev Konnerth (geb. 1959 bzw. 1957) arbeiten in der von ihnen selbst gegründeten Fotoagentur »Lichtblick« in Westberlin.

Sibylle Tönnies, geb. 1944, ist Professorin an der Hochschule Bremen im Fachbereich Sozialwesen. 1992 erschien von ihr: *Der Dimorphismus der Wahrheit. Universalismus und Relativismus in der Rechtsphilosophie.*

Irene Böhme, geb. 1933, wechselte 1980 von Ost- nach Westberlin; lebt als freie Autorin in Berlin und Schleswig-Holstein.

Herbert Will, geb. 1951, lebt als Psychoanalytiker in München.

Peter Sichrovsky, geb. 1947 in Wien, ist z. Zt. Asienkorrespondent des *Stern* in Hongkong. Zuletzt erschien von ihm *Unheilbar deutsch* (Köln 1993).

Oliver Fahrni, geb. 1955, lebt als Mittelmeer-Korrespondent in Paris.

Markus Heiniger, geb. 1954, Studium der Geschichte in Zürich, arbeitet seit 1990 als Redakteur bei der *Partnerschaft* (Zeitschrift der Entwicklungsorganisation Helvetas) in Zürich. Sein Buch zum Thema: *Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde* (Zürich 1989).

Richard Wagner, geb. 1952, reiste 1987 aus Rumänien aus und lebt seither als Schriftsteller in Berlin. Zuletzt erschienen von ihm: *Heiße Maroni* (Gedichte) und *Giancarlos Koffer* (Erzählung); beide Frankfurt 1993.

Falco Werkentin, geb. 1944, aufgewachsen in der DDR, wechselte 1961 nach Westberlin. Langjähriger Redakteur der Zeitschrift *Bürgerrechte & Polizei (CILIP)*; z. Zt. Mitarbeiter des Berliner Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen.

Kursbuch 116 **Exzentriker** 1. Juni 1994

Kursbuch 117 **Das Volk, der Souverän** 1. September 1994

Vorschauen auf diese Nummern enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 32 und 33.

ABITUR
was dann?

Berufsausbildung?
Studium?
Wo + wie studieren?
Welches Fach?
Berufsperspektiven?
Wie belegen?
Wo bewerben?

Wir bieten die Orientierungshilfe zur Berufswahl:

- **Berufswahl für Abiturienten.** Mit Berufe-Lexikon
- **Studienführer mit Arbeitsmarktperspektiven - für alle Fächer**

Bestellcoupon

- ❑ Prospekt Studienwahl
- ❑ Prospekt Berufswahl
- ❑ Gesamtverzeichnis des Lexika Verlages

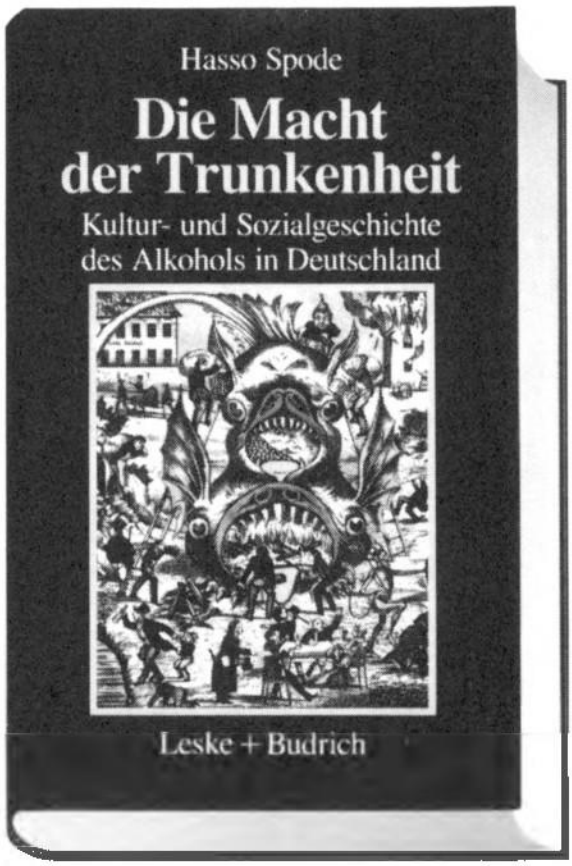
Vor/Nachname

Straße/Hausnr.

PLZ/Ort

Lexika Verlag
Barbara Rumpf
Hofangerstraße 27a
D-81735 München
Telefon (089) 49 17 72
Telefax (089) 40 76 55

Von der tiefen Geschichtlichkeit des Phänomens Alkohol.



Eine faszinierende Darstellung:

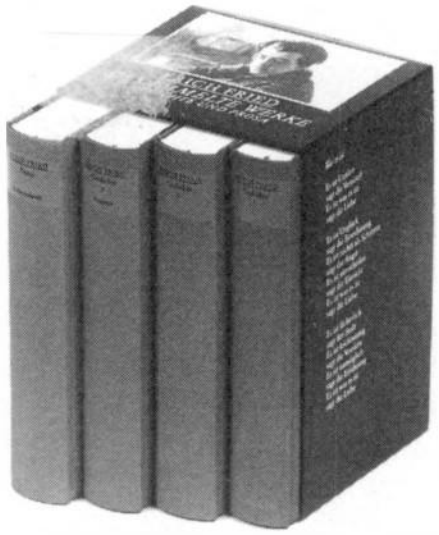
Hasso Spode. Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland. 388 Seiten. Leinen mit Schutzumschlag. 48,— DM.
ISBN 3-8100-1034-0

Leske + Budrich

94–103

ERICH FRIED

»Der Name Erich Fried
wird nicht in Vergessenheit geraten,
darf nicht in Vergessenheit geraten.«
Marcel Reich-Ranicki



Gesammelte Werke

Herausgegeben von Volker Kaukoreit und
Klaus Wagenbach
Vier Bände in Halbleinen im Schuber
2752 Seiten mit Anmerkungen, Gesamtregister und
Lebenschronik
Die erste Werkausgabe mit sämtlichen veröffentlichten
Gedichten und der erzählenden Prosa,
in chronologischer Folge.

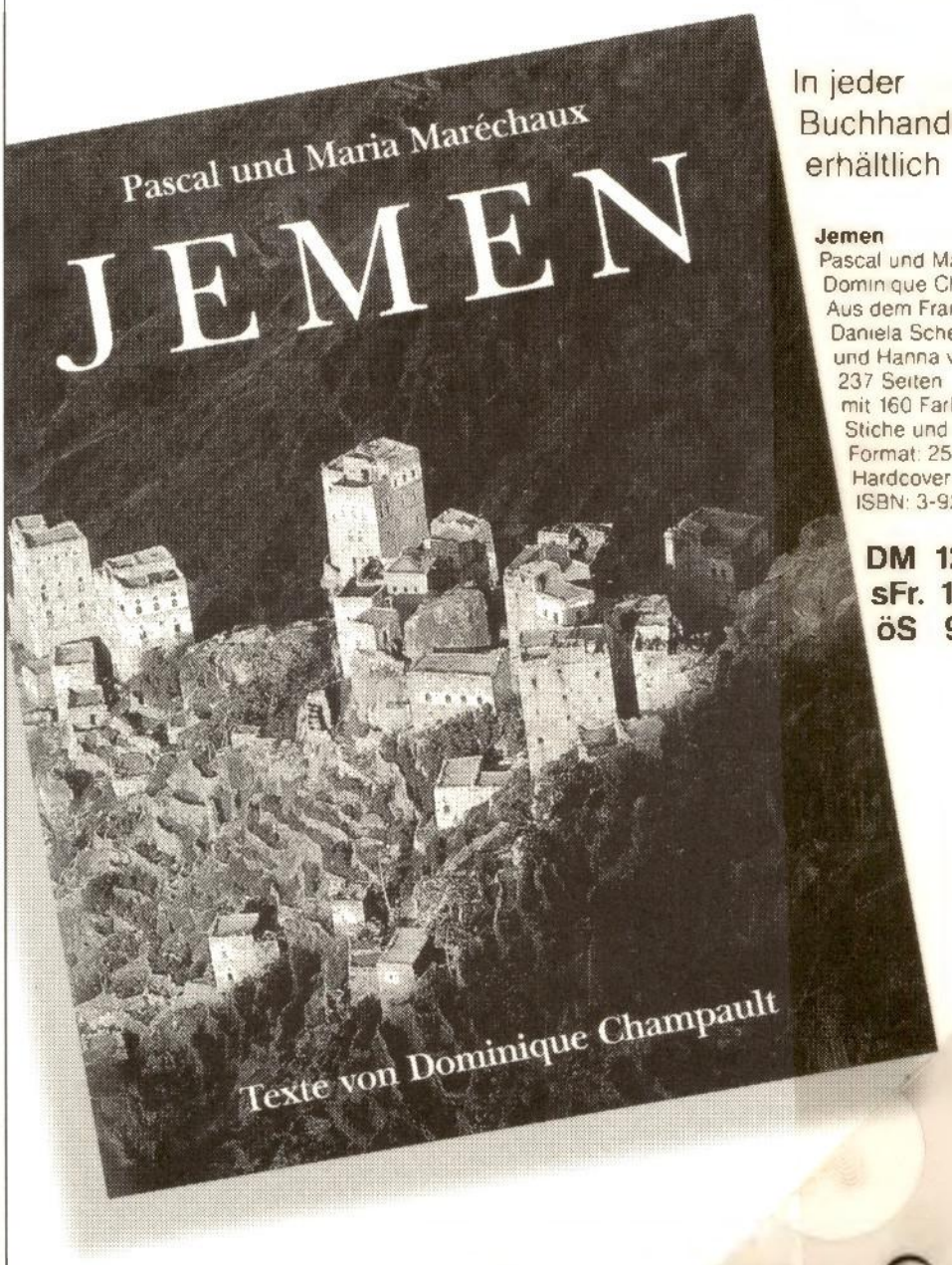
»Eine editorische Glanzleistung von beinahe
anachronistisch anmutender Genauigkeit.«
Michael Bauer

Wenn Sie *mehr* über den Verlag und seine Bücher wissen möchten,
schreiben Sie uns eine Postkarte. Wir schicken Ihnen die *ZWIEBEL*, unseren
Westentaschenalmanach mit Lesetexten und Fotos aus den Büchern.
Kostenlos, auf Lebenszeit.
Ahornstraße 4, 10787 Berlin

Wagenbach

Der Jemen

– ein sagenumwobenes Land durchwebt von „Weihrauchstraßen“
auf denen einst mit Parfüm und Gewürzen beladene Karawanen zogen.
Noch heute kann man im Jemen ein Stück des alten Arabien erleben.
In meisterhaften Fotografien und inspirierenden Essays
begegnen wir hier einer Kultur, die aus ihrer lebendigen Vergangenheit
wichtige Impulse bezieht und in der der Mensch und seine
natürliche Umgebung in faszinierendem Einklang miteinander stehen.



In jeder
Buchhandlung
erhältlich

Jemen
Pascal und Maria Maréchaux
Dominique Champault
Aus dem Französischen von
Daniela Schetar-Köthe
und Hanna van Laak
237 Seiten
mit 160 Farbfotografien,
Stiche und Karten
Format: 25 x 31 cm
Hardcover
ISBN: 3-922619-28-2

DM 128,–
sFr. 128,–
öS 999,–

DA Verlag Das Andere

ROWOHLT
BERLIN

Lachend geht die Welt zugrunde

Bora Ćosić lockt den Leser mitten hinein ins unbeschreibliche Chaos der Zeitläufe, in denen nacheinander Krieg, Faschismus und Kommunismus den Wohnküchenalltag einer heruntergekommenen Belgrader Familie durcheinanderwirbeln. Eine jugoslawische «comédie humaine» und zugleich die Enzyklopädie einer untergehenden Welt.

128 Seiten.
Gebunden.
DM 26,-/öS 203,-/sFr 27,-